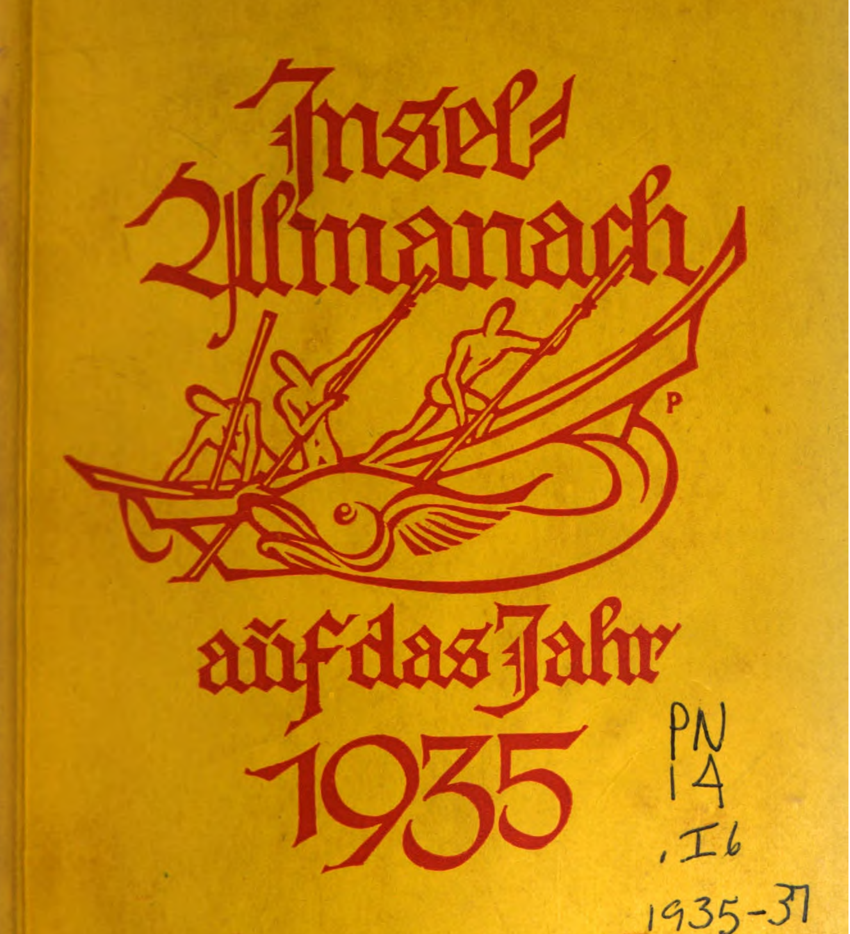





Insel-Almanach
auf das Jahr
1935

Insel-Almanach

auf das Jahr

1935

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Kalendarium

Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk, und gerne mag der Fremde sich dort verweilen.

*

Hölderlin



Januar

1 Neujahr
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend ●

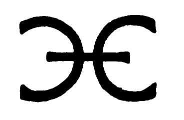
6 Epiphanias
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag ☽
12 Sonnabend

13 1. Sonntag n. Ep.
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend ○

20 2. Sonntag n. Ep.
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 3. Sonnt. n. Ep. ☾
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 Donnerstag





Februar

1 Freitag
2 Sonnabend

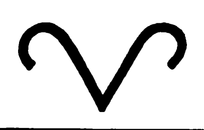
3 4. Sonnt. n. Ep. ●
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 5. Sonnt. n. Ep. ☽
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 Septuagesima
18 Montag ○
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Sexagesima
25 Montag
26 Dienstag ☾
27 Mittwoch
28 Donnerstag





März

1 Freitag
2 Sonnabend

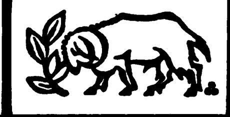
3 Estomihi
4 Montag
5 Dienstag ●
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

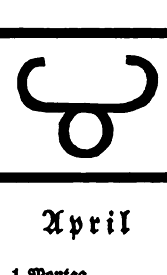
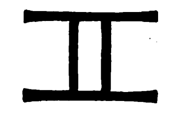
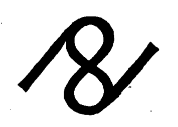
10 Invokavit
11 Montag
12 Dienstag ☽
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 Reminiszere
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch ○
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Okuli
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch ☾
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend

31 Lätare



April

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch ●
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend

7 Judika
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch ☽
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 Palmarum
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Gründonnerstag ○
19 Karfreitag
20 Sonnabend

21 Ostersonntag
22 Ostermontag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag ☾
27 Sonnabend

28 Quasimodogeniti
29 Montag
30 Dienstag

Mai

1 Tag der nat. Arbeit
2 Donnerstag ●
3 Freitag
4 Sonnabend

5 Misericord. Domini
6 Montag
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag ☽
11 Sonnabend

12 Jubilate
13 Montag
14 Dienstag
15 Mittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend ○

19 Kantate
20 Montag
21 Dienstag
22 Mittwoch
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend ☾

26 Rogate
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch
30 Himmelfahrt Chr.
31 Freitag

Juni

1 Sonnabend ●

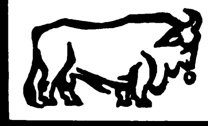
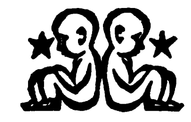
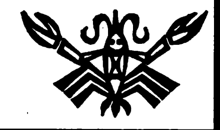
2 Exaudi
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag
8 Sonnabend

9 Pfingstsonntag ☽
10 Pfingstmontag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 Trinitatis ○
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 1. Sonnt. n. Tr. ☾
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 2. Sonnt. n. Tr. ●

Juli

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend

7 3. Sonntag n. Trin.
8 Montag ☽
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 4. Sonntag n. Trin.
15 Montag
16 Dienstag ○
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend

21 5. Sonntag n. Trin.
22 Montag ☾
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 6. Sonntag n. Trin.
29 Montag
30 Dienstag ●
31 Mittwoch

August

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 7. Sonntag n. Trin.
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch ☽
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 8. Sonntag n. Trin.
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch ○
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 9. Sonntag n. Trin.
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch ☾
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 10. Sonntag n. Tr.
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag ●
30 Freitag
31 Sonnabend

September

1 11. Sonntag n. Tr.
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag ☽
7 Sonnabend

8 12. Sonntag n. Tr.
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag ○
13 Freitag
14 Sonnabend

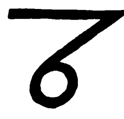
15 13. Sonntag n. Tr.
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag ☾
20 Freitag
21 Sonnabend

22 14. Sonntag n. Tr.
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag ●
28 Sonnabend

29 15. Sonntag n. Tr.
30 Montag





Oktober

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend ☽

6 Erntedankfest
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend ○

13 17. Sonntag n. Tr.
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend ☾

20 18. Sonntag n. Tr.
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 19.Sonnt.n.Tr. ●
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 Donnerstag

November

1 Freitag
2 Sonnabend

3 20. Sonntag n. Tr.
4 Montag ☽
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 21.Sonnt.n.Tr. ○
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 22. Sonntag n. Tr.
18 Montag ☾
19 Dienstag
20 Bußtag
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Totenfest
25 Montag
26 Dienstag ●
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend

Dezember

1 1. Advent
2 Montag
3 Dienstag ☽
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 2. Advent
9 Montag
10 Dienstag ○
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 3. Advent
16 Montag
17 Dienstag ☾
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 4. Advent
23 Montag
24 Dienstag
25 1.Weihnachtstag ●
26 2.Weihnachtstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Sonntag
30 Montag
31 Silvester



Friedrich Schiller / Das Ideal und das Leben

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln, und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.

Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem stygschen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traurgen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Waage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duftger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,



Der am Ziel des Hippodromes winkt;
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Tatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;

Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traurger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte Tat.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ewge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heilgen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duftgem Tau
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die willgen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist –

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Die Reise, die Christian in den sommerlichen Universitätsferien dieses Jahres unternahm, bedeutete die Erfüllung einer mehr als zwölfjährigen Sehnsucht. Den Sextaner hatte die Welt des Griechentums beglückt und umstrickt und für alle künftige Zeit nicht mehr freigegeben; er widmete sich auch fernerhin ihrem Studium und machte es zu seiner Lebensbeschäftigung.

Christian entstammte einer kleinen, armen Familie. Der Vater war Maurer gewesen. Durch zähe Arbeit, aus eigener Tüchtigkeit und kraft einer starken Begabung für alles Bauliche errang er bei dem Unternehmen, dem er als Polier diente, Ansehen und eine sich stets verbessernde Stellung. Nicht der Vater, die Mutter stellte sich gegen die Wahl des Sohnes. Nach dem kurzen Umweg über zwei Semester Jura kehrte Christian zum Studium der antiken Kunstwissenschaft zurück und erwarb sich binnen kurzer Zeit bedeutende Kenntnisse; seine Doktorarbeit über die Haartracht der Griechen erregte bei den Fachgelehrten großer Universitäten nicht allein durch völlig neue Erkenntnisse, die bei dem Stand dieser Wissenschaft nicht mehr erwartet worden waren, sondern auch durch die kühne, aber richtige Verknüpfung der an sich nüchternen Tatsachen mit der Kultur und den oft dunklen Tiefen des antiken Lebens• Aufsehen. Klar in den Erkenntnissen, von kristallener Schärfe und Helligkeit des Ausdrucks, war sie voll lebendigem Feuer, ja untergründiger Glut.

Die Arbeit war ein getreues Abbild des jungen Gelehrten, in welchem zunächst niemand den um griechische Kunst beflissenen Wissenschaftler vermutet hätte. Wegen seiner schmächtigen, fast zierlichen und nicht allzu großen Gestalt, mehr noch wegen seines streng geschnittenen, überdies schönen und regelmäßigen, aber etwas bleichen und verfallenen Gesichtes und der spitzen Theologennase hätte er für einen Geistlichen gehalten werden können; die goldumrahmten Brillengläser verstärkten diesen Eindruck. Meist erst nach längerem Gespräch

brach das Feuer der Seele durch die äußere Stille und Kühle des jungen Mannes.
Am reinsten und hellsten mochte es in dem Gymnasiasten gebrannt haben. Vielleicht war sein Leben in jenen frühen Jahren, als es noch lodernde Begeisterung, weniger Erkenntnis war, dem Geist der großen, vergangenen Zeit am nächsten gewesen. Schwärmerische Freundschaft gedachte die geliebte Welt wieder aufzurichten, das starke und schöne Leben wieder zu gewinnen und festzuhalten. Mit den Jahren hatte sich das Feuer zur Glut besänftigt. Das äußere Leben Christians war schwer geworden, Kummer, ja Not und Vereinsamung in einer veränderten Welt standen in schmerzlichem Gegensatz zu der Welt seiner Neigung. Nun, schon dreißigjährig, war er noch immer Bibliothekar und Kustos des archäologischen Institutes einer kleinen, österreichischen Universität, mit einem Trinkgeld abgefertigt, allwöchentlich am Samstag damit beschäftigt, die Gipsabgüsse der unsterblichen Werke vom Staub zu reinigen. Der Professor, dem Christian unterstellt war, eine weithin berühmte Kapazität, hatte in seinem Assistenten beim Studienbetrieb wie bei seinen privaten wissenschaftlichen Forschungen eine unentbehrliche Stütze; trotzdem war er um das äußere Wohl Christians nur wenig bemüht. Er hatte ihm zwar ein kleines Monatsgehalt verschafft, sich aber nicht weiter um den jungen Mann gekümmert, dessen Arbeitskraft er ganz in Anspruch nahm. Nun, nach dem sechsten Dienstjahr Christians, verschaffte er ihm, von anderer Seite daran erinnert, ein Stipendium zu dieser Reise nach Griechenland.
Christians Denken und Fühlen, seine innersten Regungen, sein ganzes Leben wuchs aus einer Welt, die ihm mühselige, aber freudetrunkene Arbeit geistig erschlossen hatte. Nun sollte er in deren offenbares Leben treten! Sein Glück kannte keine Grenzen. Daß er die Reise in der ungünstigsten Jahreszeit unternehmen mußte, machte ihm nichts aus, stand er doch vor dem Erlebnis, das der Abschluß all seines bisherigen Strebens, die Geburtsstunde allen künftigen Seins werden sollte.

Die sich häufenden Widerwärtigkeiten der beschwerlichen Reise in den glutheißen Tagen wurden zunächst von den anhaltenden Gefühlen der Erwartung und des Glücks überwunden; dann aber kam die Fahrt durch trostlose Einöden: das Reich Alexanders des Großen; am nächsten Tag die Erkenntnis von der Unmöglichkeit, sich einem heißersehnten Ziel, dem Olymp, auch nur nähern zu können. Die erschöpfende Bahnfahrt bei einer unsagbaren Hitze machten es schließlich Christian unmöglich, eines wachsenden Unbehagens Herr zu werden – in Larissa mußte er den Zug verlassen. Körperliches Unbehagen, Angst und Beklemmung hatten ihn zu diesem Schritt gezwungen. Die Luft des Wagenabteils – er fuhr Personenzug – war unerträglich heiß, stickig und schlecht gewesen. Christian gegenüber hatte ein Mann gesessen, der in einer Kiste, aus welcher es unerträglich widerlich stank, lebendes Geflügel mit sich führte; eine schmutzige Greisin aß schmatzend eine Wassermelone, deren Saft aus den Mundwinkeln über den dürren Hals floß; ein neben Christian sitzendes Weib hatte ihr Haar geöffnet und kämmte es, ungehindert nach rechts und links ausholend; ein jüngeres Weib wickelte ihren schreienden Säugling aus grauen, nassen Tüchern; auf dem Boden kauerten Burschen, welche rauchten und den Sitzenden zwischen die Füße spuckten.
Christian fühlte sich ermattet, unwohl, krank. Dennoch empfand er den Entschluß, an der nächsten Haltestelle auszusteigen, als Fahnenflucht. Doch er vertröstete sich damit, daß er auch in Larissa Erinnerungen an die antike Zeit finden könnte, Reste des alten Theaters, Inschriften und Skulpturen; galt es nicht genug, den Boden der Heimatstadt des Hippokrates betreten zu haben? Gewiß, es war gut, sehr angebracht, vor dem Einzug in Athen diese vorbereitende Pause einzuschalten.
Befreit hatte Christian den Zug verlassen, fühlte aber, noch ehe er aus dem Bahnhofsgebäude trat, daß das Unbehagen keineswegs von ihm wich. Auch hier im Freien kochte die Luft und roch widerlich nach Fäulnis und Schmutz. Die Straße, die er betrat,

war eng, überfüllt und voll vom Lärm keifender und erregt gestikulierender Männer. Christian, von brennendem Durst gequält, trat zu einem Obststand; der Verkäufer überschüttete ihn mit aufdringlicher Freundlichkeit, Neugierige blieben stehen, umdrängten den Fremden in dichtem Kreis, gafften ihn an und betasteten Mantel und Kleidung. Der Verkäufer des nachbarlichen Standes versuchte Christian an sich zu locken, woraus sich ein greller Streit entwickelte, daran die gesamte Umgebung teilzunehmen begann. Christian eilte, die Früchte in der Mütze tragend, einem Platz zu, die lästigen Neugierigen aber verließen ihn keineswegs, ihre Schar wuchs mit jedem Schritt. Aus der schattigen Straße auf den freien Platz tretend, fühlte sich Christian so schwach, daß er auf den Schutzmann zutaumelte; er bat um Auskunft, wie er zum Peneios kommen könnte. Der Schutzmann schaute Christian verständnislos und sichtbar ohne die Absicht, ihn zu begreifen, an. Christian, von einer Gier nach labender Kühle erfüllt, wendete sich an die lästigen Mitläufer; doch auch sie verstanden ihn nicht. Der Fluß, an den er aus dieser stinkenden Gluthitze, die den Atem benahm, fliehen wollte, hatte seit vielen hundert Jahren einen anderen Namen. Als Christian von Wasser zu sprechen begann, wiesen ihm die Männer einen Brunnen. In seiner Verzweiflung machte Christian, so kläglich ihm das auch erschien, einige Schwimmbewegungen, wonach er sofort begriffen wurde. Durcheinanderschreiend wies ihm jeder der Männer Weg und Richtung; auch der Schutzmann hatte sich mit eingemischt, aber nur, um, wie es Christian verstand, vor dem Flusse zu warnen.

An einigen niedrigen, blindfenstrigen Hütten vorbei erreichte Christian das Freie. Schon lockte die ersehnte Rast am Ufer des noch unsichtbaren Flusses, dessen Lauf dichtes Buschwerk verriet. Christian ging hastig über ausgetrocknete Wiesen, deren Boden hart und aufgerissen war und unter den Schritten wie Holz klang. Eingehüllt vom wehenden, glühenden Brodem einer Backofenglut, fühlte Christian den Schatten, in welchen er getreten war, als kühles Labsal; auch den Augen, vor denen ein feuriges

Gelb zu kreisen begonnen hatte und purpurne Flammen aufgeschagen waren, tat die sanfte Bläue wohl. Christian blickte sich um, er fand nicht gleich die riesige Baumkrone, die den Schatten auf den tennenharten Boden warf.

Die Luft stand silbrig, klar und leuchtend über dem harten Schilfwerk und den blaugrünen Uferbüschen; wie in ein glühendes, kristallreines Wasser ragten die Sträucher empor, die zwischen dem Ufersteg und den Feldern in regelloser Wildnis standen. Ermuntert schritt Christian weiter, eine Stelle zu finden, die das Ufer freigab.

Er fand sie. Durch das dampfende Dickicht führte eine schmale Furt; der Fluß war breit und schlammig, das Wasser schien tief und warm, es floß schnell und lautlos. Am jenseitigen Ufer krochen und klammerten sich die gekrümmten Wurzeln mächtiger Ulmen in den ockerfarbenen, harten Boden; hinter dem schütteren Uferbuschwerk dehnte sich eine Baumwildnis, in welcher kräftiges Licht und dünne Schatten durcheinander brauten.

Das Ungestüm dieses urtümlichen Bildes aus Busch, Baum und Wasser machte Christian glückselig. Zwar hatte ihn die Mattigkeit nicht verlassen, als er sich in der Nähe der Furt unter dichtem Gebüsch niedergesetzt hatte; er fühlte schon, daß sie nicht von außen her in ihn drang, sondern aus seinem Innern, von einer verzehrenden Glut herrührte, die am Ende Krankheit sein mochte. Doch der Anblick dieser Wildnis aus Schilf, Buschwerk, Wasser, wehenden Schatten, flutendem Licht und aufsprühendem Blattgefunkel überwältigte ihn. Wie ein Knabe gebärdete er sich, da er Rock und Hemd abwarf und die Schuhe aufzuschnüren begann. – Doch sein Vorhaben, sich auszukleiden, um im Fluß zu baden, wurde durch ein Auflachen verhindert, das von den Feldern hinter dem Wall aus niedrigen, dichten Sträuchern drang. Christian klang es wie Zerbrechen von Glas. Er getraute sich nicht, nach den Frauen auszuschauen oder gar aufzustehen und näher zu treten, er saß beschämt und wie gescholten. Nach einer Weile aber mußte er sich erheben; die Sonne hatte sein schattiges

Versteck erreicht. Nur widerwillig rückte er weiter und saß schon wieder, die Kniee angezogen, die Arme darum gespannt. Er mochte immerhin eine Zeit lang in der Sonne gesessen haben, ihn fröstelte nun im Schatten, und die Haut brannte ihm. Widerwärtig, aufdringlich und lästig erschien ihm nun das schrille, unaufhörlich schwingende Gezirp der Grillen, das von allen Seiten tönte, von Wiese und Feldern, aus dem Gebüsch, aus den Baumkronen. Selbst im Schatten war es unerträglich heiß geworden, naß klebten Christians Haare, sein Mund war trocken, trotzdem ekelte ihn vor den verstaubten, welkenden Früchten. Die Sonne schlich sich auch in dieses Versteck ein; scharfe Lichtpfeile, die zwischen dem Laub einfielen, zerrissen die Dämmerung und trafen schmerzlich das müde Auge.

Es war totenstill geworden. So plötzlich war das scharfe Kreischen der Grillen abgebrochen, daß Christian erschrak. Jetzt war das Wasser des Flusses zu hören, das sich am Ufer in ausgehöhlten Buchten und zwischen Wurzeln verfing; dieses schwache Geräusch ließ die unermeßliche Tiefe der Stille ahnen.

Christian erhob sich und trat aus dem Gebüsch. Die Glut schlug ihm in einer breiten Welle entgegen und überschwemmte ihn. Er taumelte zurück, hielt sich aber am Stamm eines Baumes und schaute aus. Der Himmel glühte weiß, blasse Blitze fuhren darüber hin.

Christian fühlte das herannahende Gewitter wie eine Erlösung. Er wollte bis zum Abend hier warten, dann in die Stadt zurückkehren und das Gasthaus aufsuchen; er hoffte nach Regen und Abkühlung Ruhe und Schlaf zu finden und erfrischt den Weg, den heiligen Weg nach Athen antreten zu können. Schon diese bloße Erwartung beseelte ihn neuerdings. Er lehnte an dem Stamm, sah dem Spiel der fast farblosen Feuer des Himmels und der zuckenden Blitze zu und fühlte aus dem wesenlosen Silber des Firmaments und dem blassen Gold der Blitze etwas unsagbar Schönes und göttlich Erhabenes.

Er bemerkte die Männer erst, als sie in seiner unmittelbaren Nähe



vor dem freien Abstieg zum Fluß hielten. Es hätte seiner schüchternen Zurückhaltung vor den nicht gerade vertrauensvoll aussehenden Fremden nicht bedurft; die Männer kümmerten sich nicht um ihn. Entweder hatten sie ihn tatsächlich nicht bemerkt, oder sie übersahen ihn mit gelassener Nichtachtung. Sie wechselten einige wenige Worte untereinander und begannen ihre derben, vielfach beschmutzten und zerrissenen Kleider auszuziehen. Zwei standen schon unmittelbar vor dem Wasser, sich mit einer Hand noch am Gestrüpp festhaltend, als die Frauen vom Feld aus dem Buschwerk auf den freien, schmalen Platz traten. Sie redeten die Männer an, die nur kurze Antwort gaben und im Auskleiden nicht inne hielten. Vom Ufer herauf stieg einer von den beiden, die schon bereit gewesen waren, ins Wasser zu tauchen – es war der jüngste von allen fünf –, ging auf die Frauen zu, welche, breite, flache Körbe, die mit Früchten gefüllt waren, in die Hüften gestützt, dastanden. Er nahm eine rotgelbe Zuckermelone, brach sie mit geschicktem Griff in zwei Hälften, biß in das Fleisch und trank den Saft. Auch zwei von den anderen waren zu den Frauen getreten und griffen ohne ein Wort in die Körbe. Die Früchte in der Hand, begaben sie sich nach kurzem Gespräch wieder an das freie Ufer, standen oder setzten sich und aßen, indes die Frauen weitergingen und verschwanden.
Christian hatte sich nicht gerührt. Die Frauen waren nahe bei ihm vorbeigekommen, sie verhielten sich, als stünde er nicht hier. Er hatte die fast wortlose Begegnung der Frauen des Feldes mit den Männern betrachtet und war auch jetzt in den Anblick versunken. Eine erste, leise Dämmerung durchschauerte die heiße Luft, in ihr ging von den kräftigen Körpern der Männer ein Leuchten aus. Nicht einförmig war es vor den von zarter Dämmerung durchsponnenen Büschen, ockergelb waren die gewölbten Brüste und festen Hüften, die breiten Schultern und kräftigen Schenkel des einen, der Körper des jüngsten war nußbraun, die anderen schimmerten in mattem Silbergrau und sanftem Goldgelb. Die Gesichter waren fest, derb, ja grob, die Hände

hingen wie Klumpen an den Armen, die Fußsohlen legten sich breit auf den glühenden Boden.
Christian erschien dieses lässige Sitzen und Stehen der Männer vor dem Fluß als ein Bild wunderlicher Unwirklichkeit, die ihn berückte, erschreckte, verzauberte. Unwirklich erschienen ihm nun auch die Geräusche, die er doch schon vorher, allmählich in die Stille auftauchend, vernommen hatte: das Aufkreischen der über den Fluß hinschießenden Schwalben, das Gurgeln und Würgen der Frösche, das Krächzen der auffliegenden oder sich in den Baumkronen niedersenkenden Krähenschwärme. Es waren nicht Geräusche mehr, es waren Stimmen, die zu verstehen Christian verwehrt war.
Wo bin ich? fragte er sich. Bin ich in eine heilig verwunschene Landschaft geraten? Stehe ich am Ufer des Flusses, der Welten voneinander trennt? Sind diese nackten, kräftigen Männer Halbgötter, die gelassen verschmähen, mich zu necken, zu vertreiben, zu vernichten? Die Frauen – wer sind die großen, stattlichen Frauen vom Feld gewesen? Welches Wunder diese fast wortlose, selbstverständliche Begegnung?
Rasch nacheinander waren die Männer ins Wasser gesprungen, griffen mit ihren Armen weit aus, warfen sich auf den Rücken, ließen sich tragen, kämpften gegen die Strömung – ein rauschendes Spiel der männlichen Kräfte mit den Kräften des Wassers. Am jenseitigen Ufer angekommen, griffen sie nur flüchtig nach einer Wurzel, um sich umzuwenden, schwammen schon wieder und rasteten noch nicht, als sie das Ufer wieder erreicht hatten.
Angelockt von dem Spiel der Leiber in dem kühlenden Strom, trat Christian ans Ufer, fühlte sich aber als Zuschauer kläglich verloren. Als Knabe hätte er sich jauchzend in die Flut gestürzt und sie spielend bezwungen. Nun aber getraute er sich nicht. Ihm war, als er, vom Ufer zurückgetreten, saß und schaute, aus dem glühenden Atem der Natur müßte ihm ein grausiges, ein verdammendes Wort entgegenschmettern. Als gälte es einen Entschluß um Leben und Tod, warf er die Kleider rasch ab, trat an

die freie Stelle des Ufers, stieg tiefer und ließ sich in den Strom gleiten.
Mit tierischer Aufmerksamkeit und Neugier blickten alle Männer zugleich auf Christian; doch sie beachteten ihn nicht weiter. Ungestört gaben sie sich schon wieder dem Spiel mit dem Wasser hin, das sie in alle Ewigkeit nicht zu verlassen gewillt schienen. Nur für den ersten Augenblick hatte Christian eine Erquickung, nach kurzem schon eine um so größere Mattigkeit gefühlt. Er konnte der Strömung des Flusses nicht widerstreben, er brachte es nicht einmal zuwege, ihn zu überqueren, und mußte sich tragen lassen. Beklemmende Angst durchfuhr ihn und wollte ihn lähmen. Er merkte, daß das Wasser unregelmäßig war, in gewissen Streifen und Tiefen bitter kalt, dann wieder lau und warm, es floß an manchen Stellen rascher, anderswo wieder schien es ihn festhalten zu wollen. Die Ermahnung des Schutzmanns fiel Christian ein. – Wie und wo würde er den Fluß verlassen können? Wie weit würden seine Kräfte reichen? Er fühlte, daß er nun schon nicht mehr nur widerstandslos getragen, daß er angezogen wurde. Ein Strudel! Todesängstlich kämpfte er dagegen an, es gelang ihm mit knapper Not, der Gefahr zu entrinnen, doch er war völlig erschöpft. Er versuchte, sich auf den Rücken zu werfen, er schnellte wie ein Fisch in die Höhe und platschte unbeholfen zurück; das Vorhaben war mißlungen. Er war von den Männern beobachtet worden, durch das Plätschern des Wassers klang ihr höhnisches Lachen, das Christian gerade noch hören konnte, ehe er, nach einigen planlosen und verzweifelten Schlägen, den Kampf aufgeben mußte und untersank.
Auch dies hatten die Männer als Spiel des Schwimmenden vermutet, den sie schon wieder sich selbst überließen. Doch als Christian nicht wieder auftauchte, stieß einer von den Männern einen lauten, dumpfen Ruf aus, worauf alle in weitausholenden Schlägen auf die eine Stelle zu schwammen, tauchten und suchten.
Als Christian am nächsten Morgen zeitig im Zimmer des Wirtshauses erwachte, fühlte er sich wohl matt und kraftlos, doch die

Dinge um ihn kamen ihm überklar zum Bewußtsein. Er erkundigte sich genau nach den Vorgängen vom Abend und fragte, was vorgefallen, wie er gerettet und hierher gebracht worden sei. In einem fließenden Französisch wurde ihm Auskunft gegeben: der Herr möge sich in keiner Weise sorgen, es sei nur ein kleiner Fieberanfall gewesen, welcher keinem Fremden, der zu dieser Jahreszeit nach Griechenland reist, erspart bliebe und, je nach der Widerstandskraft, Stunden, einen oder höchstens zwei Tage anhalte. Von einer Rettung aus dem Fluß wußte der gesprächige Grieche nichts zu berichten, und Christian gab es auf, danach zu fragen.
Er blieb noch bis zum Abend in Larissa. Vor der Abreise nach Athen fühlte er sich, trotz der überstandenen Gefahr und Anstrengung, rüstig, ja frohgemut, so, wie er es nicht einmal vor Antritt der Reise gewesen war. Gelassen und ruhig bestieg er den Zug, der ihn nach dieser kurzen Unterbrechung an das große Ziel bringen sollte. Er wunderte sich nur anfangs über die Wandlung, die mit ihm vorgegangen war. Die abendliche Szene, die Frauen vom Feld mit den in die breiten Hüften gestützten, fruchtbeladenen Körben, die kräftigen Männer, leuchtend im schleierzarten Blau des frühen Abends, ihr Spiel im Fluß ... all das kam ihm in Erinnerung, sobald er, zurückgelehnt, die Augen schloß. Er legte die Hand darüber und entfernte sie lange Zeit nicht, als fürchte er, das Bild könnte entschwinden. Es blieb, als er in die vorübergleitende Landschaft blickte. Ein Lächeln glitt über das strenge, bleiche Gesicht und begann seine Schönheit zu enthüllen.
Nein, nun hatte er keine Angst mehr vor dem Göttlichen der Stadt, der er entgegenfuhr.

Reinhold Schneider / Speyer

Wieviel auch eine jede alte deutsche Stadt zu sagen hat vom deutschen Schicksal: dem Schicksal eines Volkes, das seinem tiefsten Wesen nach nur nach der höchsten Krone und Verantwortung greifen konnte und deshalb überschüttet wurde mit einem Elend

ohnegleichen, so ist doch keine erfahrener als Speyer; die kleine Stadt im alten Kaiserland ist freilich sehr still geworden unter den Stürmen: so still wie der Rhein selbst, der in gemessenem Bogen an ihr vorüberzieht, von Pappeln begleitet, und nur mit den weißen Schaumlinien an den Tragebooten der Schiffbrücke seine geheime Heftigkeit verrät. Der Dom liegt einsam am Strom, von Wipfeln umfaßt, einem Schiffe gleich, das in grauer Zeit einmal hierhergetrieben wurde und nun nicht mehr zurückgetragen wird auf die Wellen des Lebens, vielleicht weil seine Zeit vorüber ist; vielleicht auch weil es zu schwer wurde vom Frachtgut des Schicksals. Die Sonne fällt in breiten Strahlenbändern durch die offenen Fensterbogen der Türme; sie umspielt die Kreuze auf den Spitzen und auf der Vierungskuppel; die Stadt liegt verborgen hinter dem Domhügel und den Bäumen, und der Strom eilt den schönsten Landschaften seiner Wanderung zu: fern sind noch die schwellenden Weinhügel seines beginnenden Mittags um Bingen, die Höhen und Abstürze des Siebengebirges; ferner der Dom zu Köln, dessen Geläut die erste Mahnung der Mündung, des Abends, herniederträgt. Dennoch sind sie eins: der Dom und der Rhein und das weit sich hindehnende Feld des rechten Ufers, wo die Heere sich sammelten und vorüberzogen; das Haus der Toten, die, an Leben gesättigt, in der Krypta ruhen; der Strom, der dem Neuen entgegendrängt: sie grüßen einander in ihrer Verbundenheit. Aus der Landschaft wuchs der Bau, sie zu überragen und ihr den höchsten Sinn zu geben: als Schauplatz der Geschichte, die nichts anderes ist als das sich ewig wandelnde Verhältnis eines Volkes und der Menschheit zu Gott; diese weite Landschaft von den blauen Höhen der Hardt bis zu den Höhen des Odenwaldes, was wäre sie endlich in all ihrem stillen Glanz ohne die Entscheidungen, die auf ihr sich vollzogen; und wie hätten diese Entscheidungen fallen können, wenn die Landschaft nicht ihren Raum bestimmt und mitgewirkt hätte mit Bergen und verstreuten Waldstücken, dem Strom und der Mündung des kleinen Speyerbachs unter dem Hügel des Gotteshauses?

Eiche und Esche, Linde und Ahorn, von Efeu beschwert, reichen dicht bis an die Apsis; der Stein leuchtet rot durch das Laub, und die Türme verlieren sich unter den Zweigen. Hier, wo der Dom dem Strome zugekehrt ist, ruht er ganz in der Stille, und die alte Reinheit der Form blieb ungetrübt. Schmale Säulen tragen die Bogen, die Galerie umkreist das Rund; hoch überragen die Türme die Kuppel. Das Portal öffnet sich gegen die Stadt. Und wenn nun auch kleine bunte Häuser die Straße bilden und das Blühen vor den Fenstern, die Behaglichkeit der geschwungenen Giebel und grünen Läden die frohe Genügsamkeit umschränkten Lebens zeigen, so hat der Zug der Straße vom Dome zum hochragenden Tore hinab doch die alte Größe: hier konnten Kaiser schreiten; hier herauf bewegten sich die Fürsten zum Reichstag. Das nüchterne Licht eines erschöpften Jahrhunderts erfüllt die Hallen, doch es vermochte nichts über den Raum, und die blassen Gestalten vergehn vor der Größe der Maße: diese mit überschmalen Diensten geschmückten Pfeiler, diese in ferne Höhe hinaufgetriebene Wölbung sind dem gotischen Lebensgefühl schon weit näher als dem romanischen; schon ist das Gewicht überwunden, entschwert unaufhaltsames Streben die Masse. Aber die Krypta dunkelt unter dem Chore: es ist der erhabenste Raum auf deutscher Erde. Schwere Säulen steigen aus dem Dämmer, auf nach unten gerundeten Würfelkapitellen ruht die Last. Oben, in der Kathedrale, ist freie Herrlichkeit, Streben und Steigen: hier allumfassender Ernst. Hier erschallte am Karfreitag, bei verhüllten Fenstern, die Klage um den Erlöser; und der Brauch erhielt sich bis zu diesem Tag. Einst bewahrten die Gewölbe ein verschollenes Heiligtum: den rauschenden Kelch; Taube lauschten in ihn hinab, in der Erschütterung ihres Glaubens: sie hörten die Tiefe ohne Grund und wurden geheilt; in das Bodenlose senken sich die Pfeiler. Rudolf von Habsburgs Grabmal steht in der Mitte, dem Portal der Gruft gegenüber, das als Inschrift die Worte dessen trägt, durch den Könige herrschen: „Per me reges regnant.“ Wenn das Licht fällt auf das Antlitz des Kaisers, so ist es uns seltsam nah und

zugleich fern: Leben, über das der Friede kam; die schweren Falten der Stirn zeugen noch von dem Gewicht des Amtes, und die Hände lassen Zepter und Apfel nicht; aber die Augen des Kaisers sind vertraut mit der Dunkelheit und mit dem Licht, das, den unsern unsichtbar, hinter ihr erstrahlt.

Einsam steht Heinrichs V. Sarg: des letzten Saliers, der in unbändigem Machtwillen seinen Vater Heinrich IV. in Schmach und Tod gehetzt und dann endlich den im Banne Gestorbenen, dem lange die Erde verweigert ward, feierlich begrub zu Speyer: es war der Tag, da die Bürger Freie wurden: „Zum Seelgerettete Unseres lieben Vaters, des Kaisers Heinrich, glückseligen Angedenkens" beschenkte der Sohn die Bürger mit Freiheiten auf kaiserliche Weise. Denn aus dem Aufrührer wurde ein Kaiser, sobald er die verpflichtende Krone erlangt hatte: es war die Herrscherkraft, die ihn zur Empörung getrieben und ihn, wie die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger, schon schuldig werden ließ, ehe er begann. Denn die Sachsenherzöge kämpften gegen die Franken, als diese den Königsreif trugen: der Sachse Otto ward wieder von Konrad, dem Wormser, befehdet; als Konrads Stamm herrschte, entbrannte die Empörung der Herrschsüchtigen wieder; gegen Lothar, Heinrichs V. Nachfolger, zog der Hohenstaufe vor Speyer zu Feld: so daß der Kaiser den Weihnachtstag vor den Mauern der Stadt, in der Kälte feiern mußte, statt drinnen; und die hohenstaufische Macht hatte den Ansturm der Welfen zu bestehn. Nur wo Überfluß ist, da ist auch Macht; nur wo zuviel geschieht, da geschieht Bleibendes; das Reich war ein unaufhaltsames Steigen und Drängen der Kräfte, eine Überzahl von Berufenen ward plötzlich erweckt und somit zum Bruderkampfe gezwungen; aber nur wo viele Erwählte sind, da wird Einer alle überragen; es ist entweder überströmender Reichtum, oder es ist nichts. Friede war niemals im Reich: das Reich war nur Leben, dieses im höchsten Sinne verstanden: als Dienst an einer unerfüllbaren, das Irdische weit übersteigenden Forderung.

Die Platten unter dem Gewölbe verraten nichts mehr vom Wesen des Reichs: hier ruht Adolf von Nassau neben Albrecht von Österreich, seinem Todfeinde, von dessen Hand er fiel; sie selbst gelangten längst an die Grenze aller Feindschaft, und die französischen Mordbrenner vertauschten sogar ihre Gebeine: so daß nun ein jeder unter dem Namen seines Feindes ruhte: doch der Haß der Geschlechter brannte noch, als Wilhelm von Oranien gegen Philipp II. kämpfte und sich auf den Tod Adolfs von Nassau, des Kaisers aus seinem Geschlechte, berief. Auch Albrecht wurde ermordet wie Philipp von Schwaben, der Sohn Barbarossas: in ihnen vollzog sich wohl noch die Tragödie des Reiches: so wie das Gesetz der Gesamtheit sich auch an den Schwachen vollstreckt, die in sie geboren sind; die mächtigste Kraft lebte nicht mehr in ihnen.

Als aber Konrad II., der erste Kaiser aus dem salischen Haus, in der Morgenfrühe des 12. Juli 1030, als die Höhen, die das Rheintal umfassen, sich eben entzündeten, den Grundstein eines Klosters legte auf der Limburg, um den Stammsitz seiner Väter zu einem geweihten Orte zu machen: da war die große Zeit des Reichs, die Zeit der Schaffenden und Bauenden gekommen. Denn der Kaiser stieg sofort zu Pferd und eilte mit den Fürsten von der Höhe hinab dem Rheine zu nach Speyer, dort den ersten Stein des Domes zu setzen, und eh der Mittag noch herabkam, führte Konrad den Zug aus dem Stadttore hinaus, um davor, auf dem Weidenberg, den Grundstein des Johannesstiftes zu legen. So stiegen drei Bauwerke zur selben Zeit empor, während der Kaiser, ein Vorbereiter und Vollender zugleich, die Kraft des Reiches zusammenraffte und über die Grenzen hinüberriß in neues Land: Heinrich III., sein Sohn, stand in den Augen der Welt auf der letzten Zinne der Macht; er beschenkte den aufwachsenden Dom mit Land, einem goldenen, edelsteinbesetzten Kreuz und Reliquien, bis er sich zuletzt unwillig von ihm wandte: dem stolzen Kaiser schien der enge Raum des Königschors nicht würdig genug, die Toten seines Geschlechts zu empfangen. Unter Heinrich IV., den

das Unglück nicht freigab und doch nicht völlig überwand, wurden die Gewölbe geschlossen; sieben Glocken hingen in der Kuppel unter der goldenen Kugel, von den Türmen zu beiden Seiten bewacht; Heilige hüteten das Innere in strenger Gebärde; die Dämonen wurden in steinerne Fratzen gebannt. Noch drängte der Rhein an die Grundmauern: er durchwühlte die Erde und erschütterte das Mauerwerk; der Bischof von Osnabrück, den der Kaiser als ersten Baukundigen berief, verstärkte mit großer Kunst die Fundamente; und der Dom stand fest.

Er stand; und die Zerstörung konnte beginnen. Vielleicht war es schon ein verhängnisvoller Tag für den Dom, als Bernhard von Clairvaux am Vorabend des Weihnachtsfestes 1146, von der Schweiz den Strom herabfahrend, bei Speyer landete; Bischof und Bürgerschaft empfingen ihn mit brennenden Kerzen; im Dom, am Ende der feierlichen Straße, wartete Kaiser Konrad III., der erste Hohenstaufe, im Kreise der Fürsten. Den Legaten durchglühte der Eifer für das Heilige Land, das die Sarazenen, nachdem es kaum erobert war, wieder bedrohten; doch er kannte die Stimmung des Kaisers, vielleicht auch die Not des Reichs, das eines starken Herrn bedurfte, und schwieg. Am Stephanstage sprach er zum Volk, und das Feuer zuckte auf. Noch weigerte sich der Kaiser. Da aber, am Fest des hl. Johannes, als der Reichstag versammelt war, bestieg der Heilige unerwartet den Lettner. Er entwarf das Bild des Gerichts: wie, wenn der Kaiser erscheinen müsse vor seinem Herrn und dieser ihn fragte, was er für den Erlöser getan? Und da sich die Erschütterung der Hörer schon bemächtigte, pries Bernhard das Amt des Königs und seine Kraft: ist der König nicht weise, nicht mutig, nicht stark: und wem dankt er diese Gaben, wenn nicht Gott, der den Dienst von ihm fordert? Da spürte der Herrscher die Macht des göttlichen Rufes; weinend unterwarf er sich dem Auftrag, den Gott selbst zu geben schien; schon ward das Kreuz an seinen Mantel geheftet; als aber die Erregung übermächtig den Raum durchflutete, das Volk hereindrängte, die Fahnen wehten und Ritter und Fürsten im Augen-

blick zu Kreuzträgern geworden waren, da die unerhörte Ferne des Heiligen Landes Herren und Volk in ein anderes Dasein hinüberzog: da warf der Kaiser den blauen Königsmantel ab, die verzehrte Gestalt des Heiligen auf die Schulter zu nehmen und ihn vor das Volk zu tragen.

Der Kreuzzug mißlang; im Sand Ägyptens verströmte die Kraft, und die beschämten Kreuzfahrer wagten kaum heimzukehren; über den Heiligen, dessen Werk zertrümmert war, kamen die letzten bittern Jahre; auch der Kaiser überlebte den gescheiterten Kreuzzug nicht lange. Noch stieg das Gestirn des Reichs: das Jahrhundert des dritten großen Geschlechts, der Hohenstaufen, hatte erst begonnen; mehr als ein Jahrhundert ward keinem gegönnt, in dieser Zeit wurde die Kraft auch der Stärksten verbraucht. Das Reich aber, das die Erde umfassen und ordnen sollte und doch ganz dem Jenseits unterworfen blieb, sank: es gab keinen Frieden zwischen Kaiser und Papst: keine Versöhnung der höchsten Gewalten; und der Zwiespalt des Innern, der vielleicht nur der Zwiespalt des ewig zwischen Diesseits und Jenseits schwankenden Lebens ist, zerstörte endlich die Macht des Reiches bis in die Wurzeln.

So war es nur die Vollendung unwandelbaren, angeborenen Schicksals, als am dritten Pfingsttage, dem 31. Mai 1689, die Trommeln französischer Mordbrenner erdröhnten in der Stadt. Die Bürger waren in den Wald und über den Rhein geflüchtet; noch schwankten die beladenen Wagen auf der Straße, eine leichte Beute marodierender Soldaten; der Dom verwahrte hochgestapelte Habe. Es war der letzte Tag der Stadt. Die Soldaten entzündeten die dicken Brandwürste und warfen sie in die Häuser, ungeachtet der zurückgebliebenen Kranken und Greise, die Feuer und Rauch sich heranwälzen sahen von Haus zu Haus, bis sie dem Elemente endlich verfielen; zwei Tage lang drängte sich die Brandwolke, von Flammen durchblitzt, empor; am Abend des zweiten Tages, zugleich mit der Nacht kam ein Gewitter herauf. Der Wind warf die Funkengarben aus den Brandstätten hinüber

auf noch unversehrte Giebel; das Münster, dessen Erhaltung feierlich zugesichert war, wurde von dem Statthalter bewacht: er löschte die erste Flamme, die auf der Glockenkuppel tanzte; unten, im Kreuzgang, waren Soldaten mit Brandwürsten an der Arbeit. Da fiel das Feuer auf die Hauptkuppel, sie im Augenblick, vom Winde getrieben, zu umfassen; eilig fraßen sich die Flammen an den dürren Sparren fort; das Blei begann zu fließen. Der Nordturm neben der Glockenkuppel ward ergriffen; nun stürzte sich das Feuer auf die Glockenkuppel nieder, der Statthalter gab mit den Seinen das Dach auf und eilte in den Dom, die Heiligtümer zu retten; doch schon schoß ihm das fließende Blei entgegen, in das aus der Kuppel das Erz der Glocken tropfte. Als die Sonne sich wieder erhob über dem Odenwald, lag das niedergebrochene Gewölbe des Langhauses rauchend zwischen ausgebrannten Mauern.

Doch es blieb noch die Sage von der Herrlichkeit der Kaiser: der letzte Besitz der Nation. Mit dem Eisenhammer zertrümmerten die Soldaten die Platten, mit Minenbohrern wühlten sie in die Tiefe, Schätze zu suchen und zu zerstören, was unzerstörbar ist. Denn wenn sie auch die Kleinodien der Toten mit sich schleppten und die Gebeine verstreuten – Ludwig, ihr Herr, erlangte die Kaiserkrone nicht: sie schwebt, wie die Krone unter der Kuppel des neu erbauten Doms, den Fremden unerreichbar, über der alten Erde. Der eigentliche Haß der Feinde Deutschlands gilt dem deutschen Vermächtnis: dem Reich; darum sank Speyer in Schutt; denn erst wenn seine Vermächtnisse zerstört, seine Überlieferungen getilgt werden, stirbt ein Volk; diese letzten Werte aber, die in unserer Erde ruhen, wird kein Hammerschlag der Fremden treffen, kein Brecheisen herauswühlen: ihr Dasein ist unser Dasein, das von ihnen ernährt wird, aus ihnen steigt; und ihr Ende ist dann erst gekommen, wenn unser Wille sich von ihnen wendet.

Aus dem Buche „Auf Wegen deutscher Geschichte.
Eine Fahrt ins Reich".





Hans Burgkmair: Sebastian Brant

Drei altdeutsche Schwänke aus dem 16. Jahrhundert

Gute Ausrede eines Ordensmannes

Es war zu Florenz ein Ritter, der hatte einen Ordensmann zu seinem Beichtvater; dieser hatte während der Fastenzeit dort alle Tage gepredigt. Am Ostermontag wollte der Ritter dem Beichtvater Ehre antun und lud ihn zu Gast, er solle mit ihm essen.

Der Beichtvater kam, ehe die Messe aus war, und der Herr war noch in der Kirche. Es hungerte den Beichtvater, und so ging er in die Küche; da sah er vielerlei Gebratenes am Spieß, Fasanen und Kraniche. Er sprach zu der Köchin: „Für das Gebratene wäre jetzt die allerbeste Zeit, es zu essen; gebt mir eine Keule von dem Kranich, so kann ich warten." Die Köchin sprach: „Wahrlich, ich darf es nicht tun; mein Herr könnte mich zum Hause hinaus jagen, wenn ich ihm das Wildbret also geschändet auf den Tisch brächte. Wenn Ihr aber selbst nehmt, hab ich keine Schuld daran." Der Beichtvater ging mit dem Messer an den Braten und riß die Keule aus. Dazu gab ihm die Köchin ein Weißbrot und ein halbes Maß Wein. Der Beichtvater schmauste es.

Da man nun zu Tisch aß und der Braten aufgetragen wurde, da lag der Kranich auf der verwundeten Seite. Der Herr sprach: „Wo ist denn der andere Schenkel hingekommen?" und wollte fast zornig werden über die Köchin. Der Ordensmann wollte ihn begütigen und raunte ihm ins Ohr, weil er neben ihm saß, er solle vor den Gästen zufrieden sein; wenn man gegessen habe, wolle er ihm beweisen, daß der Vogel nicht mehr als einen Schenkel gehabt habe. Als vernünftiger Mann ließ der Herr es dabei.

Als man nun gegessen hatte, sprach der Ritter: „Wohlan, Herr Beichtvater, wir wollen spazieren gehen." Sie gingen vor die Stadt hinaus, wo die Bürgerkinder und die adeligen laufen und springen. Unterwegs sprach der Ritter: „Herr Ordensmann, Ihr habt gesagt, der Vogel habe nicht mehr als einen Schenkel ge-

habt, wie steht es damit?" Der Ordensmann sprach: „Das will ich Euch zeigen", und er führte ihn auf eine Wiese vor der Stadt Florenz. Da standen viele Kraniche, wie sie es gewöhnlich tun, auf einem Bein. Der Ordensmann zeigte dies dem Ritter und sprach: „Seht Ihr nun, daß die Vögel allesamt nur ein Bein haben?" Da schlug der Ritter in die Hände, so daß die Vögel erschraken und die Hälse ausstreckten und auch den andern Schenkel. Da sprach der Ritter zu dem Ordensmann: „Was nun, seht Ihr, daß sie doch zwei Schenkel haben?" Da sprach der Beichtvater: „Lieber Herr, hättet Ihr die Hände auch bei Tisch also zusammengeschlagen und damit gesagt, so hätte sich auch der andere Schenkel gezeigt."

Vom Geschmack des Bratens und dem Klang des Goldes

Es kann auch einmal ein Narr ein Urteil finden, das ein weiser Mann nicht finden kann, wie diese Geschichte erweist. Es kam einmal ein armer Mann, ein Bettler, in ein Wirtshaus, da steckte ein großer Braten an dem Spieß. Der arme Mann hatte ein Stück Brot, das hielt er zwischen den Braten und das Feuer, daß der Geschmack von dem Braten in das Brot ginge; dann aß er das Brot. Das tat der arme Mann, bis er kein Brot mehr hatte. Dann wollte er fortgehen.

Der Wirt forderte von ihm die Zeche. Der arme Mann sprach: „Ihr habt mir doch nichts zu essen noch zu trinken gegeben. Wofür soll ich zahlen?" Der Wirt sprach: „Du hast dich gesättigt von dem Meinen, von dem Geschmack des Bratens, das sollst du mir bezahlen!"

Sie kamen miteinander vor das Gericht. Da ward die Sache aufgeschoben auf einen andern Gerichtstag. Nun war einer der Gerichtsherren, der hatte einen Narren daheim, und über dem Essen kam die Sache zur Sprache. Da sprach der Narr: „Er soll den Wirt bezahlen mit dem Klang des Geldes, wie der arme Mann auch gesättigt wurde von dem Geschmack des Bratens."


Dero Narren lache Ich Allenn
Denn mir Jren Kolbñ thůn gefalleñ

Da nun der Gerichtstag kam, blieb es bei dem Urteil, und das Urteil fand ein Narr.

Wer mit zahlt, darf mit essen

Zu Passau war ein kurzweiliger, doch eigennütziger Wirt, der riß viel seltsamer Possen. Und wie ein Gast mit einem großen Ranzen hineinkommt, sagt der Wirt zu dem Gast: „Landsmann, tu den Ranzen ab und rück hinzu, daß noch einer hier sitzen kann!" Der Gast, der viel heimlicher Ding in seinem Ranzen hätt, sprach: „Mein lieber Wirt, ich geb meinen Ranzen nicht von mir!" – „Nun, wohlan," sprach der Wirt wider, „so mußt du das Mahl für ihn zahlen, das sei dir zugesagt." Der Gast lachte und sprach: „In Gottes Namen."

Wie man das Mahl gessen, mußt der Gast für den Ranzen zahlen. Der Gast schwieg still, bis er wiederum heimzog und wieder in das Wirtshaus kam. Der Wirt erkennt den Gast, spottet sein und sprach: „Heut wirst du wohl den Ranzen ablegen, ungeheißen." Der Gast sagt: „Trau, nein, nicht, und wann ich noch einmal sollt für ihn zahlen, so tät ichs nicht." Wie man zu Tisch sitzet und der seinen Ranzen anbehielt, sagte der Wirt, er müsse für den Ranzen zahlen. Die Rede bekümmert den Gast ganz und gar nicht.

Bis daß man den Braten hertrug. Sprach der Gast zu dem Wirt: „Hört Ihr, Herr Wirt, weil ich für meinen Ranzen neulich gezahlt und jetzt weiter zahlen soll, muß ich ihm, Sommerpotzdrüs, auch zu fressen geben, denn er ist leer worden." Und nahm drei gebratne Hühner und steckt sie in den Ranzen und zwei schöne weiße Brote. Hernach, wie der Käse kam, schnitt er ihn zweimal voneinander und stößt ihn hinein. Der Wirt begann sauer zuzusehen, und es verdroß ihn sehr. Wie es aber der Gast bemerkt, sprach er: „Mein Wirt, es wär ein unbillig Ding, daß einer zweimal sollt zahlen und sollt sich nicht einmal genugsam satt essen." So spottete er des Wirtes.

Aus Band 457 der Insel-Bücherei „Die Schellenkappe"

Karl Scheffler / Volksgärten in London

Vor mehr als fünfundzwanzig Jahren hat der Belgier Henry van de Velde, der damals dem sich erneuernden deutschen Kunstgewerbe der wichtigste Anreger war, für den Insel-Verlag ein kleines Buch geschrieben, das er „Amo" nannte. Er zählte darin auf, was er in seiner Umwelt leidenschaftlich liebe. Unter den Gegenständen programmatisch zugespitzter Neigungen, zu denen er auch seine Leser zu überzeugen versuchte, wurde der Londoner Hyde Park genannt. Begeisterung für einen großstädtischen Park in solcher Gedankenverbindung klang uns damals manieriert. Doch erscheint der Überschwang, wenn nicht aus den damals angegebenen Gründen, so doch im Ziel, noch heute verständlich, wenn man den Hyde Park kennt. Nicht weil er wohl der am besten angelegte Volkspark in Europa ist, ein grünes Paradies mitten im Getriebe des an verwirrenden Bildern eines immer noch hochkapitalistischen Reichtums und einer ebenfalls kapitalistisch gezüchteten Armut überreichen Stadtmonstrums London, sondern weil er darüber hinaus wie eine verwirklichte soziale Utopie erscheint und Eindrücke vor Augen führt, die den Lebenden zurufen: so kann, so soll die Umwelt eures Feierabends überall einst aussehen! Dieser Volksgarten ist nicht nur eindrucksvoll, weil er viele Vorzüge des englischen Parks vereint und durch eine erstaunliche Großräumigkeit, durch nirgends eingeengte Blicke auf tiefe Flächen schönen Rasens und auf Gruppen herrlich gewachsener Bäume das Auge erfrischt. Es sind auch nicht Erinnerungen an die Rolle, die der Park mit seinen Korsostraßen, Reitwegen und Rendezvousplätzen für großstädtischen Reichtum, mit seinen edlen Pferden, seltenen Hunden, schönen jungen und spleenigen alten Menschen, mit seinen gesellschaftlichen Ereignissen und Modeschauspielen in der Geschichte der Eleganz einst gespielt hat, was ihn der Phantasie merkwürdig macht. Das Erlebnis stellt sich spontaner ein: das Landschaftliche erhält höhere Bedeutung durch die Art, wie die Bevölkerung – ungefähr der vierte Teil des

englischen Volkes – es sich noch heute zu eigen macht. Unmöglich ist es, unberührt zu bleiben beim Anblick der Menschenscharen, die in lockerer Ordnung quer über die Rasenflächen dahinziehen, die gemächlich an den sanften Abhängen im Gras lagern oder auf den reichlich vorhandenen Liegestühlen ruhen, die ohne Geschrei auf den grünen Plänen spielen und Sport treiben oder die von den Wegen, von der Brücke, von ihren Autos aus sogar still die Wasserflächen des Sees betrachten. Die bis ins letzte durchsozialisierte englische Landschaft – Stendhal hat sie „rührend" genannt – ist in all ihrer saftigen Frische unbeschädigt in das von Ruß und Staub geschwärzte, von Lärm unerträglich erfüllte London gedrungen, wie um das Übermäßige der Stadt auszugleichen, das allzu Gedrängte aufzulockern und das Beste von dem, was in dem unbarmherzigen Stadtgebilde an unbefangener Menschlichkeit erhalten geblieben ist – und es ist erstaunlich viel – zu einer erlösenden Parkruhe hinzulocken. Die unnatürlich lebende Millionenbevölkerung beweist mit diesem Volksgarten ihren Sinn für einfache und gesunde Natur.

Der Hyde Park ist nur Teil eines größeren zusammenhängenden Parkgeländes. Im Westen setzt er sich unmittelbar fort in den Kensington Gardens, im Osten schließt sich der Green Park und weiterhin – mit der Achse auf den Buckingham Palast zielend – der St. James's Park an. Der ummauerte Palastgarten kommt auch noch hinzu. Die Diagonale dieses ganzen Grüngeländes mißt mehr als vier Kilometer. Durchwandert man dieses durch eine niemals langweilende Gleichförmigkeit beruhigende, von einem phantastisch dichten und lauten Verkehr umrauschte Parkgebiet kreuz und quer, so kommt man zu der Überzeugung, daß keine andere Weltstadt in ihrem innersten Bezirk einen Volkspark von solcher Ausdehnung, Schönheit und Lebendigkeit besitzt. In Paris ist die architektonisch bestimmte Stadtlandschaft der Straßen, Flußläufe und Plätze viel bedeutender als in London; doch bleiben die von modernen „Landschaftsgärtnern" geschaffenen Reize des Bois de Boulogne hinter den Schönheiten

des Hyde Park weit zurück. Berlin hat an der Oberspree und an der Havel eine schönere Umgebung als London an der oberen Themse; doch läßt sich der Tiergarten, der ein Mittelding von Wald und Park und darum keins von beiden ist, mit dem Hyde Park nicht vergleichen. Kopenhagens Buchenwälder liegen weit außerhalb der Stadt, Roms Campagna ist eine tragische Geschichtserinnerung, und Wien hat zu lange Festung sein müssen, was London, die Inselhauptstadt, kaum jemals zu sein brauchte, um im Innern Raum für große Parke frei halten zu können. In London sind die großen Parkgelände immer städtebaulich gedacht worden. Was um so erstaunlicher ist, als die Stadt sonst keineswegs ein Vorbild des Städtebaues ist oder als die vorhandenen städtebaulichen Gedanken in andern Fällen mehr ad absurdum als zum Vorbildlichen geführt worden sind. Ein sprechendes Beispiel bietet die Art, wie der gute Gedanke der einheitlichen Blockfront im Stadtbild mißhandelt worden ist. Bei der Anlage der Parke scheint man schon vor dreihundert Jahren eine Ahnung von der zukünftigen Ausdehnung gehabt zu haben. Nur die ungeheure Größe der Stadt macht es, daß die zusammenhängenden Gebiete von Hyde Park, Kensington Gardens, Green Park und St. James's Park, die den Verkehr nur an einer Stelle, dem Hyde Park Corner, einen Durchlaß gewähren, nicht ein Pfahl im Fleische der Stadt sind, daß der Verkehr ringsherum fließen kann, ohne eigentlich merklich gestört und verzögert zu werden. Auf solche Umwege kommt es in London schon nicht mehr an, um so weniger, als der Verkehr sehr elastisch ist.

Daß es sich um Absicht, nicht um einen vereinzelten Glücksfall handelt, beweisen die andern Volksgärten in London. Da ist der große Regent's Park mit dem Primrose Hill und dem Zoologischen Garten zwischen beiden, da ist der Battersea Park mit der schönen Uferstraße an der oberen Themse, der hügelige Greenwich Park am Unterlauf des Flusses, der Victoria Park im Osten, und da sind ähnlich angelegte Volksgärten in allen Stadtteilen. Die un=

zähligen geschlossenen Squares – auch die Parke sind geschlossene Anlagen –, die grünen Inseln im Steinmeer gleichen, kommen hinzu. Weiter draußen aber finden sich die freien, weiten Landschaften des Richmond Park, der Hampsteader Heide, des Bushy Park bei Hampton Court usw. Die Karte Londons ist grün gesprenkelt wie kaum eine andere Stadtkarte. Alle Anlagen aber haben dieselben Grundzüge: es wechselt mit weiten Grasflächen der schönste Baumbestand, der so recht von der Achtung des Engländers vor dem Baum zeugt; es wechselt damit in der eindrucksvollsten Weise das besonnte mit dem schattigen Gelände und die Fläche mit den in klangvollen Silhouetten sich türmenden Laubmassen. Nur wenige gut gehaltene Wege führen durch die Gärten, nur vereinzelt sind Fahrbahnen angelegt, und diese stehen nur Privatfahrzeugen zur Verfügung. Wege sind auch kaum nötig, da die meisten Besucher ihren Weg über den Rasen nehmen. Für den Fremden gehört dieses Wandeln über die kurzgeschorenen, weichen Wiesen zu den überraschendsten Erlebnissen; es erzeugt ein eigenes Gefühl von Freiheit. Es ist allerdings nur möglich, weil die Selbstdisziplin des Engländers musterhaft ist, weil jeder sich als Mitbesitzer und darum mitverantwortlich fühlt. Der Boden wird selten verunreinigt, die Parke sehen immer sonntäglich sauber aus. Hinzu kommt das ungemein günstige Klima. Es fördert das Wachstum des Rasens so, daß dieser nur in selten eintretenden Perioden sommerlicher Trockenheit seine Frische und teppichartige Dichtigkeit verliert. Das Klima ist durch seine Feuchtigkeit und mittlere Temperatur nicht eben angenehm; da die vom Golfstrom berührte Insel Winterfröste aber kaum kennt, so kommt die Mittellage dem Wachstum der Pflanzen so sehr zugute, daß eine fast tropische Flora gezüchtet werden kann. Die Rhododendren bilden in einigen öffentlichen Gärten kleine Wälder und blühen fast exotisch wild zu einer Zeit, wo die Männer noch den Rockkragen, der Kühle wegen, hochschlagen. Was diesem Klima abgewonnen werden kann, zeigt in jedem Frühling die Blütenfülle der botanischen Gärten in Kew an der Themse; dort

läßt sich auch beobachten, welch passionierte Gartenliebhaber die Engländer sind: sie stehen in Scharen vor den blühenden Bäumen nicht anders da, wie die Menschen in zoologischen Gärten die Käfige der seltenen Tiere umlagern.
Die Entstehung der Londoner Volksgärten liegt oft weit zurück. Einer der wichtigsten Schöpfer war Heinrich VIII. Dieser Blaubart hat offenbar eine in England zwar nicht seltene Baulust, doch auch ein in England ungewöhnliches Bauherrnverständnis gehabt. Auf ihn geht die Anlage des Hyde Park zurück und die des St. James's Park. Dort handelte es sich um Bodenbesitz der Westminster Abbey, hier um eine Sumpfwiese. In beiden Fällen wurde zunächst ein Wildgehege angelegt. Dieses war oft der Ursprung englischer Parkanlagen; woher es kommt, daß sie bis heute etwas vom Charakter des Wildgeheges bewahrt haben – ein Eindruck, der oft durch grasendes Wild unterstützt wird. Auch Hampton Court, dessen lange Zugangsstraße durch die schöne Baumlandschaft des wildreichen Bushy Park führt und in dem romantisch strengen Schloßgarten an der Themse endet, ist unter der Regierung Heinrichs VIII. angelegt worden. Später hat der repräsentationsfrohe Karl II. manches für die Londoner Parkanlagen getan. Auf ihn geht z. B. der Greenwich Park zurück. Auch unter den vier Georgen sind die Gärten dann weiter entwickelt worden. Nicht selten geschah es, indem große Gemeindeweiden außerhalb der Tore liegender Ortschaften parkartig ausgestaltet wurden. Darum hat sich auch oft einiges vom Wesen der Gemeindewiese erhalten. Der Regent's Park ist so entstanden. Undefinierbar historisch wirkt in ihrer spröden Einsamkeit die von Wildrudeln belebte, neun Quadratkilometer große Eichenlandschaft des Richmond Park; und eine geschichtliche Stimmung von ungebundener Schönheit liegt über dem weiten bergigen Gelände zwischen Hampstead und Highgate, von dem ganz London überblickt werden kann, das noch wilde Heide war, als Constable dort malte, das heute aber auch schon von der unersättlichen Stadt in weitem Bogen umbaut ist.

Das Historische ist überall freilich nur ein feines Ingrediens des Volkhaften, es legitimiert gewissermaßen die Demokratisierung der an sich aristokratischen Parklandschaft. Die gefühlsmäßige Demokratisierung ist im übrigen vollkommen. Angesichts des sonntäglichen Lebens und Treibens in den Londoner Volksgärten kommt einem unwillkürlich das Faustwort auf die Lippen: „Solch ein Gewimmel möcht ich sehn!" Denn hier ist etwas wie eine Erfüllung. Ein Bild von Volksglück tut sich auf. Gewiß, es ist halb eine Illusion, denn dahinter murrt der Moloch London. Doch braucht es nicht für alle Zeiten ein Als-Ob zu bleiben. Menschen, die ihrem Feierabend, ihrem Sonntag einen so bedeutenden Rahmen geben konnten, werden einst auch ihren Werktagen, ihren Arbeitsstätten und Wohnungen eine würdige Form geben können.

Rainer Maria Rilke / Späte Gedichte

O sage, Dichter, was du tust? — Ich rühme.
Aber das Tödliche und Ungetüme,
Wie hältst du's aus, wie nimmst du's hin? — Ich rühme.
Aber das Namenlose, Anonyme,
Wie rufst du's, Dichter, dennoch an? — Ich rühme.
Woher dein Recht, in jeglichem Kostüme,
In jeder Maske wahr zu sein? — Ich rühme.
Und daß das Stille und das Ungestüme
Wie Stern und Sturm dich kennen?: — weil ich rühme.

An Hölderlin

Verweilung, auch am Vertrautesten nicht,
Ist uns gegeben; aus den erfüllten
Bildern stürzt der Geist zu plötzlich zu füllenden; Seen
Sind erst im Ewigen. Hier ist Fallen
Das Tüchtigste. Aus dem gekonnten Gefühl
Überfallen hinab ins Geahndete, weiter.

Dir, du Herrlicher, war, dir war, du Beschwörer, ein ganzes
Leben das dringende Bild, wenn du es aussprachst,
Die Zeile schloß sich wie Schicksal, ein Tod war
Selbst in der lindesten, und du betratest ihn; aber
Der vorhergehende Gott führte dich drüben hervor.

O du wandelnder Geist, du wandelndster! Wie sie doch alle
Wohnen im warmen Gedicht, häuslich, und lang
Bleiben im schmalen Vergleich. Teilnehmende. Du nur
Ziehst wie der Mond. Und unten hellt und verdunkelt
Deine nächtliche sich, die heilig erschrockene Landschaft,
Die du in Abschieden fühlst. Keiner
Gab sie erhabener hin, gab sie ans Ganze
Heiler zurück, unbedürftiger. So auch
Spieltest du heilig durch nicht mehr gerechnete Jahre
Mit dem unendlichen Glück, als wär es nicht innen, läge
Keinem gehörend im sanften
Rasen der Erde umher, von göttlichen Kindern verlassen.
Ach, was die höchsten begehren, du legtest es wunschlos
Baustein auf Baustein: es stand. Doch selber sein Umsturz
Irrte dich nicht.

Was, da ein solcher, ewiger, war, mißtraun wir
Immer dem Irdischen noch? Statt am Vorläufigen ernst
Die Gefühle zu lernen für welche
Neigung, künftig im Raum?

Ernst Bertram / Sinnliche Überlieferung

Wer je den Park von Weimar durchwanderte, die Sammlungen des Goethehauses durchging, immer drängte sich ihm Eines auf: wie stark und wie bewußt Goethes Wille gewesen sein müsse, eine sinnlich sichtbare Überlieferung seiner selbst vorzubereiten, zu schaffen, wohlvereinigt zu hinterlassen. Was sonst nur Völker,

Städte, Fürsten verwirklicht haben, hier ist es dem ‚langen Willen' eines geistigen Herrschers gelungen: sich selbst, die Ausstrahlung seines Wesens sichtbar dauernd zu erhalten, das edle Gehäuse einer einmaligen, so nie wiederkehrenden Kultur zu überliefern.
Man muß das Testament Goethes lesen, soweit es sich auf die Erhaltung seines Hauses, seiner Sammlungen als Besitz der Nation bezieht, um über den bewußten Willen Goethes zu dauerndem Sichtbarbleiben seines persönlichsten Kulturkreises völlig deutlich zu werden. Nie hat in Deutschland ein Mann so stark den Wunsch nach individueller Nichtsterblichkeit gehegt wie Goethe – nämlich zur individuellen Unsterblichkeit seines Bildes, im augenhaftesten Sinn genommen. Es war ein posthumer Triumph dieses goethischen Willens, wie er sich in seinem Testament ausdrückt, daß noch eben rechtzeitig vor dem Kriege seine wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen jene würdige Aufstellung und schöne Sichtbarkeit gefunden haben, in der jüngsten Erweiterung des Goethehauses am Frauenplan. Seitdem erst sieht man mit Augen, wie wirklich und wesentlich Goethe die Tendenzen eines ganzen wissenschaftlichen und historischen Jahrhunderts in seinen Sammlungen vorhergeformt hat. Es gibt wohl keine Stelle in Europa, wo man von der vorausbildenden Kraft des Genius eine so unmittelbare und so nachhaltige Vorstellung gewinnt, wie eben im Hause Goethes, in den Räumen seiner Sammlungen. Hier steht das neunzehnte Jahrhundert sinnlich vorweggenommen da, wie es etwa in den ‚Wanderjahren' geistig-dichterisch vorweggenommen ist.
Die plastische Kraft Goethes hat auch dieses Haus geschaffen. Als Bildner hat Goethe sich, seit dem Erwachen zu voller Selbstbestimmung in Rom, immer gefühlt. Vor dem riesigen Abguß der Juno Ludovisi, von der sein Musik- und Gästezimmer den Namen trug, war es, wo er zu dem Gast und Freunde die selbstsichern Worte sprach: „Ich bin ein Plastiker." Und in dem Kapitel der Pädagogischen Provinz, in den ‚Wanderjahren', fallen die

Worte: „Bildende Künstler müssen wohnen wie Könige und Götter. Sie müssen sich zuletzt dergestalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeinde in und an ihren Werken sich veredelt fühlt." Aus solchem Gefühl heraus ward Goethes Bürgerhaus am Frauenplan das Haus eines Königs und Olympiers, nicht im Sinne irgendwelchen französischen Königprunks, sondern als Werkstatt eines geistigen Bildners und Herrschers über sein Jahrhundert. In diesem Hause fühlt man den Herrn einer Epoche. Es gibt kein so fürstliches Haus zum zweiten Mal in dem an Prunkschlössern ludwigischen Stils so allzu reichen Deutschland. Auf jeden Besucher wirkt es als eine Art versteinerter Entelechie von Goethes geistiger Persönlichkeit (wenn auch nicht von seiner künstlerischen Kraft als Dichter). Es bezeichnet am reinsten den Umkreis seines Gewordenseins, ist wie ein Modell jener Pyramide seines Daseins, die schon der junge Goethe so hoch als möglich in die Luft zu spitzen gedachte. Dies Haus ist die Sphäre des zweiten Faust, der ‚Wanderjahre', der Gespräche mit Eckermann, sinnlich geschaut und dinglich überliefert.

Das Bedürfnis und die Kraft, die eigene Lebenssphäre gestaltend zu verdichten, zeigt sich in Goethes Frühzeit unter der Vorform der Freude an jeder plastisch-architektonischen Überlieferung. Den Ruf der Steine hat Goethe immer, bis in die Wanderjahre hinein, am ehrfürchtigsten vernommen. Wo fand der junge Stürmer auf seinem Wege die frühste pindarische Mahnung des „Werde, der du bist"? Es war keine Stimme, kein Gesang, keine Dichtung, kein Gedankensystem und keine religiöse Gottschau aus der Mitte seines Volkes, was ihn zu dem Entschluß brachte, jenes französierende Wesen, dem er, der Rheinländer, nachbarlich spielend, bisher sich spielerisch hingegeben hatte, von Grund aus von sich abzutun und sich von nun an „mit Gewalt und Ernst der deutschen Muttersprache zu widmen", wie ‚Dichtung und Wahrheit' von ihm berichtet. Es war Erwins, des straßburger Meisters, mächtige steinerne Mahnung zur Deutschheit, die ihn zu der großen Huldigung vor dem Genius seines Volkes, vor seinem eige-

nen Genius, vermochte, wie wir sie in dem kritischen Hymnus ‚Von deutscher Baukunst‘, in den ‚Blättern von deutscher Art und Kunst‘, vor uns haben. Urfaust und Götz sind späte Geschöpfe Erwins: dies Wunder des lebendigen Wassers aus dem Stein der Geschichtlichkeit wiederholt sich von nun an immer wieder in Goethes Entwicklung.

Nie hat Goethe sich seliger und fruchtbarer gefühlt als in den Augenblicken geschauter Geschichte: vor dem Münster zu Straßburg; vor den römischen Gebälktrümmern zu Niederbronn im Elsaß; vor den antikischen Säulenordnungen Palladios und den cäsarischen Bauten Roms; vor dem offenbaren biologischen Geheimnis in der Form jenes geborstenen Schafschädels am Lido von Venedig und vor den Schichtungen der böhmischen und thüringischen Berge, die er noch auf den letzten Greisenfahrten mit seinem Hammer um die Geschichte der Erde befragte. Eben dies war das Geheimnis seiner naturforschenden Leidenschaft: der Wunsch, das Gesetz zu sehen, die Geschichte im Aggregatzustande des Augenblicks zu erleben, die Urpflanze, eine ‚Idee‘ nach Schillers berühmtem Einwande, als ‚Erfahrung‘, als leibliches Wesen, zu schauen, zur Sichtbarwerdung zu zwingen.

Sein ganzes Schaffen, in der Frühzeit unbewußt, seit Italien bewußt, ist ein Aufstellen von Gedenkbildern. Gedenkbildern höchster Augenblicke, wesentlichster Erkenntnisse, tiefster Erleidungen. Wie viele Gedenkbilder hat er Freunden, Geliebten, Verehrten aufgestellt. Das Gedicht ‚Euphrosyne‘ ist in seiner Entstehung und geistigen Haltung eines der typisch bezeichnendsten Gedichte Goethes, nicht anders als ‚Ilmenau‘. Wie viele Denkmale sind seinem Werk eingeheimnißt: der Euphorion des Faust ist nur das berühmteste Beispiel. Wie sein Haus voll ist von Bildern der Freunde und Teilnehmer seines Lebenskreises, so ist auch die Sammlung seiner Gedichte voll jener kleinsten Denkmale der Freundschaft, etwa in den Kreisen ‚An Personen‘ oder ‚Inschriften, Denk- und Sendeblätter‘, in denen er sogar den flüchtigsten geselligen Augenblicken seines Daseins sinnliche Denkmale zu

setzen Freude hat, wie er ehemals im Park und im Garten seines Parkhäuschens jene berühmten Denkmale seines innigsten Lebens sich gesetzt hatte:

Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten,
Heiter sprach er zu mir: werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
Ruf ich weihend und froh: bleibe mir Denkmal des Glücks!...

Dies, wenn irgend etwas, ist goethisch: jedem ‚bedeutenden Augenblick' — ‚Augenblick' — seines Lebens einen Denkstein ‚genio huius loci' zu setzen, wie seine Inschrift des berühmten Schlangensteins im Park zu Weimar lautet.

Was Goethe so für sich selbst erreichte: das lebendige Glück seines Lebensablaufes in Gestaltungen und Denkbildern sich sinnlich dauernd zu verdichten, das ist auch der Sinn seiner erzieherischen Lebensarbeit an seiner Nation. Zusammenhang der Überlieferung; Erbgang und Dauer; sinnliche Erbschau — dies war es, worauf es dem Erzieher Goethe immer wieder und vor allem ankam. Der ‚Wilhelm Meister', vor allem die ‚Wanderjahre', ist voll dieser Forderungen; die späten Gespräche, mit Riemer, mit dem Kanzler von Müller, mit Eckermann, alle kreisen sie um diese Willensmitte. Er wollte es, bewußt, zunächst für seine Person, sein Leben, seinen persönlichsten Kulturkreis leisten. Aber wie niemand nur für seine persönliche Kultur und ihre Überlieferung wahre Sorge tragen kann, ohne zugleich den Schatz seines Volkes zu mehren, so hat Goethe, indem er Dichtung und Wahrheit seines Lebens formte, zugleich auch die große unbewußte Selbstdarstellung des Deutschtums ermutigt zu sich selber, zum Bewußtsein erzogen.

Das gemeinsam gewordene Bewußtsein des Besitzes von großen Meisterwerken erschafft homerisch eine Nation — weit über vergängliche politische Formungen hinaus: das war das Gefühl, aus dem heraus die großen Erneuerer unserer Sprache und Dichtung

im achtzehnten Jahrhundert, die Haller und Klopstock, die Lessing und Herder, die Freunde von Weimar, bewußt daran arbeiteten, den von ihnen erlebten inneren Rang und Adel ihres gesunkenen und mißhandelten Volkes sichtlich und sinnlich zu machen, Gestalt werden zu lassen. Goethe, der um die ‚Gesetze' wußte, wie nur ein Platon oder Lionardo, er hat auch hier bewußt, seit Italien, seine formende Kraft in den Meisterdienst an der Schaffung einer geistigen Nation gestellt. In dem Gefühlswissen um das Gesetz, daß die großen Bildner es sind, die die Nationen schaffen, daß Homer, Dante, Cervantes und Shakespeare Schöpfergeister ihrer Völker im tiefsten Wortsinne sind, hat er in der Stille seiner ‚weltzugewandten Einsamkeit' von Weimar sich zum Schöpfer seiner Nation gebildet. Das volle Bewußtsein davon lebt in allen Äußerungen seiner letzten drei Jahrzehnte, wenn auch nicht überall so deutlich wie in den Worten zu Eckermann: „Als ich achtzehn Jahre war, war Deutschland auch erst achtzehn." Ein sichtbar sinnbildliches Leben aufzustellen vor seiner Nation und eine Überlieferung dieses Lebens im Werk und außerhalb des Werks — das war Goethes hohes Spätziel. Und durch dies deutlich gemachte Leben Deutschland zugleich über deutsches Wesen selbst deutlich zu machen, es in jedem Sinn des Wortes zum Selbstbewußtsein zu erheben, dies war der tiefste Sinn jenes Zieles.

Der Fluch des deutschen Wesens war immer die Tarnkappe, die es trägt. Die Unerkennbarkeit, die verschleierte und verschleiernde Vieldeutbarkeit alles deutschen ‚eigentlichen Seins'. Der Mangel eines gültigen Gleichnisses seiner selbst. (In der äußerlichsten Sphäre gekennzeichnet durch das Fehlen einer deutschen Hauptstadt, in allen Jahrhunderten deutscher Geschichte: weder Wien noch gar Berlin waren je Hauptstadt Deutschlands; sie waren und sind Grenzstädte in jedem Sinn.) Diese höchst eigentümliche Unsichtbarkeit des eigenen Wesens für andere und für sich selber hat schon Luther empfunden, der doch selbst entscheidend an dem edelsten Tarnhelm deutschen Wesens, der Musik, mitgewoben hat, durch seinen Sieg des Ohres über das Auge im protestanti-



Aus dem Hausbuch: Das Liebespaar

schen Luthertum. An dieser tragischen Unsichtbarkeit ihrer Nation nehmen alle geistigen Deutschen teil: fast alle tragen irgendeinen rätselhaften Tarnhelm, greifen nach einem solchen, um im Verborgenen fast nibelungisch zu wirken. Selbst bei Goethe, dem ersten, der den Stirnreif zu tragen wagte, finden sich überall die Spuren dieser Liebe zur Verborgenheit, zum Wirken ‚aus der Höhle‘. „Wer mir singt, soll unsichtbar sein; seine Gestalt soll mich nicht verwirren." Dies Wort aus Wilhelm Meister, wie aus dem Geiste der deutschen Meisterlichkeit gesprochen – Conrad Ferdinand Meyer könnte es ganz so gesagt haben – dies Wort ist in seiner Gültigkeit erst durch Goethe selbst überwunden worden, dadurch, daß er die Gestalt eines Singenden in unvergeßliche Bildhaftigkeit gezwungen hat, wie sie etwa Italien in Dante besitzt. Er hat dem Auge seines Volkes sein Anrecht wiedergegeben auf ein Bild von sich selber. Er hat dem deutschen Menschen Mut gemacht, sich auch außerhalb der ‚Musik‘ ausgedrückt zu finden – die ewige Leistung des ‚Faust‘ – Dichtung und Wahrheit des deutschen Wesens bewußt zu entdecken in dem tausendjährig gehäuften Werkschatz seiner künstlerisch-geistigen Arbeit.

Man konnte das Werk Goethes als eine Vollendung Luthers betrachten. Man kann es auch ansehen als den Versuch einer Wiedergutmachung Luthers: als die Rückeroberung der sichtbaren Welt, die durch Luthers musikalischen Protestantismus zum mindesten für den größeren Teil Deutschlands verschüttet worden war. Goethes Gewalt über die deutsche Seele kommt aus seiner Augenhaftigkeit. „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", ist er der Wächter über den Nebeln. Der einzige Mann, der, hoch über der in ihren Winkeln träumenden oder sinnenden oder werktätigen Volkheit, dieser Volkheit zuerst einen vollen Horizont zu erschaffen wagen durfte, vermöge der schaffenden Kraft seines Wächterauges („Wär nicht das Auge sonnenhaft ..."). Es ist eine mehr als nur humanistische Augenfreude – obwohl auch die sammelnde Freude des humanistischen Auges mit darin enthal-

ten ist. Es ist jene Macht des Auges, die in Wahrheit erschafft, was sie nur zu sehen glaubt.

Diese seine Augenhaftigkeit ist, soweit sie nicht vor allem Geheimnis und Göttergeschenk ist, rheinisches Erbe Goethes. Nur in der deutschen Landschaft, die eine sinnlich sichtbare Überlieferung von achtzehnhundert Jahren heimischer Geschichte, heimatlicher Arbeit, heimatlicher Schicksale, Träume und Werke jedem ihrer Kinder vor Augen stellt, nur in einer solchen Landschaft konnte das Auge eines Goethe zu sich selbst erwachen. Erziehung und Gnade des Südens vollendete nur dies Erbe. Italien ist für Goethe die Vollendung der rheinischen Möglichkeit, die so viel sinnliche Überlieferung, so viel Geschichte als Gegenwart besitzt wie keine andere Landschaft diesseits der Alpen. Der Kult der Gegenwart, dem Goethe in Italien, in Rom sich hingeben lernte, er ist rheinisches Bluterbe in ihm. Seine Reise in die Rhein- und Maingegenden, 1814 bis 15, ist dafür noch ein spätes Zeugnis. Das Erlebnis des Kölner Doms, zusammen mit dem Freiherrn vom Stein, ist der letzte Nachklang jener Jugendentzückung vor dem Werk Erwins von Steinbach, ist die eigentliche Abbitte an sein Volk, die in ‚Epimenides Erwachen' nur spröde symbolisiert war. Und sein Heidelberger Eindruck von der kölnischen Bildersammlung der Brüder Boisserée und ihres Freundes Bertram, wie ihn Boisserée überliefert, ist ein ergreifendes Zeugnis seines Willens, sich keiner Sphäre der sinnlich gewordenen echten Überlieferung seines Volkes zu entziehen; ist eine Art Heimkehr zu der in ‚Rom' verleugneten ewigen Lutherhaftigkeit des deutschen Wesens: „Aus diesem Bilde schlägt einem die Wahrheit wie mit Fäusten entgegen." Der Ring um den sinnlich-geistigen Überlieferungsbesitz des Deutschtums, in Straßburg begonnen, wurde fünfundvierzig Jahre später in Köln und Heidelberg gegründet.

Der Ring von Goethes deutscher Sendung freilich wird erst geründet sein mit dem Augenblick, da das Bild des Deutschtums als eine überlieferbare, anschaubare, in der Mannigfaltigkeit ein-

heitliche, sinnliche Gegenwart vor der Gesamtheit der geistigen Nation steht. Wo er die bildlose Nation — bildlos ihrer selbst — zum Besitz einer geformten Geschichte in schaubaren Sinnbildern erziehend genötigt hat. Diese Entwicklung aber deutet sich erst an. Ein Jahrhundert Goethe hat nur erst diese geistige Einheit des Volkes, im bewußten Besitz der in Denkmalen und Werken verdichteten Vergangenheit, vorbereiten helfen. Doch in einem geistigen Augenblick, da ein guter Teil lebendigster deutscher Jugend sich, unter dem betäubenden Eindruck der furchtbarsten Abdankung westlicher Kultur, der bildlosen und unbildbaren Steppengeistigkeit Moskaus verschrieben hat oder sich zu verschreiben in Gefahr ist, in einem Augenblick, da zum ersten Mal in deutscher Geschichte Rom — die goethesche Welt ‚Rom' — und durch Rom hindurch das hellenische Erbe seine Macht über die Seelen deutscher Jugend zu verlieren droht, in solchem Augenblick ist Goethes bild-erzwingende, Geschichte vergegenwärtigende, plastisch zu sich selbst mahnende Augenkraft vielleicht der letzte entscheidende Damm gegen ein Hinüberbrechen der deutschen Seelenkräfte in einen innerlich grenzenlosen Osten. Wenn Deutschlands geistiges Tiefwesen und vollendbare Möglichkeit noch einmal gerettet werden und damit Europas Schicksal noch einmal aufgehalten werden kann, so wird das vielleicht ein Werk Goethes sein, dessen Türmermahnung „Werde, der du bist!" Deutschlands Wesen durch das Bild seiner selbst, durch die Gewalt sinnlich-augenhafter Überlieferung noch einmal vor der Flucht, der Europa nachreißenden Flucht ins Chaos bewahren wird.

Aus dem Buche „Deutsche Gestalten"

Briefe Bismarcks an seine Schwester

Schönhausen, 4. 12. 44.

ma sœur

Ich werde am 7. von hier abreisen, am 8. mit dem Nachmittagszuge vermutlich durch Angermünde kommen, auch, wenn Ihr schon von Woddow zurück seid und sonst nichts dawider habt, die Nacht



dortbleiben. Ich nehme an, daß Ihr wohl und heiter seid, und kann Dir melden, daß auch Vater und ich wenigstens gesund, auch die Hunde nicht toll geworden sind. Nach Eurer Abreise haben wir das Haus natürlich sehr einsam gefunden, und ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und tun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen; eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünleinenen Stuhl, auf dem Du mit Miss und Oscar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich kopflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugung hervorging, daß 5 Stimmen auf Tod und Leben und 2 mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dagegen 4 für Krug, 16 bis 18 für Arnim und 12 bis 15 für Alvensleben. Überall sagte man mir, ja wenn wir es Alvensleben nicht schuldig wären oder wenn wir Sie früher gekannt hätten, usw. Da ich nun Arnim, diesen schleichenden, strebenden Assessor mit den vielen Verbeugungen, nicht leiden mag, so bin ich ganz zurückgetreten, glaube, daß es mir gelungen ist, Krug, der noch weniger Aussicht hatte als ich, auch dazu zu bewegen, so daß Alvenslebens Aktien durch Vereinigung unsrer Stimmen jetzt die besten sind, wenn auch zwei meiner Bande, infolge früherer eventueller Versprechen, zu Arnim übergegangen sind. Der alte Landrat hat auch bereits, sobald er das Unsichere seines Geschäftes einsah, schriftlich in einer sehr groben Korrespondenz mit Alvensleben erklärt, daß er bleiben wolle, solange es seine Kräfte erlaubten. Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazieren gehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen Komödie mit ihm, die es ihm gefällt Fuchsjagd zu nennen; wir gehn nämlich bei starkem Regen oder jetzt 6 Grad Frost mit Ihle, Bellin und Carl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorg-

fältiger Beachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle und vielleicht auch der Vater unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen Holz suchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehn Ihle, Carl und zwei Hunde, unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau, als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit, hu lala hehe faß hähä, in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehn habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone, nein, nicht das mindeste. Dann gehn wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es 3 bis 4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehn wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, vergleichen stündlich die 4 Thermometer in der Stube, rücken den Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachtut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Carl V. war ein dummer Kerl. Du begreifst, daß bei so mannigfaltigen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers pp. zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, bin ich auch noch nicht da gewesen; es war nicht möglich. Die Elbe geht mit Eis; der Wind ist Ost-Süd-Ost, das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt –8°, Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich teile Dir dies mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen; wer bei Euch und Curts gewesen ist, wen Ihr besucht, was Ihr gegessen habt, was die Pferde machen, wie die Bedienung sich aufführt, ob die Türen

knarren und die Fenster dicht sind, kurz Tatsachen, facta. Ferner mag er nicht leiden, daß er Papa genannt wird; er liebt den Ausdruck nicht; avis au lecteur. Antonie hat ihm zu seinem Geburtstag einen recht hübschen Brief geschrieben und eine grüne Börse geschenkt, worüber Papa sehr gerührt war und zwei Seiten lang antwortete. Übermorgen abend ist in Genthin café dansant, den ich en passant besuchen werde, um noch schließlich gegen den alten Landrat zu intrigieren und auf mindestens 4 Monat vom Kreise Abschied zu nehmen. Lucie Cleve habe ich kennen gelernt; sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und rot werden; ich bin 24 Stunden in sie verliebt gewesen und möchte, daß sie Meyers Frau wäre und in Salow wohnte. Grüß Oscar herzlich und leb wohl, mein Engel. Häng den Brauthund nicht beim Schwanz auf und empfiehl mich Curts. Bist Du am 8. noch nicht in Angermünde, so soll Dich! à tantôt. Ganz Dein eigner for ever Bismarck.

Schönhausen, 28. 6. 50.

Liebe Malle

Einen feierlichen Gratulationsbrief schreibe ich Dir zu Deinem, wie mich dünkt, 24sten (ich sage es nicht weiter) Geburtstag.[1] Du bist nun wirklich majorenn oder würdest es doch sein, wenn Du nicht das Unglück hättest, dem weiblichen Geschlechte anzugehören, dessen Glieder nach Ansicht der Juristen selbst dann nicht, wenn sie Mütter der dicksten Hänse sind, aus der Minderjährigkeit heraustreten. Warum dies trotz seiner anscheinenden Ungerechtigkeit eine sehr weise Einrichtung sei, werde ich Dir auseinandersetzen, wenn ich Dich hoffentlich in etwa 14 Tagen à portée de voix humaine vor mir habe. Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Leutnant Morpheus ruht, wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mäd-

[1] In Wahrheit war es der 23., da Malwine v. Bismarck am 29. Juni 1827 geboren wurde.

chen in Moll, 2 singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als leidender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und -luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70stes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören, mit einem „siehst du wohl, ach wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können". Das kleine Wesen leidet übrigens seit einigen Tagen sehr an den Augen, die ihm tränig und verklebt sind. Vielleicht kommt es von den Salzbädern, die sie braucht, vielleicht von Augenzähnen. Johanna ist über Gebühr verunruhigt davon, und ich habe zu ihrer Genugtuung heut den Dr. Bünger aus Stendal zitiert, den Fanninger[1] der Altmark. Wir setzen voraus, daß Ihr einheimisch seid im nächsten Monat und nicht etwa selbst eine Exkursion vorhabt; in dem Fall würden wir unsern Besuch bis zur Heimreise verschieben. Wegen der nähern Zeit- und Ortbestimmungen treten wir doch noch in Korrespondenz. Ich habe mich sehr ungern entschlossen, meine ländliche Faulheit hier aufzugeben; nun es aber geschehn ist, gewinne ich der Sache auch eine rosenfarbne Seite ab und freue mich recht herzlich, Euch in der Höhle aufzusuchen, die ich nur erst 10 Fuß über die Erde ragend kenne, und demnächst den Küstenhering eigenhändig in den Tiefen des Baltischen Meeres zu greifen. Ich hätte Dir gern Deine und Oscars Zinsen mit diesem Brief geschickt, aber meine Kniephofer Silberflotte ist noch nicht eingelaufen; ich habe darauf gewartet, so spät, daß Du diesen Brief kaum mehr vor dem Anschneiden des Geburtstagkuchens erhalten wirst. Bernhard scheint sich für meine Trägheit im Schreiben empfindlich rächen zu wollen oder nicht zu wissen, daß in Geldsachen alle Gemütlichkeit aufhört, wie Hansemann meint. Verzeih deshalb einen Mangel an exactudo im Zahlen. Johanna liegt noch im Schlaf, sonst

[1] In Pommern hatte Dr. Fanninger, der Schwiegervater Bernhards von Bismarck, den Ruf eines sehr geschickten Arztes.

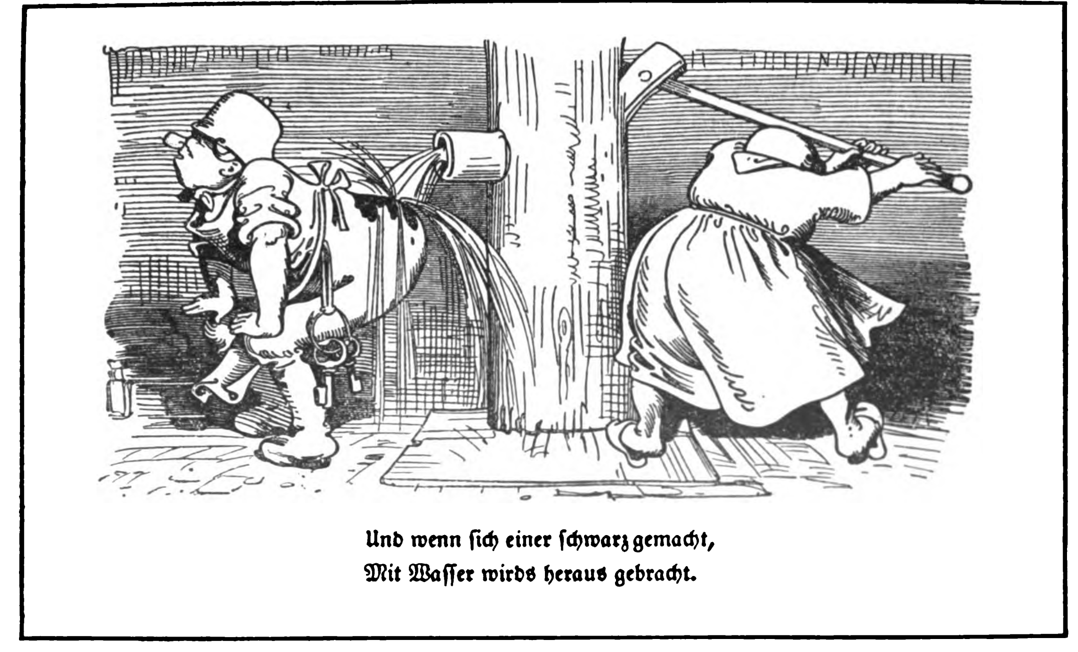


würde sie gewiß viel grüßen; ich stehe nämlich jetzt aus Gesundheitsrücksichten um 6 Uhr auf. In der Hoffnung, Dich bald zu sehn, wünsche ich Dir nochmals Gottes Segen für Dich und die Deinen, in diesem Jahr und in allen folgenden. Herzliche Grüße an Oscar. Dein treuer Bruder v. Bismarck.

Paris, 16. Juni 1862.

Mein liebes Schwesterherz

... Bitte, schreibe doch an Johanna die Adresse, wo Du mir vor 2 Jahren so sehr guten Baumkuchen zum Geburtstag machen ließest. Ich habe der Großfürstin Marie einen versprochen und es ganz vergessen, in Berlin zu besorgen. Oder schreibe mir lieber die Adresse, ich bestelle den Kuchen brieflich von hier aus und lege ein Schreiben für Goltz bei, mit dem der Konditor die Sache durch Stettiner Schiff dann expediert. Ich bin etwas in Sorge, wenn wir hier bleiben, daß es Johanna wenig gefallen wird. Der Franzose hat einen Fond von Formalismus in sich, an den wir uns schwer gewöhnen. Die Furcht, irgendeine Blöße zu geben, das Bedürfnis, stets außen und innen sonntäglich angetan zu erscheinen, la manie de poser, macht den Umgang ungemütlich. Man wird niemals näher bekannt, und wenn man es sucht, so glauben die Leute, man will sie anpumpen oder heiraten oder den ehelichen Frieden stören. Es steckt unglaublich viel Chinesentum, viel Pariser Provinzialismus in den Leuten; der Russe, Deutsche, Engländer hat, in seinen zivilisierten Spitzen, einen vornehmeren, universelleren Zuschnitt, weil er die ‚Form' zu lüften und abzuwerfen versteht. Aus demselben Grunde hat er aber auch in seinen untern und mittlern Schichten viel mehr Roheit und Geschmacklosigkeit, aufs erste Anfühlen wenigstens. Sie sagen hier: grattez le Russe et le barbare paraîtra; wenn man aber vom Franzosen die Rinde durchzukratzen versucht, so kommt gar nichts raus. In einigen Tagen soll ich nach Fontainebleau; die Kaiserin ist etwas stärker geworden, dadurch hübscher wie je, und immer sehr liebenswürdig und lustig. Nachher gehe ich auf einige Tage nach



Und wenn sich einer schwarz gemacht,
Mit Wasser wirds heraus gebracht.

Wilhelm Busch (Insel-Bücherei Nr. 25)

London. Eine Anzahl angenehmer Russinnen, die ich hier hatte, ist meist verschwunden. Heut auch die Benkendorff und die schöne Obolenski; nun weiß ich bald nicht mehr, wo ich müßige Stunden verschwatzen soll. Die Caulaincourt und Valençay könnten mir Ersatz geben, stecken aber so tief in eigner Gesellschaft. Wer hat eigentlich die Disposition über meine Fuchsstute, falls ich sie herkommen lassen wollte? Gott sei mit Dir, mein Engel. Dein treuer Bruder B.

Aus Band 462 der Insel-Bücherei

Felix Timmermans
Das Nachtquartier in der Holzbaracke

Im Mondschein wankt Krabbenkocher durch den matschigen Aprilschnee hinter Bol Peps, der auf einer Mundharmonika spielt, über den Nethedeich auf seine Baracke zu.

Durch die Wolkenrisse bricht ein fahles Licht. Die Bäume tropfen und summen leise vor sich hin. Das ist der Frühling, der sich rührt. Die beiden Männer schwanken hin und her, rutschen manchmal aus, der Deich ist so schmal, und so unmittelbar daneben fließt das tiefe Wasser der Nethe, aber es gibt Schutzengel für Kinder und Betrunkene.

Wo ein Boot auf den Deich gezogen liegt, biegen sie ab.

Sie patschen durch den Schlamm, und drüben bei den Kopfweiden steht Krabbenkochers Baracke. Aus dem Ofenrohr steigt Rauch empor.

„Cicero ist noch auf," meint Krabbenkocher, „der hört auch so gerne Musik!"

Auf beiden Seiten der Tür sind die Bretter nun wieder mit großen Bildern bemalt.

„Das ist mein Schloß! Schön, was, mein lieber Bol? Du warst noch nie hier?"

Staunend betrachtet Bol Peps abwechselnd die schönen Gemälde im trüben Licht des Mondes.

„Das hat Artist Viktor gemalt. Schön, was, Pferdekopf?"
Krabbenkocher nimmt Bol Peps in den Arm und erklärt ihm die Sache: „Dieses Gemälde stellt Venedig dar, das ist eine Stadt in Italien, wo es nur Wasserstraßen gibt, nur Wasser. Artist Viktor ist dort gewesen, als er noch Clown in einem Wanderzirkus war. Kennst du Artist Viktor nicht? Den langen Kerl mit den weißen Locken?"
„Vom Ansehen nur, aber noch nie mit ihm gesprochen", brummte Bol Peps mit einer Stimme, die ebenso dunkel war wie sein Gesicht. „Und wo stand dieser Zirkus denn, wenn es dort nur Wasser gibt?"
„Wo? Nun, der trieb auf dem Wasser, Mensch! Artist Viktor hat die ganze Welt gesehen. Und das ist ein Künstler, mein Lieber! Der Maler Sommers aus der Stadt ist eine dumme Ziege dagegen. Guck dir mal das andere Gemälde an, das ist eine Löwenjagd. Sein Sohn ist Soldat in Afrika, in der Fremdenlegion. Siehst du die Schlangen und die Löwen? Die gibt es dort wie bei uns Kaninchen und Frösche. Schade, daß er nun krank ist, Artist Viktor, er liegt oben in seinem Bett, sonst würde er dir das alles erzählen."
„Stimmt das auch," brummte Bol Peps, „daß der Kerl nur Schnecken ißt?"
„Manchmal in der richtigen Jahreszeit. Aber weißt du, Bol Peps, mit Sellerie und Pfeffer zubereitet schmeckt das nicht einmal so schlecht. Der Mann hat es früher aus Hunger essen gelernt, weil seine Frau jeden sauer verdienten Groschen versoffen hat. Ich habe doch früher, um mich am Leben zu erhalten, auch Krabben gekocht. Jawohl, man kann allerhand durchmachen auf dieser Welt, aber Artist Viktor hat wohlweislich sein Schnapsweib im Stich gelassen, und heute ißt er Speck."
„Der war also schlauer als du, Krabbe."
Krabbe erschrak; er blickte verwundert auf den großen Kopf seines Freundes.
„Du meinst, daß meine Frau mich im Stich gelassen hat?"



Bol Peps schüttelte mit dem Kopf, was ebensogut ja wie nein heißen konnte.
„Nun ja," rief Krabbe plötzlich aus, „sie hat mich im Stich gelassen. Sie lief davon mit einem Husaren vom vierten Regiment, nachdem wir drei Jahre verheiratet waren. Das war vor dreißig Jahren, aber dieser Stachel sitzt mir noch im Herzen, als wäre es vor einer Stunde gewesen. Ich spreche gewöhnlich nicht darüber, aber da du nun einmal die Sache aufgerührt hast, kannst du es ruhig wissen. Mit meinem Hammer werde ich ihr den Kopf einschlagen, und wäre es auf ihrem Sterbebett! Verstanden! Bol, wenn ich nur daran denke, da koche ich vor Wut! Mich so zu betrügen, einen so guten Menschen, wie ich einer bin. Aber es ist ihnen übel bekommen! Nach einem Jahr konnten sie sich nicht mehr ausstehen und kamen zurück. Er ist im Gefängnis gestorben, und sie hat seit Jahren die Auszehrung. Das ist ihre Strafe! Sie wäre natürlich gern zu ihrem Krabbenkocher zurückgekehrt, aber ich ließ ihr sagen, wenn sie den Fuß auf meine Schwelle zu setzen wagte, würde ich ihr den Kopf einschlagen. Sie hat es nie gewagt. Sie gab mir keine Gelegenheit, sie unter vier Augen zu sehen. Aber das schwöre ich dir, Bol, die schlage ich mit meinem Hammer tot!"
„Sie muß damals eine hübsche Frau gewesen sein, wie ich von meinem Vater gehört habe", brummte Bol Peps.
„Hübsch? Ein Bild, sag ich dir, wie die Wachsfiguren, die man in den Schaufenstern der Friseure sieht, mit glänzenden Augen und einem kirschroten Mund, und sie trug eine kleine schwarze Stirnlocke. Jeder blickte sich nach ihr um ... Aber jetzt sieht sie wie ein Gespenst aus. Ich werde sie auslachen. Verdammt noch einmal! Mich anständigen Menschen so einfach sitzen zu lassen wegen eines blöden, flegelhaften, verfluchten Husaren vom vierten Regiment, weil der einen schönen Schnurrbart hatte! Man könnte ja tot umfallen vor Wut! Bol, wenns mich gepackt hat, dann bin ich zu allem fähig!"
Und Krabbenkocher fluchte, schlug mit den Armen um sich,

stampfte mit den Füßen auf, daß der Schlamm nur so umher-spritzte.
„Fluch dich mal ordentlich aus, Krabbe, dann legt sich deine Wut," meinte Bol Peps, „aber nimm dich in acht, du machst meine gute Sonntagshose schmutzig."
Krabbe schwieg plötzlich, denn er konnte nicht begreifen, daß Bol Peps sich gerade jetzt auch noch um seine Hose kümmerte. Er warf ihm einen so verächtlichen Blick zu, daß Bol sich etwas beunruhigt fühlte und schnell sagte: „Alle Weiber sind Schlangen. Guck dir nur meine an! Was habe ich denn bloß verbrochen, daß sie mich nicht hereinlassen will. Nur weil die kleine Blonde vom Schützenhof mich im Tanzsaal gefragt hat, wie spät es sei."
„Schlangen, jawohl, stimmt!" sagte Krabbe, dessen Mißstimmung sich nun wieder verflüchtigt hatte. „Komm!" Er machte die Tür auf und versetzte Bol einen freundlichen Rippenstoß: „Aber, mein Lieber, wenn die kleine Blonde dich fragt, wie spät es sei, dann weiß ich ganz genau, was die Stunde geschlagen hat! Nimm dich aber in acht vor Herrn Fabian! Den hat sie auch gefragt, wie spät es sei, und mit dem ist nicht gut Kirschen essen!"
Ein warmer Dunst und Ledergeruch schlug ihnen entgegen.
Im Schein des glühenden Ofens saß Cicero, den steifen Hut auf dem Kopf und Schnucki auf dem Schoß, auf einem Stühlchen und betete seinen Rosenkranz.
Er erhob sich mit einem stöhnenden Seufzer und zündete die Lampe an, die auf einem kleinen Schrank stand. Er warf Bol Peps einen verächtlichen Blick zu und fing an, sich auszuziehen.
„Spiel uns was vor, Bol! Hör mal, Cicero, wie schön dieser schwarze Pferdekopf spielen kann!"
Bol Peps spielte mit geschlossenen Augen. Es war ein kunstvolles An- und Abschwellen von doppelten Akkorden. Krabbe lauschte seinem Spiel wie einem Wunder, den fahlen Kopf mit dem struppigen Haar weit vorgestreckt. Seine grauen Augen werden feucht. Das Weiße dieser Augen hat noch immer einen gelblichen

Schimmer von der früheren Gelbsucht her. Seine Hände liegen zusammengefaltet auf dem Tisch wie zum Gebet.
So lauscht er.
Cicero kümmert sich nicht um die Musik und zieht sich ruhig aus. Als er schon in seinem gestreiften Hemde dasteht, trägt er noch immer den steifen Hut. Er legt den Hund ins Bett, macht das Kreuzeszeichen und hebt gerade das Bein, um ins Bett zu steigen, als Krabbenkocher, tief erschüttert von der Musik und den aufregenden Erinnerungen, plötzlich ausruft: „Cicero, wir wollen noch einen schmettern!"
So etwas braucht man Cicero nicht zweimal zu sagen. Von oben her, durch ein dunkles Loch in der niedrigen Zimmerdecke, macht sich ein Husten bemerkbar. Cicero geht im Hemd zum Schrank, aus dem er eine Flasche und vier Schnapsgläser hervorholt, drückt seinen Hut ein wenig fester auf den Kopf und schenkt ein.
Cicero nimmt ein volles Glas, das er unter dem dunklen Bodenloch hinaufreicht. Ein langer Arm kommt zum Vorschein und verschwindet mit dem Schnapsglas ins Dunkle. Eine Sekunde später reicht der lange Arm das leere Glas zurück.
„Schmeckt es, Viktor?"
Ein behagliches Stöhnen ist die Antwort.
Die Männer trinken ihren Schnaps aus.
„Ist Fabian schon zu Hause?" fragt Krabbe.
„Das siehst du doch", sagt Cicero, und er zeigt auf das Dreieck unter der Treppe, wo die Matratze noch leer ist.
„Das gibt morgen vielleicht wieder eine Sektfeier," lacht Krabbenkocher, „oder er steckt bei der kleinen Blonden."
„Diese dreckige Straßendirne! Er sollte sich schämen, als Sohn aus gutem Hause", brummt Cicero und geht wieder auf sein Bett zu.
„Hör mal, Cicero, Bol Peps schläft bei dir."
Da wird Cicero aber wild: „Hast du schon wieder so eine fremde Laus mitgebracht! Ich habe das nun satt, ich kenne ihn doch gar nicht."

„Er schläft bei dir! Seine Frau läßt ihn nicht herein. Ich würde nicht einmal einen Hund draußen lassen, weil ich ein Herz habe, Cicero, aber du hast ein Herz aus Pappe!"
„Mir ist es ganz einerlei, wo ich schlafe, wenn ich nur schlafen kann", murmelt Bol Peps.
„Ich bin ein alter Mann", wehrt sich Cicero. „Ich sitze hier die ganze Nacht auf, um Viktor zu pflegen und den Ofen zu versorgen, bis du kommst, ich bin hier die reinste Dienstmagd und soll dann auch noch fremde Leute in mein Bett aufnehmen! Ich will meine Ruhe haben! Steck ihn doch zu Fabian!"
„Damit sie sich gegenseitig fressen?" ruft Krabbenkocher. „Die sind doch beide ganz vernarrt in die kleine Blonde; oder, Cicero, laß Fabian bei dir schlafen!"
„Fabian bei mir? Fabian? Lieber geh ich im Hemde draußen im Schnee spazieren, als daß ich mich zu dem ins Bett lege. Der bringt noch einmal jemand um, was meine Meinung ist, ganz bestimmt. Du wirst ja sehen!"
„Mir wird er wohl doch nichts tun?" fragt Bol Peps. „Denn da will ich lieber zu Hause die Fensterscheiben einschlagen, bis unsere Therese schließlich doch aufmacht."
„Keine Angst, Bol," sagt Krabbenkocher, „Fabian hat nur einen großen Mund. Wenn ich ihn hinauswerfe, kommt er in die Besserungsanstalt; und davor hat er eine Heidenangst."
„Dann danke ich aber dafür," meint Bol Peps, „denn ein böser Schlag ist schnell gegeben."
„Also, Bol schläft bei dir", bestimmt Krabbe.
„Aber dann auch zum allerletzten Mal", sagt Cicero mit drohendem Finger und steigt ins Bett.
Bevor er sich hinlegt, nimmt er erst seinen steifen Hut ab. Bol Peps kriecht halb ausgezogen zu ihm unter die Decke.
Sie schlafen gleich ein.
Krabbe trinkt noch zwei Gläser Schnaps. Er sieht die Mundharmonika auf dem Tisch glänzen, streckt seine schwarze Hand danach aus und bläst leise hinein.

Oh, wie schön! Es ist ein runder, voller Ton; dann zieht er den Atem ein, und ein neuer Ton entsteht, der herrlich zu dem ersten paßt. Er schiebt die Harmonika hin und her, bläst und atmet ein. Es ist schön wie in der Kirche, damals bei seiner Erstkommunion. Seitdem hat er keine Messe mehr gehört.

Erinnerungen und Bilder aus seiner Jugend blitzen auf. Eine tiefe Rührung überkommt ihn plötzlich, und er möchte sehr viel weinen, so ganz ohne Grund. Er fühlt sich restlos glücklich.

„Ich werde mir auch eine solche Mundharmonika kaufen", denkt er.

Er blickt sich um nach den beiden Männern im Bett, die fest und geräuschvoll schlafen.

„Bol Peps, das Luder, muß auch etwas dafür tun, daß er hier schlafen kann!" Vorsichtig versteckt Krabbenkocher die Mundharmonika in der tiefsten Ecke der Schublade.

„Bol wird glauben, daß er sie irgendwo verloren hat", denkt Krabbe und lächelt.

Er seufzt, reckt sich, zieht sich aus und dreht die Lampe tiefer. Er stellt sich vor sein Bett und betet mit gefalteten Händen:

Herr, ich liege zu Deinen Füßen,
Der Du schufst das Weltenall,
Einst geboren in einem Stall,
Um für mich am Kreuz zu büßen.

Sieh mich hier auf Knieen liegen,
Piet Verhelst, Dein teures Kind.
Hilf mir, Herr, o hilf geschwind!
Laß mich keine Krankheit kriegen.

Schütz mich vor Hunger, Blitz und Dieben.
Wolle mich wecken nicht zu spät,
Wenn die Uhr auf sieben steht,
Oder später nach Belieben.

Plötzlich waren Stimmen vor der Tür: Fabian und noch jemand.
„Kommen Sie ruhig mit, Fräulein, Krabbenkocher ist ein guter Mensch. Er wird Sie bestimmt aufnehmen."

Aus der unveröffentlichten Erzählung „Krabbenkocher"

Otto Nebelthau / Mein Gemüsegarten

Die Erbsen

Luft, Luft! Von allen Seiten Luft! Jede einzelne Erbse ist ein kleines Leuna-Werk, das Stickstoff zaubernd aus der Luft holt. Je mehr Stickstoff, desto besser für die Pflanze und desto besser für den Boden, in dem sie wächst.
Also schmale Beete, siebzig Zentimeter breit, und fünfzehn von jedem Rand entfernt zwei Rillen gezogen! In diese Rillen legst du hübsch säuberlich Korn neben Korn mit einem Abstand von ungefähr vier Zentimetern. Wie Perlenschnüre liegen die Erbsen in der Erde, und du drückst sie, jede einzeln, mit dem Finger noch ein wenig in den Boden hinein, so daß sie im ganzen so tief wie ein halber Zeigefinger unter die Oberfläche zu liegen kommen. Dann streichst du mit dem Rücken der Harke die Rillen wieder zu.
In Baden, Württemberg und der Schweiz werden die Erbsen auch in einem Kreis um einen Pfahl herum gelegt, an den sie dann später aufgebunden werden. Es muß wohl sein Gutes haben, sonst würde es nicht immer wieder gemacht. Ich kann mich aber nicht damit befreunden, denn eine Seite der Pflanzen bekommt dann doch zu wenig Luft, und wirklich, es ist nichts wichtiger für unsere Erbsen, als daß sie ganz frei von allen Seiten ihre Nahrung aufnehmen können – und ihre Nahrung holen sie sich eben fast ganz aus der Luft.
Es gibt manche Gärtner, die empfehlen, die Körner vorkeimen zu lassen, indem man sie in etwas Milch legt oder in mit Wasser verdünnte Milch, manche empfehlen auch eine Aussaat der frühen

Sorten bereits im Herbst. Sehr viel halte ich nicht davon; gewinnst du vielleicht dadurch eine um wenige Tage frühere Ernte, so wird doch die Ernte nicht so reich ausfallen, du hast in die gesetzmäßige Entwicklung eingegriffen. Auch das Beizen der Samen mit chemischen Mitteln zur Verbesserung der Keim- und Triebkraft – wer es will, kann es tun; es ist unschwer, meine Bedenken zu erkennen.

Da gibt es nun mancherlei Sorten! Anfang März kommen nur die glattkörnigen Erbsen in Frage, die Pahl- oder Buscherbsen, die aber ja nicht verächtlich angesehn werden dürfen, denn sie sind köstlich im Geschmack und werden darin von keiner der hohen Sorten übertroffen.

Die Vögel, besonders die frechen Amseln und Stare, verschmausen mit Vorliebe die Körner. Sie sind in Gärten, wo sie mit Recht ihrer sonstigen höchst nützlichen Arbeit der Ungeziefervertilgung wegen nicht verscheucht werden, so unverschämt, daß keine ausgespannten Bindfäden oder Netze oder Blinker nützen. Da bleibt also nichts übrig, als an den Stellen, die sie kahlgefressen haben, neu auszusäen und die Körner etwas tiefer zu legen.

Wie sich grade die Witterung anläßt, ob der Boden noch einmal zufriert oder ob die Lage sehr geschützt ist, bohren sich die kleinen Notenschlüsselköpfe nach zehn bis dreißig Tagen ans Freie. Aber darüber sind sie selbst wohl erstaunt und mögen es eigentlich nicht recht, daß sie sich jetzt schon von ihrer warmen Decke und ihrer Luftzufuhr durch die Erde befreit haben. Deswegen behäufelst du sie sofort wieder, indem du von beiden Seiten mit der kleinen Hacke Erde über sie wirfst. Sie sind dafür sehr dankbar.

Gar nicht sollst du dich mit der Regel befreunden, daß Buscherbsen nicht gestiefelt zu werden brauchen, daß du sie ohne jede Hilfe weiter wachsen läßt. Schon bald nämlich können sie sich auf ihren schwachen Stielen nicht mehr aufrecht erhalten, und ängstlich suchen ihre Kletterranken nach einem Halt. Stützt du sie nicht, so fallen sie um, in den Weg oder in das Beet hinein,

türmen sich aufeinander und sehn jämmerlich aus. Sie blühn wohl, sie bilden auch Schoten, aber lang nicht so reich, wie es sein könnte – und manche der Schoten verfault in einem regnerischen Frühjahr.
Gestiefelt muß werden, jede Sorte, ob winzig, ob klein oder ob groß. Es ist keine ganz unlästige Arbeit, dieses Stiefeln, und du brauchst viel mehr Reisig dazu, als es den Anschein hat. Dieses Reisig, trockene Zweige mit möglichst vielen kleinen Nebenzweigen, steckst du an die Außenseiten deiner Erbsenreihen leicht schräg in den Boden, so daß die Spitzen sich gegenseitig berühren, ein lockeres Dach von Reisig, das keine Luft wegnimmt. Die Erbsen sind ungezogene Schüler und halten meistens ihre Rankenarme trotzig in die verkehrte Richtung. Hilf ihnen, wenn du das Reisig eingesteckt hast, daß sie sich zuerst einmal festmachen. Dann geht alles von selbst.
Viel besser, aber auch natürlich viel teuerer, ist ein Drahtgeflecht, das du den Erbsen zwischen zwei Pfähle hinspannst, für jedes Beet ein Drahtgeflecht, an das du auf beiden Seiten die Körner dicht heranlegst. Daran klettern die Erbsen gern empor, und irgendwelcher weiteren Hilfe bedarf es nicht mehr. Das Zusammensuchen des Reisigs ist lästig, kaum kannst du es zwei Jahre hintereinander verwenden, deswegen lohnt es sich schon, sich das Drahtgeflecht zu beschaffen.
Damit ist eigentlich die ganze Pflege der Erbsen getan. Sie brauchen auch kaum gewässert zu werden, nur einmal während ihrer Entwicklung lieben sie eine reichlichere Feuchtigkeit, das ist die Zeit kurz vor der Blüte. Dann benötigen sie viel Kraft und Saft. Mehr, als du denkst, macht es aus, um diese Zeit die Erbsen gründlich zu gießen.
Wenn du dich im übrigen vor deiner Familie nicht lächerlich machen willst, so pflanze genug, lege mindestens zweihundert Gramm Saatkörner für drei Personen, sonst reichen die Ernten nicht. Während bei allen andern Gemüsesorten die kleinste von den Handlungen erhältliche Portion für drei bis vier Personen

reicht – bei den Erbsen und Puffbohnen mußt du das Doppelte nehmen.
Dann, lieber Freund, bitte ich dich noch um eins. Laß sie nicht zu dick werden, sondern pflücke sie, wenn sie noch zart sind, wenn sie noch nicht ganz rund und gelblich-grün geworden sind, sondern weich und nur leicht angeschwollen. Pflücke sie auch nur kurz vor den Mahlzeiten (das werde ich immer wieder bei allen Gemüsen anraten) und gebrauche zu ihrer Zubereitung keine andern Gaben als Wasser, frische Butter und Salz, vielleicht noch ein ganz wenig Petersilie. Koche sie, soweit du es nicht vorziehst, sie in einem Dämpfer gar werden zu lassen, in möglichst wenig Salzwasser weich, so daß nach etwa zwanzig Minuten kaum mehr Flüssigkeit übrig bleibt. Es ist so schade, wenn man das vom Saft gesättigte Wasser weggießen muß. Dann lasse sie abtropfen, befördere sie in den Kochtopf zurück, in dem inzwischen ein Stück Butter zerlassen wurde. Erhitze noch einmal und trage dann in einer warmen Schüssel auf. Tue nicht mehr und nicht weniger. Solche Erbsen unterscheiden sich im Geschmack von gekauften und in Wirtshausküchen zubereiteten (Mehl geben dort die Barbaren dazu oder Bratensaft!) wie – es ist gar nicht zu sagen, wie!

Aus Band 456 der Insel-Bücherei

Ernest Claes / Black und sein junger Herr

Der junge Herr und Black ... Nun, wer über das Verhältnis zwischen dem jungen Herrn und Black nicht genau im Bilde ist, könnte auf den ersten Blick leicht annehmen, daß die beiden auf sehr gespanntem Fuß leben. Wo sie einander auch begegnen, von morgens früh am Bett bis abends beim Schlafengehn, sind Black und sein junger Herr immer kampfbereit. Keiner traut dem anderen, nicht einen Augenblick, und doch können sie ohneeinander nicht sein. In den ersten Tagen wußte Black nicht, was er über den jungen Herrn denken sollte, ein solches Wesen war ihm noch

nie begegnet. Er geriet mitunter in Zweifel, ob er es wohl mit einem richtigen Menschen zu tun hätte oder ob es vielleicht doch eine Art Hund sein könnte. Denn der junge Herr kann knurren genau wie Black, kann auf allen vieren auf ihn zuschleichen und die Augen dabei verdrehen, genau wie Black es macht, wenn andere Hunde oder Katzen ihm in den Weg kommen. Wenn Black das Maul aufmacht, um heimlich nach dem Bein oder dem Arm des jungen Herrn zu schnappen, dann macht auch er das ‚Maul' auf, und schwupp! er kriegt so unvermutet Blacks Ohr zu fassen, daß dieser, fast zu Tode erschrocken, sich mit allen vier Pfoten zugleich wehren muß. Black wird so durcheinander gerüttelt, daß er nicht mehr weiß, was gehauen und gestochen ist, noch auf welcher Seite er seinen Kopf oder seinen Schwanz hat. Wenn Black irgendwo in der Nähe des jungen Herrn sein Schläfchen hält, macht er deshalb von Zeit zu Zeit unter seinem herabhängenden Ohr ein Auge auf, um sofort zur Abwehr bereit zu sein.

Ihr glaubt es nicht? – Black liegt ruhig auf dem Teppich, auf der Seite, die Pfoten weit von sich gestreckt, und schläft. Wie selig kann Black schlafen! Man hört es an seinen gleichmäßigen Atemzügen, man sieht es an seinem auf- und abschwellenden Leib. Mit Vorliebe liegt er in der offenen Zimmertür, wo alle über ihn hinweg schreiten müssen, damit er über alles, was ein- und ausgeht, genau unterrichtet ist. Der junge Herr sitzt ruhig und gemütlich im Sessel und liest die Zeitung. Kein Haar auf Blacks dichtem Fell kann vermuten, welche verräterische Absichten sich hinter dieser Zeitung verborgen halten. Black macht flüchtig die Augen auf, die kleine Frau blickt ihn gerade an und nickt. Black bleibt liegen und klopft dreimal mit dem Schwanz auf den Fußboden. Nickt man ihm öfters zu, dann klopft Black länger und stärker. Die kleine Frau schreitet über ihn hinweg und sagt: „Was ist der arme Hund doch müde! Wie schön kann unser Hund doch schlafen!" Black klopft, klopft, klopft, um sein Einverständnis mit diesem freundlichen Lob zum Ausdruck zu bringen. Der Herr bückt sich über Black, streichelt ihm über den Kopf, krault ihn hinter

dem Ohr, und Black grunzt und seufzt vor Wohlbehagen und Lebensgenuß.
Wenn Black so daliegt, dann ruht schlechthin alles an ihm. Es ist ein vollkommenes Stillsein seines ganzen Körpers. Nichts ist gespannt, und das Klopfen mit dem Schwanz geschieht von selbst. Dieser Schwanz führt übrigens ein eigenes Leben. Black braucht sich nicht darum zu kümmern; wenn er mitten in seiner Ruhe oder im Halbschlaf seine Zufriedenheit äußern will, wenn er grüßen oder zu verstehen geben möchte, daß er begreift, was man ihm sagt, dann tritt dieser Schwanz aus eigenem Antrieb in Tätigkeit. Und wenn er liegt, wird das Wedeln natürlich zu einem Klopfen auf dem Fußboden.
Im Wohnzimmer ist es warm und gemütlich. Mit einem Auge, unter seinem Ohr hindurch, kann Black den Ofen sehen. Er hört und sieht all die gewöhnlichen Dinge des Hauses.
Pardauz!... Da liegt unvermutet und verräterisch der ganze junge Herr auf Black, greift ihn mit beiden Armen, purzelt knurrend über den Fußboden, so daß Teppich, Vorleger und einige Kissen durcheinander fliegen, ein Stuhl umkippt und der Papierkorb durch das Zimmer rollt. Black, völlig verdutzt, schlägt mit allen vier Pfoten um sich, wendet und wehrt sich, reißt das Maul sperrangelweit auf, schnappt mit seinen weißen Zähnen nach den Beinen, den Händen und dem Kopf des kleinen Burschen – ohne zuzubeißen natürlich, das weiß Black schon – und knurrt in tiefem, drohendem Ton. Black liegt nun oben, die vier Pfoten über dem knurrenden Bürschchen, und versucht ihn irgendwo mit den Zähnen zu packen. Schwupp! Black liegt mit den Pfoten in der Luft, der kleine Bursche ist obenauf und ... da schiebt er wahrhaftig unerwartet die Faust in Blacks offenes Maul, so daß dieser, völlig machtlos, nicht weiß, wo er seine Zunge lassen soll. Dann drückt er sein Gesicht in Blacks dichtes Fell und schreit, so laut er kann: „Tüüterütütüüt!“ Black macht einen verzweifelten Sprung, wirft den kleinen Kerl um und stellt sich knurrend hinter einen Stuhl. Das Getute in seinem Hals macht ihn ganz wild.

... Der junge Herr hat eine Zeitung, die er zu einer Kugel zusammenrollt. „Black, hier ... faß!" Er drückt die Zeitung gegen Blacks Nase. Happ! Daneben. Der junge Herr zieht schnell zurück. Noch einmal, noch einmal, noch einmal. Nun wandert die Zeitung rasch im Kreis herum, überall, unter das linke Bein, unter das rechte Bein, hinter seinen Rücken, unter seine Jacke, auf seinen Kopf, unter einen Sessel oder einen Teppich, und überall folgen die Blicke des Hundes, immer wieder springt er zu, immer wieder zu spät. Jetzt rollt die Zeitung durch das Zimmer, Black setzt ihr nach, zwischen Stühlen und Sesseln und allem, was da steht und umfällt. Dann folgt der Kampf. Black hält den dicken Papierpfropfen halb zwischen den Zähnen, der junge Herr ergreift die andere Hälfte, und nun ziehen sie, ziehen aus Leibeskräften und knurren beide drohend um die Wette. Bei Black heiliger Ernst, beim jungen Herrn lauter Spaß. Blacks Kopf wird hin und her gezerrt, ihm wird ganz schwindlig dabei, er will ein wenig fester zufassen und — ist die Zeitung los. Er springt am jungen Herrn empor, aber dieser hält den naß besabberten Papierfetzen hoch über seinen Kopf, und da reicht Black nicht hin. Wenn er ihn schließlich doch zu fassen kriegt, dann klemmt er ihn zwischen die beiden Vorderpfoten und zerrupft ihn Stück für Stück mit grausamer Freude.

... Auf dem Rasen. Der junge Herr schleudert einen Ball oder ein Stück Holz weit weg. Black saust hinterher und holt es zurück. Der junge Herr will es ihm wieder abnehmen, Black hat nichts dagegen, aber es muß erst darum gekämpft werden. Wieder wird hin und her gezerrt und gezogen, beide Parteien knurren sich feindselig an, bis der junge Herr plötzlich Blacks Kopf verräterisch ganz herumdreht und er loslassen muß. Noch viel gemeiner ist es, wenn der junge Herr Black unerwartet eine Handvoll Gras ganz tief in das offene Maul schiebt, denn dann muß Black husten, so daß ihm ganz schwach im Kopf wird.

... Black sitzt am Tisch auf einem Stuhl. Er kann ganz ordentlich dasitzen mit guten Manieren, wie ein Herr, der zu Besuch ist. Nie die Schnauze über einem Teller, nie die Pfoten auf dem Tisch.

Er beobachtet aufmerksam und erwartungsvoll, was die anderen essen. Der junge Herr bindet Black eine Serviette um den Hals und nennt ihn ‚Lazarus‘. Er bindet die Serviette über seinen Kopf, so daß Blacks Schnauze unglaublich drollig aussieht, und nennt ihn ‚Tante Nönnlein‘. Oder er schiebt Black eine Brille auf die Nase – oh, diese bebrillte Hundeschnauze! –, und dann ist er der ‚Philosoph‘. Kommt noch eine Mütze hinzu, dann wird er zum ‚Schuster‘.

Liegt Black auf dem Fußboden in festem Schlaf, dann darf man über ihn hinwegschreiten, darf ihn streicheln oder ihm auf den Rücken klopfen. Black rührt sich nicht. Sobald ihn aber der junge Herr anrührt, und wäre es nur mit einem Finger oder dem Rand der Zeitung, dann fängt Black mitten im tiefsten Schlaf zu knurren an, ein Knurren, das nicht aus seiner Kehle, sondern irgendwo aus der Tiefe seines Körpers kommt und sich drohend steigert, wenn der junge Herr nicht gleich aufhört.

... Am frühen Morgen. Black hat seine tolle Freude über den neuen Tag draußen im Garten und in der Veranda ausgetobt, und nun sagt die große Frau: „Geh, wecke schnell den jungen Herrn, es ist Zeit für die Schule!“ Das ist Blacks tägliche Aufgabe. Mit leisen Pfoten trippelt er die Treppe hinauf und in die halbdunkle Schlafstube hinein. Er sieht das Bett, aber keinen Kopf, und bleibt schwanzwedelnd stehen. Dem jungen Herrn darf man nie trauen. Schritt für Schritt kommt er näher, schnuppert da, wo er weiß, daß der Kopf unter der Decke sitzt, und ist immer auf der Hut. Er schnuppert lauter, und da sich nichts rührt, versucht er die Schnauze unter die Decke zu schieben und bläst. Es nützt nichts. Er stellt die Vorderpfoten auf den Bettrand, kratzt mit einer Pfote über den zugedeckten Haufen und knurrt leise. Schwupp! Da fliegen Decken und Laken plötzlich über seinen Kopf, er taumelt um, kann nichts mehr sehen, wühlt in dem weichen Lumpenzeug, fällt wieder hin, beißt und kratzt und knurrt, und wenn er sich endlich befreit hat, findet er sich irgendwo in einer Ecke des Zimmers wieder und ist völlig kopflos.

Wenn Black am Tisch vom jungen Herrn einen Happen bekommt, muß er immer erst vorsichtig schnuppern, ob nicht Senf, Salz oder Pfeffer dran ist. Und seitdem er einmal arglos in eine Apfelsinenschale gebissen hat, ist sein Mißtrauen noch größer geworden.
Und so kommt es, daß jemand, der die Gewohnheiten und die Verhältnisse in diesem Hause nicht kennt, leicht den Eindruck bekommen könnte, daß der junge Herr und Black sich nicht besonders gut leiden mögen, daß fortwährend Kriegsstimmung zwischen ihnen herrscht. Aber das ist nicht wahr. Der junge Herr und Black können einander nicht entbehren. Ohne den jungen Herrn würde Black das Haus viel zu ruhig finden. Und wenn der junge Herr ausgegangen ist, liegt Black vor der Haustür, die Nase tief am Boden, und bevor jemand etwas hört oder vermutet, fängt Black schon an zu bellen, und sobald dann die Tür aufgeht, zeugt der erste frohe Sprung von so stürmischer Zärtlichkeit, daß sie sich gleich wieder in den Haaren liegen. Und wenn Black mit seinem jungen Herrn an den freien Tagen spazieren geht, dann ist es abends schwer zu sagen, wer von beiden sich draußen am schmutzigsten gemacht hat und wer am meisten Spaß dabei erlebte.

Aus „Black. Die Geschichte eines Hundes"

Martin Beheim-Schwarzbach / Aus dem Buch vom Schach

Der königliche Rang des Spiels

Die großen Künste fußen auf den natürlichen Gütern, die der Menschheit geschenkt worden sind: dem Wort, dem Bild, dem Ton. Das Schachspiel aber hat mit einer willkürlichen menschlichen Erfindung begonnen.
Die Mathematik, mit der man das Schachspiel so häufig vergleicht, ist ein Abbild kosmischer Verhältnisse. Das Schachspiel ist es nicht. Der Rang des Schachspiels steht also nicht ohne weiteres fest. Die Einsamkeit und Mittelpunkthaftigkeit des Schöp-

fers, jedes echten Kunstwerks unbedingte Voraussetzung, ist zudem nicht vorhanden. Die Partie wird von zwei Gegnern bestritten, die einander befehden und stören: wie sollte da ein ästhetisches Ganzes entstehen? Und doch werden schachspielend, schachdenkend Partieen geschaffen, tiefsinnige ästhetische Gebilde, die künstlerisch sind. Wodurch sind sie es?

Nun, durch den Ausdruck des Persönlichen, der in ihnen ist. Im Schach wird nicht metaphysisch gedacht, sondern persönlich. Zwei Partner sitzen einander gegenüber. Jeder sucht auf seine Weise den anderen zu bewältigen; jeder vertritt eine Idee des Kampfes. Genauer: jeder vertritt ein Temperament, einen Scharfsinn, ein Taktgefühl. Jedem wohnt ein eigenes Maß von Kraft, ruhiger Ausdauer und von Mut oder Zaghaftigkeit inne. Vor allem: jeder läßt die Fülle von Phantasie wirken, über die er verfügt. Schach ohne Phantasie ist ein Unding, und der Mangel an Phantasie ist es viel häufiger als der Mangel an rechnerischem Vermögen, woran die Begabung sich kundtut und die Nichtberufenen scheitern. Der Schachspieler phantasiert, ohne ins Phantastische geraten zu dürfen, und nicht minder strenge Gesetze als die der großen, natürlichen Künste sind in seinem Spielraum. Der Künstler ringt mit dem Chaos, der Schachspieler mit seinem Gegner. Kann nicht auch ein Gespräch wie ein Kunstwerk sein? Selbst dann, wenn nur der eine Partner ein Meister, der andere aber ein Stümper ist? Wieviel mehr aber dann, wenn zwei ebenbürtige Dialektiker von Fülle und Format einander gegenüberstehen! Sowenig nun wie ein Gespräch unter Stümpern, das lauter Ungenauigkeiten und Scheinargumente enthält, glaubwürdig, schön und künstlerisch wirkt, so wenig kann auch eine dilettantische Partie, die von Fehlleistungen wimmelt, Kunstrang beanspruchen. Wenn aber ein wirklicher Denker am Brett sitzt, mag er nun einen ebenbürtigen oder untergeordneten Gegner vorfinden, so hat seine Kampfführung Linie, Logik und Zucht, seine Argumente sind schön, weil die Züge, mit denen sie ausgeführt werden, sinnvoll und nachprüfbar sind. Das verwunderte

Behagen, das ein Kunstwerk, etwa ein Roman, auslöst, stellt sich auch beim Nachspielen einer solchen Partie für den Eingeweihten ein. Die wenigsten wissen, daß man durch Anwendung der Notation, der Zugaufzeichnung, Partieen in Muße und mitdenkend nachspielen, nacharbeiten kann und daß dies, weil es ein entschieden mitschöpferischer Vorgang ist, eine spannendere und anregendere „Lektüre" sein kann als die manches Buches. Es gibt Wendungen, die ein Meister am Brett im Kopfe ersonnen hat und die der Schüler erst bei mühsam analysierendem Nachspiel, Wendung für Wendung entwirrt. Es gibt Pläne, die den Zuschauer absurd dünken, bis die Fortsetzung des weitschauenden Meisters ihm staunend die Augen öffnet. Verwundert und erfreut erkennt er das Tiefe und Schöne.

Zwei Anekdoten

Allgemein bekannt ist die Anekdote von der Entstehung des Schachspiels. Ein morgenländischer Weiser, von seinem König mit der Erfindung eines Zeitvertreibs beauftragt, erfand das Schachspiel. Um eine Belohnung gefragt, bat er um ein Weizenkorn für das erste der 64 Felder, alsdann aber für jedes weitere um die verdoppelte Anzahl Körner vom vorigen Felde. Der König ließ die kleine, scherzhafte Arbeit lachend beginnen, aber bald wuchs sie ihm und dann auch seinem Rechnungsmeister über den Kopf, und das Ende vom Liede dürfte, wie anzunehmen ist, ein gewaltiges Tohuwabohu und ein morgenländisches Blutbad gewesen sein. Diese Anekdote symbolisiert die Unerschöpflichkeit der auf dem Schachbrett möglichen Wendungen. Es ist immer wieder erstaunlich, festzustellen, daß, so viele Partieen schon gespielt worden sind, keine zwei einander gleich und nur sehr wenige einander auch nur ähnlich sind. Die Befürchtung also, dieses Spiel könne sich einmal totlaufen und in einer bestimmten Zahl von Lehrsätzen festgelegt werden, ist unbegründet.

Während die morgenländische Anekdote ein Gleichnis für die

reiche Vielfalt des Schachspiels ist, behandelt eine andere, die in Lissabon spielt, seine Kraft der Verzauberung. Sie lautet schlicht und bündig so: In Lissabon setzten sich zwei Schachspieler ans Brett. Nach drei Stunden war Schwarz matt gesetzt. Die Gegner sahen jedoch mit Erstaunen, daß die Stadt Lissabon inzwischen durch ein Erdbeben zerstört worden war.

Über Weiber und Wunderkinder

Es hilft nichts, Frauen können nicht Schach spielen.

Es ist bedauerlich, diesen Satz, der so wegwerfend anmutet, nackt herausstellen zu müssen. Aber wir kommen nicht darum herum. Es ist oft und immer wieder versucht worden, den Erfahrungssatz von der weiblichen Unbegabung zum Schachspiel anzufechten; aber nur Ausnahmen, und zwar dürftige, ließen sich ins Feld führen; der Erfahrungssatz blieb Erfahrungssatz. Selbst die gescheitesten, die logischsten, die phantasievollsten Frauen, von den schönsten ganz zu schweigen: wenn sie sich am Schachspiel versuchten, scheiterten sie oder brachten es nur zur Mindestleistung. Ja, auch Frauen, die ansehnlicher künstlerischer Leistungen fähig sind: das Schachspiel beherrschen sie nicht. Dies muß seinen Grund in der besonderen Zusammensetzung der Forderungen haben, die das Spiel an den Geist stellt, und weit davon entfernt, den Frauen den Geist abzusprechen, wird es doch nötig sein, ihnen die Fähigkeit zu jener logischen Phantasie oder phantasievollen Logik abzusprechen, die beim Schachspiel aufgerufen wird.

Vielleicht aber gibt auch der Umstand Aufschluß, der schon eingangs aufgeführt wurde: daß das Schach nicht mit einer Ordnung der Natur, sondern mit einer willkürlichen menschlichen Erfindung begonnen habe. Das von der Natur Gesetzte ist ja dem weiblichen Wesen niemals fremd. Wie dem auch sei: das Schach ist eine ausgesprochen männliche Disziplin.

Und doch gibt es einen besonderen Grund zu der Vermutung, daß das Schachspiel das Einverständnis auch der Natur besitze. Denn

es gibt Wunderkinder. Das sind Geschöpfe (man weiß aber nur von Knaben, es ist kein einziger Fall von einem Mädchen bekannt), die in frühester Jugend die Fähigkeit zum Schachspielen intuitiv besitzen, fast ohne etwas gelernt zu haben; die die schwierigsten Kombinationen hellseherisch meistern und ein untrügliches Abschätzungsvermögen besitzen, ohne es durch Erfahrung, Übung und Studium erworben zu haben. Die sogar den schwierigsten Zweig des Schachspielens, die Blindpartie, die ohne Ansicht des Brettes im Kopf gespielt wird, beherrschen! Sehr oft nehmen diese Geschöpfe schweren Schaden an ihrem Geiste, sofern er überanstrengt wird; doch gibt es auch solche, deren Kraft sich ruhevoll und gesetzmäßig befestigt, und eines von ihnen, Capablanca, wurde Weltmeister und blieb unwandelbar fast unbesieglich. Hieraus erhellt, wie genial die willkürliche Erfindung des Schachspiels war. Indem die Natur Phänomene hervorbrachte, die alle schachlichen Gesetze intuitiv durchdringen, hat sie zugegeben, daß die Erfindung richtig und natürlich sei. Widersinnige Dinge finden höchstens eingelernte Verwalter; nur das Sinnvolle, Natürliche und geistig Richtige kann ohne Zutun vom Geiste her gemeistert werden.

Aus Band 460 der Insel-Bücherei

Hugo von Hofmannsthal / Gespräch

Der Jüngere:

Ihr gleicht nun völlig dem vertriebnen Herzog,
Der zaubern kann und eine Tochter hat:
Dem im Theaterstück, dem Prospero.
Denn Ihr seid stark genug, in dieser Stadt
Mit Eurem Kind so frei dahinzuleben,
Als wäret Ihr auf einer wüsten Insel.
Ihr habt den Zaubermantel und die Bücher,
Mit Geistern zur Bedienung und zur Lust
Euch und die Tochter zu umgeben, nicht?

Sie kommen, wenn Ihr winkt, und sie verblassen,
Wenn Ihr die Stirne runzelt. Dieses Kind
Lernt früh, was wir erst spät begreifen lernten:
Daß alles Lebende aus solchem Stoff
Wie Träume und ganz ähnlich auch zergeht.
Sie wächst so auf und fürchtet sich vor nichts:
Mit Tieren und mit Toten redet sie
Zutraulich wie mit ihresgleichen, blüht
Schamhafter als die festverschloßne Knospe,
Weil sie auch aus der leeren Luft so etwas
Wie Augen stets auf sich gerichtet fühlt.
Allmählich wird sie größer, und Ihr lehrt sie:
„Hab du das Leben lieb, dich nicht zu lieb,
Und nur um seiner selbst, doch immerfort
Nur um des Guten willen, das darin ist."
In all dem ist für sie kein Widerspruch,
Denn so wie bunte Muscheln oder Vögel
Hat sie die Tugend lieb. Bis eines Tages
Ihr sie vermählt mit Einem, den ihr völlig
Durchschaut, den Ihr geprüft auf solche Art,
Die kein unedler Mensch erträgt, als wäre er
Schiffbrüchig ausgeworfen auf der Insel,
Die Ihr beherrscht, und ganz Euch zugefallen
Wie Strandgut.

Der Ältere:

Nun meine ich, ist mir ein Maß geschenkt,
Ein unveränderlich und sichres Maß,
Das mich für immer und untrüglich abhält,
Ein leeres Ding für voll zu nehmen, mich
Für Schales zu vergeuden, fremdem Fühlen
Und angelerntem Denken irgend Platz
In einer meiner Adern zu gestatten.
Nun kann zwar Krankheit, Elend oder Tod

Mich noch bedrohen, aber Lüge kaum.
Dazu ist dies mein neues Amt zu voll
Einfacher Hoheit. Und daran gemessen
Vergeht erlogne Wichtigkeit zu nichts.
Ins Schloß gefallen sind die letzten Türen,
Durch die ich hatte einen schlimmen Weg
Antreten können. Durch und durch verstört,
Im Kern beschmutzt und völlig irr an Güte
Werd ich nun nicht mehr. Denn mich hat ein Glanz
Vom wahren Sinn des Lebens angeglüht.

Aus Band 461 der Insel-Bücherei

Frans Eemil Sillanpää / Die kleine Tellervo

Tellervo war ein Armenkind, im Heim der Gemeinde geboren. Den großartigen Namen[1] hatte sich die Vorsteherin ausgedacht, die einen kleinen literarischen Ehrgeiz nährte. Tellervo war das fünfte uneheliche Kind ihrer im Armenhause lebenden Mutter; der Vater war, wie diese behauptete, ein Schwachsinniger, der bald in einer Anstalt saß, bald Stallarbeit im Armenhaus verrichtete. Das Kind hing bis zu seinem zweiten Jahr der Mutter am Schürzenzipfel, während diese in der Küche half. Dann wurde es gegen ein jährliches Entgelt im Kirchspiel untergebracht, und zwar auf dem Wege einer Auktion, die freilich dem Gesetz zufolge nicht öffentlich sein durfte, bei der man aber trotzdem lustig feilschte und sich gegenseitig unterbot. Tellervo kam zunächst zu einem Zimmermann, der selber die Kammer voll Kinder hatte. Diese Stelle wurde aber als ungeeignet befunden, und als die Kleine vier Jahre alt war, nahm ein kinderloses Ehepaar sie in Pflege.

Das Paar, Kalle und Tilta mit Namen, ist wegen seines in jeder Hinsicht untadeligen Wandels und seiner Betriebsamkeit bekannt,

---

[1] Tellervo ist eine Waldgöttin aus der finnischen Mythologie.

deren Ergebnis – so geht das Gerücht – ein in aller Stille gesammelter, ansehnlicher Sparpfennig ist. Bei ihnen hat Tellervo es gut. Sie lehren das Kind lesen, Strümpfe stricken und bringen ihr überhaupt, soweit das möglich ist, Schick und Ordnung bei. Tellervo nennt die Pflegeeltern Onkel und Tante, macht ihnen mit allerhand Klugheitsproben und Schnurren Ehre, wenn Besuch da ist, und erntet beim Leseverhör das schmunzelnde Lob des Propstes, weil sie so frisch und klar ihr Auswendiggelerntes hersagt. Unter den Katechismusprüflingen ist sie unbestritten die Beste und manchen frommen alten Weibern weit überlegen, die nach beendigtem Abhören mit dem Propst um den Sinn der Erlösung streiten.

Bei der Heimkehr vom Leseverhör springt und hüpft Tellervo den ganzen Weg vor Kalle und Tilta her und tobt wie nicht recht gescheit. Tilta ruft: „Bist du denn ganz übergeschnappt, du Springinsfeld? Paß auf, ich werd dir – du wilde Trine!"

Dann kommt man heim, in die vertraut riechende Wärme der Stube, das gute Sonntagszeug wird abgelegt und vor dem Nachbarbesuch der salbungsvolle Propst ein wenig nachgeäfft:

„Nun – sieh einer an, du hast ja ordentlich lesen gelernt, mein armes Kind. Fahr nur weiter so fort!"

Und Kalle mischt sich mit milder Stimme ein:

„Laßt nur gut sein, es könnte schon was Ordentliches aus ihr werden, wenn man bloß der liebe Gott ihr nich so'n fahriges Wesen mitgegeben hätte."

Da kann Tilta es nicht lassen und muß, wie es ihre Art ist, Tellervo anfahren: „Na, was hängst du da am Tisch rum? Geh und setz dich auf die Bank!"

Und die Abendstimmung in der Stube ist besonders traulich warm.

Tellervo trieb sich in der Hütte und deren Umgebung umher – einer Vogelscheuche nicht unähnlich in ihrer Ausstaffierung und oft in ihren Gebärden. Wohl niemals hat das arme Ding an Kleidern und Schuhwerk etwas Neues angehabt.

Gutes und Schlechtes entwickelte sich in ihr alles kunterbunt durcheinander, und das Verhalten der Erwachsenen ihr gegenüber war dementsprechend. Sie konnte uferlos schwadronieren und hatte ein staunenswertes Gedächtnis. Sie wußte, wann die Kühe kalben sollten, und kein Altweibertratsch in der Nachbarschaft entging ihr, denn alles schnappte das unverfrorene kleine Ding auf. Wenn die Erwachsenen etwas untereinander überlegten, konnte Tellervo dazwischenkrähen, und oft traf sie dabei den Nagel auf den Kopf. Das ärgerte die Alten, aber was tun? Manchmal hieß es fast anerkennend: „Das Frauenzimmerchen weiß aber wirklich auch alles!" Dann wieder wurde sie abgefertigt: „Steck deine Nase nicht in all und jedes!"

Und dann ging es über Tellervo selber her. Kaute sie am Schürzenzipfel (was ihr manchen Anschnauzer eintrug), so fragten sich die großen Leute, was in aller Welt aus solchem Kind werden sollte? Tilta und Kalle hatten noch keineswegs versprochen, sie auch das folgende Jahr zu behalten ... Oh, sehr feinfühlig war man nicht gerade in Tellervos Gegenwart! Sie war sich über ihre eigene Sonderstellung vollkommen im klaren: was für eine Sorte Mutter sie hatte, und daß sie jederzeit in irgend beliebige neue Verhältnisse gestoßen werden konnte. Nicht daß sie darüber weinte – sie wurde nur ein wenig stiller, wenn davon die Rede war. Ob das arme Närrchen die Kürze seiner Lebensbahn ahnte?

Es kam nämlich nicht mehr so weit, daß Tellervo von Kalle und Tilta fortziehen mußte, denn im Frühsommer selbigen Jahres starb sie. Die alte Tilta vergoß auch, ungeachtet all ihrer früheren Schelte, ein paar Tränen, denn sie hatte selbst Kinder gehabt und immerhin auf ihre alten Tage Tellervo als hilfloses Dingelchen in Pflege bekommen und aufgezogen. Was hatte auch das Kind dazu gekonnt, daß es dies fahrige Wesen hatte? – Der Gemeindevorstand wußte nicht recht, ob er das Ereignis bedauerlich oder erfreulich finden sollte. Die Gemeinde hatte doch schon volle zehn Jahre für den Pflegling bezahlt – andrerseits war es recht

zweifelhaft, ob ein ordentlicher Mensch aus ihr geworden wäre. Der Standpunkt der Nachbarsfrauen war eindeutig: „Für so'n Kind ists halt immer das beste, der himmlische Vater nimmts zu sich. Und so 'ne hübsche Leiche wars ..."
Die Ursache zu Tellervos Tod wie auch Tellervo selbst gerieten bald in Vergessenheit. Zuletzt dürfte wohl ernstlich von ihr die Rede gewesen sein, als Tilta sich mit den Gemeindevertretern über die Auszahlung der Pflegegelder für den Teil des Jahres zankte, den das Mädchen noch gelebt hatte. Allerhand Sonderausgaben hatte sie in der letzten Zeit für den Pflegling gehabt, jawohl – und überhaupt: wie kommt sie dazu, der Gemeinde was zu schenken!
Aber der äußere Anlaß zu Tellervos frühem Tod ist dennoch eine ganz rührende kleine Geschichte für sich.

Wie gesagt, die fixe kleine Dirne hatte einen ganz ungewöhnlich guten Lernkopf. Als ein Abcbuch angeschafft worden war, setzte sich Mutter Tilta die Brille auf die Nase, nahm das Buch zur Hand und machte sich – unter verschiedenen Warnungen und Drohungen im voraus – an den Unterricht. Ihre Schülerin machte solche Fortschritte, daß sie bereits am zweiten Tag der Pflegemutter dazwischenfuhr:
„Sei still! Das ist ja ein r und kein n!"
Solch kleine Widersetzlichkeiten kamen immer öfter vor, bis Tilta ungeduldig wurde und den ganzen Unterricht hinwarf. Tellervo buchstabierte sich nun selber durch die Fibel, und im Sommer half ihr Linda, das Dienstmädchen eines in der Nähe zur Sommerfrische weilenden Ingenieurs, das sich oft abends bei Tilta ein Stelldichein mit ihrem Schatz gab. Diese Unterweisung gestaltete sich ganz besonders vergnüglich, so daß Tilta manchmal mißtrauisch dazwischenfuhr: „Stand 'n das da eben im Buch? Nehmt euch in acht, ich werd euch schon lehren ...!"
Tellervo aber lernte lesen, sogar schreiben, denn in der Fibel waren auch die Schriftbuchstaben, und Linda zeigte ihr, wie man

diese macht. Linda war ein hübsches fröhliches Ding, sie schenkte Tellervo ihre abgelegten braunen Schuhe und eine Art Halstuch. „Halskrause" nannte es die alte Tilta.
Mit welchem Schwung entwickelten sich nun Tellervos ungewöhnliche Künste! Sie glänzte beim Leseverhör, und im Handumdrehen verschlang sie alles zwischen Himmel und Erde, was ihr in die Hände kam. Das Katechismuspensum konnte sie schon nach ein paar Monaten von Anfang bis zu Ende herunterrappeln, wenn auch das Buch auf dem Bord stand.
Ein — wenig geglückter — Versuch war die Folge dieses leichten Lernens. Die Gemeindekinder kamen nämlich für gewöhnlich nicht in die Volksschule, denn die Pflegeeltern erhielten so wenig für sie bezahlt, daß es sich nicht lohnte, dafür Wegkost und Schulkleidung zu schaffen. Da aber Tellervo nun so glänzend lesen konnte, waren ein paar gewichtige Hofbäuerinnen dafür, daß sie die Schule besuchte. Tilta sagte, so eine fahrige Liese käme dort nie zurecht, und sie, Tilta, hätte keine Lust, nachher womöglich Vorwürfe zu bekommen, wenn das Kind in der Schule Unfug triebe. Aber eines Morgens wanderte Tellervo dennoch in die Dorfschule, gekämmt und — den freilich recht geringen Möglichkeiten entsprechend — ausstaffiert.
Wie Tilta vorausgesagt: es ging nicht. Tellervo lernte zwar leicht, hatte eine deutliche Aussprache — im Vergleich zu manchen Schlafmützen war sie fabelhaft —, aber infolge ihrer Zerfahrenheit war sie jeder Schuldisziplin unzugänglich. Die Pausen wiederum machten ihr die anderen Kinder mit ihrem Spott zur Hölle. Und so kam es, daß Tellervo eines Morgens mit tränenverdunkelten Augen zu Hause im Hof stand und den Schulkindern nachblickte. Sie durfte nicht mehr dabei sein, obschon sie es sich — trotz allem — so brennend wünschte. Tilta rief von drinnen:
„Gleich kommste rein! Was stehste da noch und gaffst? Hast du schon die Haare aus deinem Hals raus?" (Die Schulkinder hatten heimlich Hundehaare in Tellervos Milchflasche getan.)

Tellervo hauste nun den Winter über wie früher bei Kalle und Tilta. Das schmerzvolle Erlebnis verblaßte mit der Zeit. Der Lehrer hatte ihr erlaubt, die Schulbücher bis zum Frühjahr zu behalten, und das bedeutete ihr einen beglückenden Ersatz. Die alte Tilta nahm nach außen in diesem Schulzwist nachdrücklich für Tellervo Partei, und sie hatte auch vollen Grund zu dem, was sie dann im Frühling äußerte:

„Ich glaub, von der Bande kann kein einziger seine Bücher so in- und auswendig wie unser Mädel ..."

Aber Tellervos Leben war bestimmt, ein kleines, stilles Trauerspiel zu sein, und sein letzter Akt spielte sich in eben diesem Frühjahr ab. Nach Schulschluß sollte im Kirchdorf ein großes Fest für die Volksschüler, alles in allem etwa sechshundert Kinder, stattfinden. Der Lehrer erzählte davon, als er einmal bei Tilta vorsprach, um Tellervo guten Tag zu sagen, und schlug – der Unglückselige! – vor, sie sollte auch hinkommen. Tilta erwiderte zwar bissig, das Kind wäre ja eben erst glücklich diesen kleinen Bestien entronnen, aber der Lehrer beruhigte sie, er würde ein Auge darauf haben, daß kein Unfug geschähe.

So hatte der Funke gezündet und ein lange schwelendes Feuer entfacht ... Von jetzt an gab es keinen Tag mehr, wo nicht Tellervo eins über den Mund bekam, wenn sie von dem Ausflug ins Kirchdorf anfing. Ein paarmal setzte es auch Prügel. Die Alten versuchten ihr einzureden, daß aus dem ganzen Fest nichts würde, aber Tellervo hatte sich Kunde verschafft, wann der Dampfer mit den Schulkindern abfahren sollte. Je näher die Stunde rückte, desto heftigere Auftritte gab es, und Tiltas sämtliche sachlichen Gegengründe wurden mit unglaublicher Schlagfertigkeit widerlegt. Es blieb Tilta nichts anderes übrig, als das Mädchen noch barscher als gewöhnlich anzufahren: „Halt den Schnabel!" Dann hörten wohl die Gegenreden auf, aber dafür ging das Geheul los.

So kam es, daß in dem Augenblick, als der Zug Kinder auf dem Weg zur Dampferbrücke an der Hütte vorüberkam, Tellervo

schluchzend in einer Ecke stand. Tilta war draußen auf dem Hof, und der Lehrer rief:
„Nun, wo steckt Tellervo? Sie soll sich flink zurechtmachen, dann kommt sie noch zur Zeit mit."
Da lief Tilta ganz verzweifelt hinein und keifte:
„Na, meintswegen denn, mach fix, ich kämm dirs Haar!"
Und nun ging es Hals über Kopf an die Vorbereitungen, nicht ohne alle möglichen Hindernisse, aber schließlich, nach einer halben Stunde, stand Tellervo doch reisefertig da. Armes kleines Menschengebilde: an den Füßen die braunen Schuhe von Herrn Ingenieurs Linda, um den Hals die gewisse „Krause", und auf dem Kopf einen alten Strohhut. Dieser Staat mußte die großen Mängel des übrigen Kleiderplunders verhüllen. „Wirklich ganz fein", meinte Tilta, als das Machwerk fertig war, mußte aber selber fast lachen.
Frühstück hatte man noch nicht gegessen, aber das half nun nichts, Tellervo stob bereits von dannen. Ihre Wegzehrung bestand in einem trockenen Brotranft und einem Stückchen Fleisch.
Es war warm und sonnig, aber im Nordwesten ballten sich dunkle Wolken zusammen. Die eilende Tellervo wußte, das konnte ein Gewitter bedeuten – zu Hause wurden derlei Wettervorzeichen sehr genau beobachtet –, aber da der größte Teil des Himmels vor ihr voll morgendlicher Wonne und sommerfestlicher Helle war, nahm sie sich keine Zeit, an das Unheimliche dort hinter sich zu denken. Der Weg führte in anmutigen Windungen durch traubenkirschenüberblühte Pfade. An jeder Wegkrümmung glaubte Tellervo den Kinderzug einzuholen, der ihr höchstes Glück mit sich zu führen schien. Aber leer war jedesmal die vor ihr sich öffnende Wegstrecke – leer und ein wenig unheimlich, als wäre jene glückselige Schar ihr eben gerade hinter den nächsten Hügel entschlüpft. Die Sonne brannte immer heißer; dem Kinde war, als hüpfte sein glühendes Gesicht, losgelöst für sich, im Takt des Laufs; die „Krause" und der Hut drohten davonzuflattern. Und wirklich: an einer Wegstelle, wo auf der einen Seite

jenseits des Geländers eine Schlucht voll buschigen Windbruchs war, geschah es, daß der Hut der armen Tellervo dort hinunterflog und sich in den Zweigen einer umgestürzten Tanne verfing. Gerade als Tellervo vorwärts hastete, um hinter jene Wegbiegung zu kommen, von wo aus sie ganz, ganz sicher die anderen wenigstens sehen würde! Es war schon recht mühselig, den Hang hinunterzuklettern, und dort unten erwies es sich als unmöglich, der großen, gefällten Tanne nahe zu kommen, in die sich auch noch ein vielverästelter Faulbeerbaum verfitzt hatte. Tief unten in der Kluft rieselte ein Bach – was konnte der ihr helfen? –, und die eilende Zeit führte die anderen immer weiter fort.
Die Dampfbootpfeife ertönte. Tellervo war sich klar, was das bedeutete: sie kam hoffnungslos zu spät. Da läßt ihr leidenschaftlich entbrannter Wille ab von dem Strohhut und lodert nach einer anderen Seite. An allen Gliedern zitternd, klimmt sie hinauf, zurück auf die Landstraße. Und läuft, läuft ...
Die Wegewendungen verrieten ihr nichts mehr von den anderen, sie rannte nur immer rascher, bis sie auf die leere Dampferbrücke gestürzt kam, von der das Schiff mit seiner Fracht hochgespannter Freude soeben sich losgelöst hatte. In der Ferne schimmerte bläulich die Kirchturmspitze, und die keuchende Tellervo begriff: dorthin gilts zu streben. Rasch gehend, zwischendurch auch schwach trabend, bald auf der großen Landstraße, bald auf wunderliche Richtwege abirrend, drang sie ihrem Ziel näher, während die Morgenstunden verrannen und greller Mittag aufzog.
Fern im Nordwesten zeigten sich einzelne Wolkenballungen, aber bis in diese Gegend erstreckten sie sich nicht. Sie wirkten nur wie ein böses Auge, das aus der heimatlichen Hütte weit dahinten ihren Weg zu verfolgen trachtete. Aber die Farben und Linien des Kirchturms wurden immer deutlicher, die Ländereien weiter und reicher.
Nach Schluß des Gottesdienstes, als das Gewimmel von Kindern und Erwachsenen im Dorf am lebhaftesten war, achtete kaum jemand einer kleinen Erscheinung: der verwirrt starrenden Tel-

lervo, die eben angelangt war. Da liefen Wege kreuz und quer; an ihnen lagen Häuser und Läden mit prangenden Fensterauslagen – und überall tummelten sich Kinder, und so fein waren manche angezogen! Ein Taumel von Erschöpfung und Entzücken umnebelte des Kindes Augen und Ohren. Selbst das Wetter war hier wundersam: von der einen Seite schien eine glühende Sonne, obgleich hinter jenen Häusern eine drohend schwarzblaue Wolke stand. Nie war es zu Hause so gewesen. Man fühlte sich wie in einem gewaltigen, fremden Raum.

Da kam ein Mädchen aus dem Heimatdorf, in nagelneuem Kleid mit breiter Schärpe, angewirbelt und blieb vor Tellervo stehen, eilfertig und freundlich. Dieses selbe Mädchen war in der Schule Tellervos ärgster Quälgeist gewesen, aber jetzt rückte sie der Kleinen nur die „Krause" zurecht, plapperte ein paar gutmütige Worte, und weg war sie. Die Kinder gingen alle in ein großes Gebäude zum Essen. Tellervo blieb allein auf der Dorfstraße zurück, stand, starrte ... Die düsteren Wolken rückten näher.

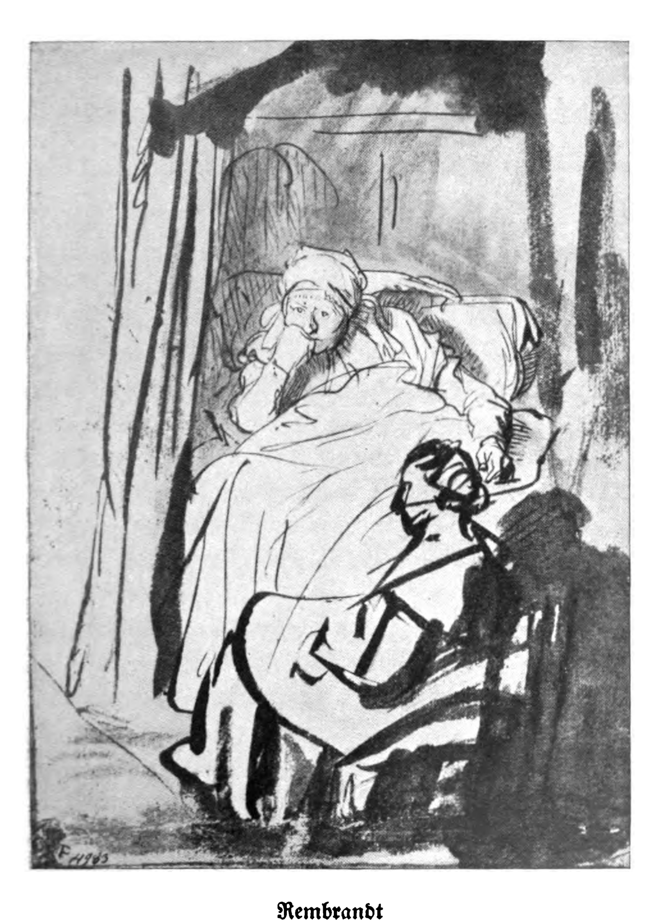
Da ging sie weiter, ging und irrte allmählich von der Dorfmitte ab. Hier draußen verschwanden die Wände jenes großen Raums, seine Decke verwandelte sich in einen drohenden, unbekannten Himmel, ringsumher dehnten sich die Felder, fremd, abweisend. Fast unbewußt ließ sich Tellervo am Wegrand nieder und begann an ihrem Stückchen Brot und Fleisch zu knabbern. Aber der lange Lauf hatte Durst erzeugt, und vom Essen wurde er nun noch schlimmer. Das Gefühl von Hilflosigkeit wuchs rasch, die feiertägliche Stimmung über dem Dorf war, von hier aus gesehen, atembeklemmend. Nein, dorthin konnte sie nicht zurück, nun sie einmal so von dort weggelaufen war ... Drüben im See, da gibts Wasser. Aber wie soll ich da hinkommen? Die ganze Strecke zwischen Weg und See sieht so aus, als ob da nie, nie ein Mensch gegangen wäre ... Dort drüben, unter der unheimlichen Wolkenwand, da ist mein Zuhause, und in dem Eimer auf dem Stuhl ist gutes Quellwasser ... von der Tolppaquelle hat die Tante es geholt ...

Ein grauenhaft langer Blitz flammte eben dort in der Richtung der heimatlichen Hütte. Tellervo schrie fast auf und fing an zu rennen, ihre Brot- und Fleischbrocken in der Hand. Nicht mehr nach dem Dorf zurück, o nein, jetzt nur heim zur Tilta-Tante und trinken ... Die Tante fürchtet sich vor Gewitter, und ich, ich fürchte mich auch davor. Aber in ihrem Bett, hinter ihrem Rücken, da ists gut sein bei Ungewitter. Dahinten – oh, so gräßlich weit weg – ist mein Zuhause, und ich, ich bin hier ... ich war auf dem Kinderfest...

Und all die Äcker und Höfe sind so anders als auf dem Hinweg, und kommt sie näher, sind sie noch wunderlicher verwandelt. Da ist das Seeufer ganz dicht am Weg. Tellervo biegt dahin ab, wirft sich bäuchlings hin, schmutzt sich die Kleider ein, aber kann doch einen Mundvoll lauen, übelschmeckenden Wassers schlürfen. Es kommt ihr wieder hoch, kühlt aber ein wenig. Während sie da noch hockt, kracht das Unwetter donnernd los. Wieder fängt sie an zu rennen. Der heftige Lauf macht ihr Weinen seltsam stoßend, und bei jedem Blitz bricht ein immer lauteres Heulen aus ihrer Brust.

Von einem Hof aus sah man ein absonderlich aussehendes kleines Mädchen auf der Landstraße dahinhasten. Aufgelöst hingen ihm die Kleider am Leib. In der Hand hielt es eine Brotkante. Ein paar Leute sprangen hinaus, um zu sehen, wer das war, und erwischten das durchnäßte, vor Kälte und Bangen schlotternde Geschöpf, das mit knapper Not imstande war, zu erklären, woher es war. Einigermaßen begriff man doch den Zusammenhang, und als das Unwetter sich beruhigte, brach man auf und brachte Tellervo heim.

Da hatte sie schon hohes Fieber. Es war verhängnisvoll gewesen, daß sie so lange in dem fremden Haus in ihrem durchnäßten und verzweifelten Zustand auf den Aufbruch hatte warten müssen. Zu spät gelangte sie endlich dahin, wo sie sich am geborgensten fühlte: in der Pflegemutter Bett, hinten an die Wand. Wie durch ein liebliches, verschwimmendes Gewölk sah sie noch, wie die



Rembrandt

Tante sie jammernd bettete und dann unter Lamentieren und Fragen den Männern, die sie gebracht, Kaffee kochte.
An diesem Fieber starb Tellervo schon am dritten Tag. Selbst der Lehrer vermochte nichts dabei zu tun, so eifervoll er sich auch mit Umschlägen mühte.

Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist

Meister Eckhart

Meister Eckharts Tochter

Eine Tochter kam zu einem Predigerkloster und verlangte nach Meister Eckhart. Der Pförtner fragte: „Wen soll ich ihm melden?" Sie sprach: „Ich weiß es nicht." Er sagte: „Warum wißt Ihr das nicht?" Sie erwiderte: „Weil ich weder ein Mädchen bin noch ein Weib noch ein Mann noch eine Frau noch eine Witwe noch eine Jungfrau noch ein Herr noch eine Magd noch ein Knecht." Der Pförtner ging zu Meister Eckhart: „Kommt heraus zu der wunderlichsten Kreatur, von der ich jemals hörte, laßt mich mit Euch gehen und bietet Euer Haupt hin und fragt: Wer verlangt nach mir?" Er tat also, und sie sprach zu ihm, wie sie zu dem Pförtner gesprochen hatte. Da erwiderte Meister Eckhart: „Liebes Kind, deine Worte sind wahr und sinnig: belehre mich noch genauer, wie du es meinst." Sie sprach: „Wäre ich ein Mädchen, so stünde ich noch in meiner ersten Unschuld; wäre ich ein Weib, so würde ich das ewige Wort ohne Unterlaß in meiner Seele gebären; wäre ich ein Mann, so würde ich allen Übeln kräftig widerstehen; wäre ich eine Frau, so hielte ich meinem lieben, einzigen Gemahl die Treue; wäre ich eine Witwe, so hätte ich ein stetes Sehnen nach meinem einzig Geliebten; wäre ich eine Jungfrau, so stünde ich in ehrfürchtiger Ergebenheit; wäre ich eine Magd, so hätte ich mich Gott und allen Kreaturen in Demut unterworfen; und wäre ich ein Knecht, so stünde ich in schwerer Arbeit und diente meinem Herren mit meinem ganzen Willen ohne Widerrede. Aber von dem allesamt bin ich nicht eines und

bin ein Ding wie ein ander Ding und laufe so dahin." Da ging der Meister hin und sagte zu seinen Jüngern: „Mich dünkt, ich habe den allerlautersten Menschen gehört, den ich jemals zu finden vermochte!"

Der Mittelpunkt des Handelns

Ich hab es schon öfters gesagt: Die ein gutes Leben beginnen wollen, die sollen es machen wie einer, der einen Kreis zieht. Hat er den Mittelpunkt des Kreises richtig angesetzt, und steht der fest, so wird die Kreislinie gut. Das soll heißen: Der Mensch lerne zuerst, daß sein Herz fest bleibe in Gott, so wird er auch beständig werden in allen seinen Werken. Denn wenn sein Herz unstet ist, so mag er noch so große Dinge tun, es hilft ihm nichts.

Meister Eckharts Abschied

Meister Eckhart ward gebeten von seinen guten Freunden: „Lasset uns etwas als Abschiedsgabe, da ihr von uns wollet fahren." Da sprach er: Ich will euch eine Weise sagen, die ist ein Schloß aller der Rede, die ich jemals getan habe, und in ihr liegt alle Wahrheit beschlossen, die man leben oder reden kann.

Es geschieht gar oft, daß gerade das uns klein dünkt, was doch vor Gott größer ist denn das, was uns, wer weiß, wie groß erscheint. Darum sollten wir von Gott alle Dinge für gleich hinnehmen, die er uns auferlegt, und sollten nimmer danach spähen oder darüber grübeln, welches das größere oder das höhere oder das allerbeste wäre; wir sollten nur dem folgen, dazu Gott uns haben will, – eben dem, wozu auch wir zutiefst hingeneigt sind und uns am häufigsten gemahnt fühlen und zu dem es uns am allermeisten zieht. Folgte der Mensch diesem, so gäbe Gott ihm das Größte im Kleinsten, und er ließe nimmer davon ab.

Nun aber geschieht es oft, daß der Mensch das Kleinste verschmäht und so sich selber den Weg abschneidet zu jenem Größten,

das im Kleinsten liegt. Daran tut er unrecht. Ist doch Gott jede Weise und gleich in jeder Weise für den, der ihn gleicherweise zu empfangen vermag! Es hängt ganz von der Innerlichkeit ab, ob seine Neigung göttlich sei oder nicht. Er soll das daran merken, ob er bei allen Dingen ein Wissen und Erkennen des göttlichen Willens in sich findet, auf daß er dem vor allem anderen folge. Wozu er alsdann geneigt ist und sich am allerhäufigsten gemahnt fühlt, von dem darf er gewiß sein: es ist von Gott.

Etliche Menschen, die wollen Gott nur nehmen, wenn er ihnen leuchtet und schmeckt; die nehmen das Leuchten und das Schmekken, sie nehmen aber Gott nicht. Heißt es doch in einer Schrift: Gott leuchtet in einer Finsternis, wo man sein bisweilen am allerwenigsten erkennt. Gott ist oft da am allermeisten, wo er uns am allerwenigsten zu leuchten scheint. Darum sollten wir Gott gleichermaßen hinnehmen in jeder Weise und in allen Dingen.

Nun könnte jemand sagen: Ich nähme Gott wohl gleichermaßen hin in jeder Weise und in allen Dingen, aber mein Gemüt bleibt in der einen Weise nicht immer ebenso wie in der anderen. — Da muß ich erwidern: Das ist das Rechte nicht. Ist doch Gott jede Weise und gleich in jeder Weise für den, der ihn gleichermaßen zu empfangen vermag. Daß man in der einen Weise mehr von Gott empfängt denn in der anderen, das lobe ich wohl, — aber das Beste ist es nicht. Denn Gott ist jede Weise und gleich in jeder Weise für den, der ihn gleichermaßen zu empfangen vermag. Wer nur die Weise nimmt, bei diesem und jenem, — das ist alles Gott nicht. Wer nur dieses und jenes nimmt, der ergreift Gott wiederum nicht. Gott ist eben jede Weise und gleich in jeder Weise für den, der ihn gleichermaßen zu empfangen vermag.

Nun könnte jemand einwenden: Wenn ich Gott ergreifen soll in jeder Weise und in allen Dingen, bedarf ich dann überhaupt keiner besonderen Weise dazu? — Da beachtet: In welcher Weise ihr Gott am allermeisten findet und seiner am allerhäufigsten

gewahr werdet, der Weise folget! Gerät man aber auf eine Weise, die dieser ersten Weise durchaus zuwider erscheint, so daß man alsdann die erste Weise fahren läßt und Gott in der Weise, die einem nunmehr gefällt, ebenso ergreift wie in jener, die man fahren läßt, so ist das ganz recht. Wäre es doch das Edelste und das Beste, man käme in derartiger Gleichheit zu einer solchen Ruhe und Sicherheit, daß man Gott nehmen und genießen könnte in jeder Weise und in allen Dingen und keinerlei Harren noch Jagen hätte nach irgend etwas: das wäre meine Freude! Hierum und hierzu geschieht alles Tun, und hierzu sind alle Werke eine Hilfe. Was hierzu nicht ein Beistand ist, das mag man lassen!

Aus dem Buch „Meister Eckhart"

Rudolf Kassner / Die Gleichnisse des Vorläufers

In der Sehnsucht der Seele ist stets schon die Erfüllung enthalten. So ist die Seele, oder das kann nur die Seele wissen und fühlen. Nicht der Körper, der verlangende, langende. Ich sehne mich nach den Landschaften der Jugend — das kann doch nur heißen, daß diese ewig zur Seele dazu gehören, und nicht, daß ich noch einmal jung sein möchte oder alles hätte anders kommen sollen.
Ich träumte, daß ich zum Begräbnis meines alten Lateinlehrers fahren sollte, der im übrigen schon lange tot ist. Ich kam nicht bis zum Trauerhaus hin, sondern stürzte aus einem Auto ins andere, alle verfuhren sich oder konnten plötzlich nicht weiter. Auch das ist Seele, die zwecklose, zweckentbundene, worin Sehnsucht und Erfüllung seit je eines sind und darum alles ohne Grenze ist und, sooft ein Ziel in Frage tritt, sich verfährt. Der Körper ist die Grenze oder das Ziel als Grenze.

Ich begegne ihm täglich im Park: dem alten Mann. So um die Mittagsstunde. Er geht zuerst, sagen wir, zehnmal um das Bassin, zehnmal oder öfter herauf und herunter die Parkmauer ent-

lang, soundso oftmal um das Rondeau. In seinen Schritten ist noch etwas von der Entschlossenheit und Elastizität der Jugend zurückgeblieben, nur fehlt das bestimmte, das befeuernde Ziel, daher zehnmal um das Bassin usw. Ich kenne ihn seit mehr als einem Menschenalter vom Sehen und weiß irgendwie um ihn. Er war seinerzeit ein stadtbekannter Beau gewesen, ein Jouisseur, immer hinter einer Frau her, und man sieht seinen abgetragenen Kleidern und ausgetragenen Stiefeln noch die gute Marke an...

Er geht also hastigen Schrittes und, wie gesagt, nicht ohne eine gewisse Entschlossenheit. Zuweilen, in gegebenen Pausen bleibt er stehen und starrt geradeaus vor sich hin. Wer da zufällig an ihm vorbeikäme, müßte sehen, wie er sich der Handschuh entledigt und die eine Hand mit der anderen zu reiben anfängt, erst langsam, eindringend, dann immer hastiger und so heftig, wie es nur irgend geht, ohne daß es auffiele. Er möchte auf keinen Fall auffallen: alles ist darauf angelegt, daß er dabei nicht auffalle. Und doch schlagen seine Lippen und Zähne zusammen, und der Blick seiner graugrünen, ein wenig stechenden Augen ist wie einer, der der furchtbaren Umklammerung des Frostes und der Leere entfliehen will. Wohin?

Er tut mir leid. Muß das immer so sein, muß es immer dazu kommen nach allem? Er zahlt jetzt zurück, wie sich die Menschen da ausdrücken; er gibt jetzt alles her, was er im Leben geraubt und an sich gerissen hat. Könnte es einmal nicht anders kommen? Könnte es diesen sogenannten allzu üblichen Ausgleich einmal nicht geben? Gott ist gerecht, heißt es. Ach, wenn ich Gott wäre, würde ich gerne einmal ungerecht sein, eine Zeit lang, zum Zeitvertreib. Oder um die Gerechten oder die in ihrer Gerechtigkeit Erstarrten zu ärgern. Warum tut Gott das nicht? Warum könnte er es nicht tun, selbst wenn er einmal Lust dazu empfände?

Darum, weil er zuerst alle Typen, Schablonen und Modelle vernichten müßte. Hier und nirgendwo anders liegt die Schwierigkeit. Wenn es diese Typen, Schablonen und Modelle nicht gäbe, würde Gott sicherlich sehr gerne einmal ungerecht sein und etwas

springen lassen ... Doch die Typen, Schablonen und Modelle sind nun einmal da, so wie die Zahlen da sind, und unser so gottsjämmerlich frierender Beau würde gar nicht auf die Welt gekommen sein, wenn es sie nicht gäbe, vielmehr seit je gegeben hätte. Das müßte er sich sagen, oder das müßte ein anderer dem Beau vorsagen, während er ihm den entsetzlichen Frost aus den Gliedern zu reiben versuchte ... Nur der Heilige lebt in einer Welt ohne Typen, Schablonen und Modelle. Und so tritt er zwischen Gottes Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, zwischen Gottes Liebe und Haß dazwischen.

Man könnte das Ganze auch so formulieren. Gott redet: Ich bin Ich, oder Ich bin, der Ich bin. Vielleicht redet er also nur um der Typen, Schablonen und Modelle willen, die alle der Ausdruck dieser Gleichung, die alle dieses Gleichheitszeichen sind, oder besser: in der Region des Gleichheitszeichens leben oder vorkommen. Der Heilige zerschlägt oder durchbricht dieses Gleichheitszeichen. Der Heilige zwingt sozusagen Gott aus dem: Ich bin Ich, in das: Ich bin Nicht-Ich, er zwingt ihn aus der Welt der Typen, Schablonen und Modelle, aus der Welt der heiligen Zahlen in die Welt der Individuation und des Einzeltums.

Das Planetensystem

Ich denke die skythischen Sklaven, die, von ihren Herren an beiden Augen geblendet, von früh bis abends die Milch zum Stocken bringen mußten, indem sie, große Tröge umschreitend, jene darin rührten. So wurden bei uns im Dorf dem Ochsen, der den Tag über am Göppel zu ziehen hatte im Kreise, die Augen verbunden, oder so sahen wir als Kinder zuweilen statt des Ochsen mit den verbundenen Augen ein vor Alter blindes Pferd im Kreise den Göppel ziehen.

Diese geblendeten Sklaven ohne Ausnahme bilden eine ganze Welt von Blinden so sehr, daß die Blindheit gar nicht in Abzug zu bringen ist oder so wenig wie bei den Planeten, die um die Sonne kreisen.

Nehmen und stellen wir nun aus dieser kreisenden, vielleicht glücklichen Schar einen, den einzelnen Blinden heraus, und fragen wir, wie er sich allein daneben behaupten könne oder es machen müsse, daß er nicht verworfen sei von vornherein? Indem er staunt, ewig; indem er dauernd in eine immer neue Schicht des Lebens steuert; indem er im Wunder als der Materie des Lebens fortschreitet oder das Leben sich ihm im Wunder verdichtet ... Nur so kann er sein und muß nicht, aus dem Ganzen ausbrechend, in den Abgrund neben sich taumeln.
Wie der eine Staunende und im Wunder Fortschreitende an den Kreisenden, so hängt die Sonne an den Planeten. Nun ist den Astronomen bisher nicht gelungen, die eine Sonne, das eine Zentralgestirn, die Mitte des Weltalls zu finden, um welche alles übrige kreiste, und es wird und kann ihnen auch nicht gelingen, und zwar aus dem einen Grunde, weil eben der Mensch, der eine, der geblendet Sehende und sehend Blinde, jenes Zentralgestirn ist oder sein muß, nach dem wir suchen.

Aus dem „Buch der Gleichnisse"

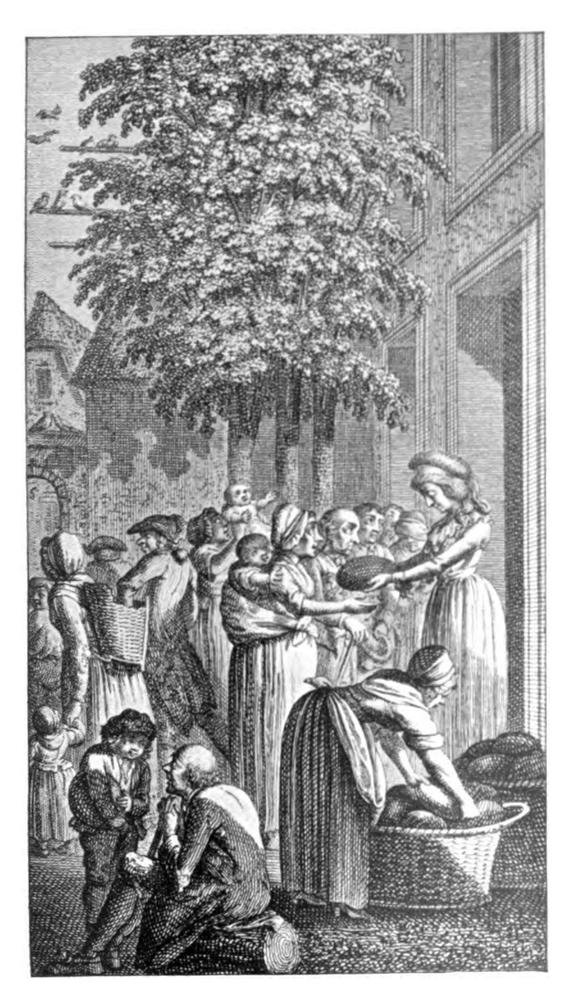
Edzard H. Schaper / Sankt-Georgs-Tag

Sankt-Georgs-Tag, — das ist der Tag, da zwischen Meer und Wald ein einziges Kommen und Gehen ist, zwischen Himmel und Erde gar; oder ein Tag, mit dem alles beim alten bleibt, aber von dem an das Jahr doch neu gerechnet wird; der Tag, da alles umzieht, was seine Kraft verdingt, ja, alles auch, was sein Dasein dem frommen, einfältigen Dienst am Leben weiht: der Jagd nach Nahrung, dem Nest, den Nachkommen. Es ist ein Türenschlagen auf allen Höfen und ein einziges Öffnen und Schließen der Kammern; hier geht einer zum ersten Male hinein und dort einer zum letzten Male hinaus, und die anderen, die in der Luft wohnen, die Zugvögel, sie brauchen weder Tür noch Tor. Sie kommen und sie gehen einfach, aber der Flug führt nun mal doch in einen neuen Dienst, in neue Pflichten den Sommer lang, ein ganzes

Jahr hindurch mit Not und Mühsal, im Zug von Norden nach Süden, wenn der Sommer dahin ist, und wieder nach Norden, wenn es dort Frühling wird. Und die Menschen, die damals mit ihnen zugleich umgezogen sind, sind dann noch immer, wo sie waren, oder sie zählen die Tage nach Kerben im Stallpfosten und packen die Truhen – oder sie bleiben abermals, wenn es wieder Sankt-Georgs-Tag ist.

Sankt-Georgs-Tag am 23. April ist das Neujahr der Dienenden. Knechte und Mägde, das ganze Gesinde des Hofes, sie rechnen das neue Jahr von diesem Tag an und legen ein altes damit zur Seite. Sankt-Georgs-Tag schickt sie weiter oder läßt sie bleiben im alten Dienst; vor ihm ist jeder Wechsel möglich, aber nach ihm gibt es keinen Weg mehr, der weiter führte als bis zu den Pflichten. Zum Acker des Hofes, zur Wiese des Hofes, zwischen Stall und Schober führt er wohl hin, man fährt auch zum Markt, und man fährt zur Meierei – aber von all diesen Wegen und Fahrten kommt man an allen Tagen des Jahres auf den Hof zurück, nur am Sankt-Georgs-Tag vielleicht nicht, wenn man sich so entschlossen hat, oder der Bauer ...! Der Tag verpflichtet fürs ganze Jahr, so, wie den Bauern sein Acker, seine Wiese, sein Wald und sein Strand an den Hof binden, ihn und mehr noch: sein ganzes Geschlecht. Fast beneidet er manchmal, die da kommen und gehen können mit Jahresfrist, und doch ist der Bauer über jeden Sankt-Georgs-Tag hinaus Bauer geblieben und überdauert den Wechsel seiner Knechte, bis ihn zu guter Letzt sein eigener Sohn überdauern wird.

Um diese Zeit ist das Eis auf dem Meere geschmolzen, der moorige Wald ist aufgetaut, die harte Schale des Winters liegt brockig und schorfig auf jedem Stück Erde, und das Feld verlangt Pflug, Egge und Samen, der Wald die Gräben, – der ganze Besitz die Hände, die in jedem Jahre andere sind, bis auf einige wenige, und das sind oft nicht die kräftigsten mehr. Wer von den Knechten bleiben will, strengt sich schon vor Weihnachten an und glänzt mit Tugenden im Januar; wer fort will, macht kein Hehl daraus,



J. G. Penzel: Brotausteilung an die Armen

und wer gar nicht weiß, was er will, der arbeitet weiter und tut, als kenne er die nahe Schwelle nicht, über die man stolpern, ja stürzen kann — oder ruhig hinwegschreiten in ein neues Jahr auf altem Boden. Manchen sitzt der kommende Frühling im Blut, sie saufen und denken an gar nichts, wie es grad paßt; andere, die legen alles, was ihnen zwischen die Finger kommt, in die grüne Kiste neben dem Strohsack, und alle Welt sieht, daß der Knecht an jedem Tag ein bißchen einpackt, — er aber sagt, das hieße nur Ordnung halten. An diesem Knecht verliert man alle Lust; seid sicher, der wird sich an Mariä Lichtmeß erklären. Hatte er sich nicht im Winter ein paar Mal die Pferde ausgebeten und den Schlitten? Also, also, der war sich besprechen gegangen, hatte den neuen Herrn aufgesucht, fein im Feiertagsanzug, hatte lang und breit geredet, über dies und über das und immer so weiter, bis man sachte um den Lohn zu feilschen begann, bis der Schnaps oder das Hausbier kamen und alles in die Reihe brachten. Vielleicht hatte der Bauer eine Tochter und keinen Sohn? Der Knecht hat es hinter den Ohren und stellt sich solid, aber laß ihn nur schöntun, es langt doch nur zu einer Neusiedlertochter für ihn.

Ja, so ging es im Winter. Das war ein Horchen und Sichumtun, ein Schwatzen und Klatschen von Hof zu Hof, denn die Tage damals waren ja Abende, und man hatte viel Zeit zum Reden. Und wenn man auf den Markt fuhr, gab es die beste Gelegenheit für alles. Da waren alle Bauern zur Stelle, alle Frauen und auch die Töchter, und die ganz Kecken waren nach dem dreizehnten Schnaps schon getraut und sahen den Alten im Ausgedinge ... Aber auch die Bauern waren da, knauserig und mißtrauisch wie die Viehhändler, und überlegten sichs tausend Mal, fanden, es sei noch zu früh oder schon zu spät, Mariä Lichtmeß wäre noch weit — jeder schien es darauf anlegen zu wollen, die letzten, billigsten Knechte zu bekommen, die für das Jahr in der zwölften Stunde noch einen Unterschlupf suchten.

Irgendwo zwischen den Wagen standen die Mägde umher und suchten sich stumm wie die Kühe eine Bäuerin aus, und wenn aus

allem am Markttag nichts wurde, ging man am Sonntag über Land zu Besuch, man kannte sich ja. Und so, in nicht geringer Erregung, leise, — damit der Bauer und die Bäuerin, die alles merkten, nichts merken sollten, kein schlechteres Tuch als ohnehin schon zu Weihnachten gaben, — allmählich so wurde die Winternacht Morgen, und der Januar kam.

Die einen fingen mit einem Mal an, dem Bauern zu grollen: der Wirt auf dem Mustlajoe-Hof sei tausend Mal besser, die Wirtin auf Taevastu längst nicht so geizig! und die anderen sagten: so... so... und fanden den Bauern gar nicht so schlimm. Und noch einmal fährt der eine oder der andere, zum ersten oder zum letzten Mal, in den Wald hinein auf dem Schlitten des Bauern, spricht hier vor und dort vor und macht sich beliebt, will dies verstehen, will das verstehen und ist ein Muster an Nüchternheit, säuft nicht und raucht nicht, ist sogar fromm, — ein guter Knecht, einen besseren gibts nicht, keinen ehrlicheren, wenn der Bauer nichts anderes merkt...

Die Besuche mehren sich auf jedem Hof. Da kommen ein paar von den Alljährlichen, die sich in keinen festen Dienst schicken wollen; da ist Ants, und da ist Juhan, sie fragen, ob sie in diesem Jahr Moor kultivieren sollten oder Stucken sprengen und Weiden anlegen, Arbeiten, zu denen das feste Gesinde des Hofes meistens nicht kommt. Mariä Lichtmeß steht vor der Tür, sie möchten Bescheid, an Sankt-Georgs-Tag wollten sie anfangen, wenn es der Bauer so will. Einmal will der Bauer, ein ander Mal nicht, Ants und Juhan gehen viele Wege, haben viele Eisen im Feuer, viele Stucken und Moore im Auge und vor allem den Hof, zu dem dies alles gehört.

Endlich ist Mariä Lichtmeß gekommen, heute hat der Bauer mit allen zu reden. Dieser da möchte bleiben, — gut, soll er! und jener da möchte es auch und soll es nicht! Einen anderen möchte er nun gern behalten, und dieser andere will um jeden Preis fort. Manche gibt es, mit denen der Bauer gar nicht mehr spricht, das sind die älteren Leute. Auch sie haben an den Kündigungstag ge-

dacht, und der Bauer nicht minder. Will er mich jagen? – Ob er wohl fort will? ... Niemand sagt etwas, stillschweigend bleibt alles beim alten, bis es Gültigkeit fürs ganze Leben gewonnen hat.

Der Kerben im Stallpfosten werden es immer weniger, es wird immer mehr Frühling und kommt deutlicher zum Vorschein, was die Hand des Knechtes nach Eis und Schnee braucht. Die Bleibenden fangen den Ansturm der Arbeit ab, die Scheidenden taugen nichts mehr. Jetzt sind es noch fünf, noch vier, noch drei, noch zwei Tage, jetzt nur noch ein Tag – und dann ist Sankt-Georgs-Tag!

Dann ist Sankt-Georgs-Tag, ja! Die Kraniche ziehen, zum Aufbruch trompetend, die Eisenten, die Reiher, die Gänse und Schwäne – sie alle sind schon unterwegs in hellen Geschwadern, es rumpelt und rollt und schwirrt in der Luft, und im Wald ist unter jedem Hümpel eine eilige Quelle. Und in den Kammern rumort es, die Truhendeckel knallen, die Balalaika klirrt, hin und her geworfen; es wird gepackt für immer, und der Bauer sieht das Geschirr nach, ob auch nichts davon ohne sein Gespann auf den Weg gegangen ist. Es kommt der Morgen, die letzte Grütze in der Küche des alten Hofes; die ganze Welt, die viel besser ist als auf diesem Hofe, liegt dem stolzen, geschwollenen Knecht vor der Tür. Er schultert keck die grüne Kiste, klemmt die Balalaika unter den Arm und geht davon. Nichts ist ihm schwer, solange die Zurückbleibenden ihn noch sehen können; aber dort, wo der Weg in die Welt den ersten Knick macht, hinter dem großen Brombeergesträuch, stellt er die Last zum ersten Mal ab. Und wenn er sie nach einem Weilchen wieder buckelt, ist sie eine Bürde geworden, ja, eine schwere Bürde, an der man viel Schweiß verliert ...

Ist einmal ein älterer Mann am Sankt-Georgs-Tag mit dem Pakken fertig geworden – dem leiht der Bauer sein Pferd und den Wagen, denn so einer hat mehr als eine Kiste zu tragen, hat schon so manches, woran er zu schleppen hat, längst keine Balalaika

mehr. Da ist der Abschied auch stiller, denn man verdingt sich, älter geworden, nicht gern in jedem Jahr aufs neue an einem anderen Ort, man will Wurzel fassen, wenn auch auf fremdem Acker, und hat keine rechte Wanderlust mehr. Wenn Mägde gehen, haben sie Bündel und Kisten, viel, viel mehr, als Männer haben; die Hüterinnen vielleicht ausgenommen, denn die wandern durch einen schläfrigen Sommer von Nichts zu Nichts, hören beim ersten Schnee mit dem Weidegang auf, verschlafen den Winter in der Häuslerkate daheim und zehren vom Sommerfett.

Im ganzen Land ist ein Kommen und Gehen, durch jeden Wald wandern ein paar, auf graden Kursen von Hof zu Hof oder mit Umwegen über den nächsten Krug, denn man hat den Jahreslohn in der Tasche, wenn man ihn nicht im Vorschuß verbummelt hat, und die Arbeit beginnt erst am ersten Mai. Und mancher Bauer will bisweilen den frommen, nüchternen Knecht von Mariä Lichtmeß nicht wiedererkennen, wenn er in der Sankt-Georgs-Nacht mit Steinwürfen in die Fensterscheiben Einlaß in seine Kammer verlangt.

„Guten Tag!" sagen sie keck, wenn sie zum neuen Brotherrn kommen, und poltern gewichtig, vom Bauern geführt, in die neue Kammer, in der es noch nach dem Vorgänger riecht. „Aha, hier also ist es!" sagen sie und tun sehr zufrieden und fühlen sich gleich ganz anders als auf der Straße, wieder im gewohnten Joch, wieder in dem Winkel, in dem sie Abend für Abend todmüde liegen werden. Die Balalaika fliegt brummend aufs Bett, sie muß bis Johanni warten.

Und in der ersten Nacht schläft der Neue überall schlecht... Er wirft sich im Bett von einer Seite auf die andere, er gerät allmählich in Schweiß, liegt still da und starrt in die Fensterhöhle, lauscht auf die fremden Geräusche hinter den fremden Wänden rundum, horcht auf den Nachtwind, der im Frühling keine Ruhe finden kann wie er und hat so seine eigenen Gedanken. An dies, an das, wie es war, wie es ist; nach vielerlei Vorzeichen möchte er jetzt schon wissen, wie der Dienst hier ist. Dann denkt er an die

letzte Stelle und hat beinahe Heimweh. Die besten Erinnerungen suchen ihn auf mit diesem Mädchen und jenem. Ach, damals auf der Schaukel! denkt er, Satan, was sind wir damals geschaukelt! Ob sie wohl hier auch solch eine Schaukel haben, die mitten im Walde steht, groß, daß man ganz in die Runde schaukeln kann? Man wird sehen, denkt er, das Jahr fängt jetzt an. Mit einem Male fällt ihm ein, daß er im Krug Schulden gemacht hat, er hatte getrunken für zwei. Ob der Bauer hier geizig ist, ihm einen kleinen Vorschuß abschlägt? ... Er hat viele, viele Gedanken, der neue Knecht, mehr als in allen Nächten des Jahres zusammen; er bekommt es mit der Angst zu tun. Wenn das so weiter gehen sollte ...! Er wird unruhig vor lauter Denken und schrecklich müde. So fängt er im Morgengrauen an zu dösen und schläft auch noch ein paar Stunden lang, bis ihn der Bauer weckt, mit fremder Stimme, daß er ordentlich zusammenfährt. Aber er braucht vor den kommenden Nächten keine Angst zu haben. Schon am nächsten Abend fällt er, von der Arbeit und der vorigen schlechten Nacht erschöpft, todmüde aufs Stroh und schläft augenblicklich ein. Und danach gehen Tage und Nächte, wie sie sollen, er denkt nicht mehr zu viel.

Die ganz alten – sie sterben manchmal kurz vor Sankt-Georgs-Tag, fast so, als wüßten sie schon, daß sie es doch kein volles Jahr lang mehr machen würden, und als wollten sie dem Bauer ersparen, daß ihn ihr Begräbnis im Hochsommer aufhält. Dann lieber jetzt gleich ... Auch sie, auch sie haben ihre Kisten oftmals geschultert oder das Bündel geschnürt, für sie ist es gut zu sterben, denn so bleibt ihnen das Armenhaus oder das Gnadenbrot erspart, sie sind ja auch müde zum Umfallen.

Nun sind sie froh, daß sie sich einem Herrn für alle Ewigkeit verdingen können, ohne jemals wieder aufbrechen zu müssen. Gut soll er sein, das ist die Verheißung für alle Dienenden gewesen, er soll sehr gut gegen seine Knechte sein.

Sankt-Georgs-Tag – das ist der Tag, da zwischen Meer und Wald ein einziges Kommen und Gehen ist, zwischen Himmel und



Erde gar; oder ein Tag, mit dem alles beim alten bleibt, aber von dem an das Jahr doch neu gerechnet wird; der Tag, da alles umzieht, was seine Kraft verdingt, ja, alles auch, was sein Dasein dem frommen, einfältigen Dienst am Leben weiht: der Jagd nach Nahrung, dem Nest, den Nachkommen. Es ist ein Türenschlagen auf allen Höfen und ein einziges Öffnen und Schließen der Kammern; hier geht einer zum ersten Male hinein und dort einer zum letzten Male hinaus, und die anderen, die in der Luft wohnen, die Zugvögel, – sie brauchen weder Tür noch Tor ...

Rudolf Alexander Schröder / In Traum und Gesang

Und die Flut und den Wald
Und den Hügel hinan
Eine süße Gewalt
  Rührt mich an,

Rührt mich an mit dem Ton,
Der mir vormals klang.
Wann hört ich ihn schon?
  Ists lang?

Ists lang? – Ich vergaß. – –
Schallt heut wie eh,
Ton, drin ich genas
  Und vergeh.

Vergeh, denn er lallt
Mir Erinnerung. –
Und bin ichs, bin alt?
  Bin jung?

Bin jung wie der Wald,
Wie der Berg, wie der Baum,
Wie das Wasser, das wallt
  Im Traum,

In Traum und Gesang,
Der nicht endet und ruht,
Wald, Hügel und Hang
Und die Flut!

Sung, der Rebell, begegnet der Azurenen Jungfrau

Eine Episode aus dem Roman „Die Räuber vom Liang schan Moor"

Vorbemerkung: Sung, der Rebell, Hauptheld des Romans „Die Räuber vom Liang schan Moor", Führer der mächtigen Räuberbande vom Liang schan Moor, ist geächtet. Bei einem nächtlichen Besuch auf dem väterlichen Gut gerät er beinahe in die Hand seiner Häscher. Er flüchtet in einen Tempel und wird durch die Tempelgottheit gerettet und mit seiner höheren Mission betraut.

Ohne den von Häschern umstellten väterlichen Hof betreten zu haben, machte Sung Kehrt und lief, was er laufen konnte, wieder zurück. Es war eine halbdustere Nacht, da der Mond von Wolken verhüllt war. Die Wege waren nur undeutlich zu erkennen. Sung vermied die Landstraße und strebte auf schmalen Neben- und Schleichpfaden der Räuberfeste im Liang schan Moor zu.
Er mochte etwa eine Doppelstunde gelaufen sein, als auf einmal hinter seinem Rücken Stimmen und Zurufe laut wurden. Er wandte sich um. In einer Entfernung von etwa einem Li sah er Fackeln auftauchen, und dann hörte er deutlich den Zuruf: „Halt, Sung! Stehen bleiben!"
Mit erhöhter Kraft rannte er, so schnell ihn seine Füße trugen, weiter. Während er so blindlings darauf los lief, fegte ein Wind das dünne Gewölk von der Mondscheibe, und mit einem Male lag die Landschaft deutlich erkennbar vor seinen Augen.
O weh! Wo war er da hingeraten! Das war doch das berüchtigte „Sackgassendorf", das vor ihm lag. Es lag tief eingeschlossen in einem engen Talkessel und war dafür bekannt, daß es nur einen einzigen Zugang besaß, der im Dorf endete. Auf der anderen Seite ging es nicht weiter, denn da starrten steile, unzugängliche Felswände.

„Böse Geschichte!" dachte Sung. Was sollte er machen? Sollte er umkehren? Dann würde er seinen Gegnern geradeswegs in die Arme laufen. Er beschloß, geradeaus weiter zu rennen und sich in irgendeinem Schlupfwinkel zu verkriechen. Jetzt nahm ihn ein dunkler Fichtenhain auf, und dann stand er vor einer Tempelpforte. Er stieß sie auf und trat ein. Es war ein alter verfallener und verlassener Tempel. Beim Schein des Mondes tappte er sich ins Innere und suchte nach einem passenden Versteck. Er suchte die vordere und die hintere Tempelhalle ab, aber nirgends konnte er einen geeigneten Unterschlupf entdecken. Seine Unruhe wuchs. Schon waren draußen vor dem Tempeleingang die Stimmen seiner Verfolger zu vernehmen.

„Vorwärts! Den Tempel durchsuchen!" befahl jemand.

Es war die ihm bekannte Stimme des neuen Polizeimeisters Tschao Nong. In seiner Not, da er keinen besseren Platz ausfindig machen konnte, beschloß er, sich in der Wandnische unter dem Götterbildnis in der vorderen Halle zu verkriechen. Er lüftete den Vorhang und kroch in die dunkle Nische hinein, soweit er konnte. Im äußersten Winkel an der Innenwand lag er nun eng gekrümmt und zu einem Bündel zusammengerollt und harrte zitternd und bibbernd wie Laub im Winde der kommenden Dinge. Jetzt sah er durch die Düsternis des Raums Fackelschein näher kommen, er hörte Schritte tappen. Vorsichtig blinzelte er hinaus. Es waren die beiden Polizeimeister mit einem Dutzend ihrer Leute. Mit ihren Fackeln leuchteten sie die Halle Zoll für Zoll sorgfältig ab.

„Jetzt hat michs erwischt! Diesmal gibts kein Entrinnen!" dachte Sung bei sich. „Guter Geist, der du hier thronst, nimm mich gnädig in deinen Schutz!" murmelte er dreimal mit bebenden Lippen. Merkwürdig, die Verfolger gingen an der Nische vorüber, ohne einen Blick hinein zu tun. Sung glaubte sich schon der Gefahr entronnen und dankte im stillen dem Tempelgeist, daß er sich seiner erbarmt habe.

Auf einmal fiel es dem einen Polizeimeister ein, allein zurückzu-

kommen und die Nische nochmals abzuleuchten. Jetzt hob der Kerl mit seinem Schwert den Vorhang auf und schickte sich an, das Innere abzuleuchten. Sung verging vor Angst. Im nächsten Augenblick mußte er entdeckt sein. Da geschah etwas Unerwartetes. Die Fackel war irgendwo angestoßen und sprühte stiebende Rußfunken, ein Rußkörnchen aber flog dem Polizeimeister ins Auge und blendete ihn.

Er wollte sich das störende Körnchen herauswischen, ließ dabei die Fackel zu Boden fallen und trat sie versehentlich mit dem Fuß aus. Nanu, spukten hier tückische Kobolde? Der abergläubische Polizeimeister hob die erloschene Fackel auf und tappte sich durch die Dunkelheit zum Ausgang zurück.

„Im Tempel scheint er nicht zu stecken", meinte er achselzuckend zu seinen Leuten.

„Er wird sich wohl im Dorf oder hier herum unter den Bäumen versteckt halten", gaben die Leute zurück. „Aber keine Sorge! Er kann uns nicht entwischen. Der Ort hier heißt nicht umsonst das Sackgassendorf. Es gibt nur einen Weg hinein und zurück, und den haben wir besetzt. Auf die steilen Felsen hinauf führt kein Pfad. Der Bursche müßte schon Flügel haben, um uns zu entrinnen. Wir wollen getrost den Morgen abwarten und dann das Dorf absuchen. Da wird er schon zum Vorschein kommen."

„Schön", sagte der Polizeimeister und führte seine Leute zum Tempel hinaus. Sung atmete auf. „Also hat die Gottheit mein Gebet erhört. Falls ich heil davonkomme, werde ich ihr zum Dank den Tempel später recht schön wieder instand setzen lassen", gelobte er im stillen.

Auf einmal hörte er die Posten, die vor dem Tempeleingang zurückgeblieben waren, laut rufen: „Hauptmann, herbei! Hier steckt er!"

Die beiden Polizeimeister und ihre Leute kamen geschwind zurückgelaufen. „Wo denn? Wo denn?" fragten sie aufgeregt. Sung geriet von neuem ins Zittern.

„Schaut euch die Tempelpforte genauer an. Bemerkt ihr darauf



die frischen staubigen Fingerabdrücke? Die Pforte stand offen, als wir ankamen. Also müssen die Spuren von dem Flüchtling herrühren. Bestimmt ist er noch drinnen", gaben die Posten zurück.

„Vorwärts! Nochmals gründlich durchsuchen!" kam der Befehl, und die ganze Rotte drang erneut in den Tempel ein.

Man suchte vorn, man suchte hinten, man suchte rundum, es fehlte bloß, daß man noch unter die Dachschindeln geguckt hätte. Dann wurde wieder das Innere der vorderen Tempelhalle abgeleuchtet.

„Hier, in der Götternische, da wird er stecken", rief der ältere Polizeimeister. „Mein Bruder wird sie vorhin nicht gründlich durchsucht haben. Jetzt will ich einmal ordentlich hineinleuchten."

Er hob den Vorhang auf. Einer seiner Leute hielt die Fackel in die dunkel gähnende Öffnung. Fünf, sechs Hälse reckten sich nach vorn, ebensoviel Augenpaare schickten sich an, das schwarze Dunkel der Höhlung zu durchbohren, als ihnen plötzlich von innen ein unheimlich fauchender Windstoß entgegenschlug. Im Nu waren sämtliche Fackeln verlöscht. Die Halle lag in düsterem Dämmerdunkel.

„Es spukt schon wieder", raunte der jüngere Polizeimeister den anderen zu. „Wo kommt denn auf ebener Erde plötzlich dieser unheimliche Windstoß her? Mir scheint, die Tempelgottheit zürnt uns, weil wir ihr mit unseren Fackeln respektlos zu nahe gekommen sind. Kommt! Wir wollen gehen. Hier ist es nicht geheuer. Wir wollen einstweilen den Dorfzugang besetzt halten und den hellen Morgen abwarten, ehe wir weiter suchen."

„Aber vorher wollen wir wenigstens eine Stichprobe in der Nische vornehmen. Ich werde mit einem Spieß hineinstochern", schlug der ältere Polizeimeister vor.

„Gut", stimmte der jüngere bei.

Der ältere ließ sich von seinen Leuten einen Spieß reichen und wollte mit der Spitze gerade in die Nische hineinstoßen, als drau-

ßen wieder das gleiche unheimliche Fauchen eines plötzlichen Windstoßes wie vorhin hörbar wurde. Zu dem fauchenden Ton gesellte sich das prasselnde und klatschende Geräusch wirbelnder Sandkörner und herabfallender Dachschindeln. Der Wind rüttelte so heftig an der Tempelhalle, daß der ganze Bau in seinen Fugen ächzte und wankte. Gleichzeitig breitete sich eine dicke braune Nebelschicht einer Lampenglocke gleich über die ganze Tempelanlage. Ein eisiger Hauch kroch an den im Tempel befindlichen Leuten empor und drang ihnen in Mark und Bein. Den Leuten sträubten sich vor kaltem Schauder die Haare steil empor.

„Rasch fort! Die Gottheit zürnt!" rief der ältere Polizeimeister seinen Gefährten zu, und alles stürzte von Furcht gepeitscht dem Ausgang zu. Um die Verwirrung noch zu erhöhen, stolperten etliche in der Dunkelheit unterwegs über herabgefallene Dachschindeln oder verfingen sich im Astwerk umgestürzter Bäume oder eckten an Mauervorsprüngen an oder purzelten übereinander. Kurz, es gab ein tolles Durcheinander und ein wildes Gelaufe ums Leben.

„Nein, an diesem verruchten Ort bleiben wir nicht! Man ist ja hier vor den vielen kleinen Spukteufeln, die diese mächtige Tempelgottheit zur Verfügung hat, nirgends sicher. Wir wollen am Dorfeingang Wache stehen. Der Flüchtling wird uns wohl nicht davonfliegen", erklärten draußen einmütig die verschüchterten Söldner.

Die Polizeimeister gaben ihnen recht und zogen mit ihrer Schar von dem Spuktempel ab, um den Rest der Nacht in einer weniger gefährlichen Gegend zu verbringen. Sung atmete auf, als es um ihn herum still geworden war. Aber dann packte ihn neue Unruhe. Für den Augenblick war er ja gerettet. Aber wie sollte er aus dem Bereich dieser verwünschten Ortschaft herauskommen, ohne doch zu guter Letzt gefaßt zu werden? Während er sich darüber sein Gehirn zermarterte, hundert Pläne überdachte, aber keinen brauchbaren Ausweg fand, war es ihm auf einmal, als

ob sich vom rückwärtigen Hof Schritte näherten. Er bekam von neuem das Zittern. Jetzt sah er im matten Schein des Mondes zwei dunkelgrün gekleidete jugendliche Gestalten auf seine Nische zukommen. Sie stellten sich rechts und links vor der Nische auf.

„Wir kommen auf Geheiß unserer Göttin. Sie ersucht den Sternenfürsten um eine Unterredung", sprachen sie.

Sung getraute sich nicht zu mucksen.

„Unsere Göttin verlangt nach Euch. Kommt, Sternenfürst!" wiederholten die kleinen Boten.

„Säumt nicht! Die Göttin kann nicht länger warten", forderten sie ihn zum dritten Male auf, als er immer noch zögerte.

Aus dem hellen zwitschernden Tonfall der Stimmen glaubte Sung herauszuhören, daß die beiden kleinen Sendboten Mädchen sein müßten. Er lüftete den Vorhang und kroch aus seiner Nische heraus. Wirklich, da standen zwei niedliche Mädchen in dunkelgrünen Tempelkutten, das Haar zu Muschelspiralen gewunden, vor ihm. Jetzt neigten sie sich vor ihm zu tiefer Verbeugung.

„Woher kommt ihr Geisterfräuleins?" fragte Sung.

„Vom Palast unserer Göttin. Sie wünscht den Sternenfürsten zu sehen", zwitscherten die Grüngerockten.

„Ihr irrt. Ich bin Sung Kiang und kein Sternenfürst!"

„Wir irren nicht. Kommt und laßt unsere Göttin nicht warten!"

„Wer ist denn eure Göttin?"

„Das werdet Ihr schon erfahren. Jetzt haltet uns nicht mit Fragen auf."

Sung folgte seinen kleinen Führerinnen aus der vorderen Tempelhalle in den Hof, an der hinteren Tempelhalle vorbei zu einer Seitenpforte in der Mauer.

„Bitte, Sternenfürst Sung, hier hindurch!" luden ihn die Geisterfräuleins ein.

Er schritt durch die Pforte. Unter dem sternenglitzernden Mondscheinhimmel breitete sich vor ihm ein üppiger Bambushain.

„Hätte ich vorher von diesem Hain gewußt, dann hätte ich mich

gleich hier versteckt und nicht drinnen in der Tempelhalle so viel Ängste auszustehen brauchen", dachte er bei sich.
Von dem Bambushain ging es zwischen duftenden Rosenhecken durch einen engen Piniengang. Dann mündete der schmale Pfad in einen breiten, schön und eben gepflasterten Weg, dessen Steinquadern in Form von Schildkrötenrücken gemeißelt waren.
„Wer hätte geglaubt, daß es hinter diesem alten verfallenen Tempel einen so schönen Pflasterweg gibt!" dachte Sung erstaunt bei sich. Ein Li weit mochte er etwa gegangen sein, da hörte er einen Wasserfall rauschen. Er stand vor einer Brücke aus dunkelgrünem Gestein mit rot geschnitztem Geländer. Die Ufermatten des Bachs unter der Brücke waren mit Wunderblumen und seltenem Gebüsch bestanden, zwischen dem das Azurblau dunkler Zypressen schattete, das Eisvogelgrün von hellem Bambus schimmerte, schmales Weidenblattgerinnsel zitterte und das Rot des himmlischen Pfirsichs lachte. Wie Silbergewölk stäubte es unweit der Brücke von hoch aus Grottennacht stürzendem Gischt.
Sung schritt über die Brücke und gelangte durch zwei Reihen seltener Bäume zu einer offenen hellroten Gitterpforte. Er trat ein und sah sich vor einer ragenden Palasthalle.
„Merkwürdig, ich habe in meinem Yün tschong hsiän nie davon gehört, daß es hier in der Nähe einen so schönen Palast gibt", ging es ihm durch den Sinn.
Er war ganz benommen vom Anblick des großartigen Baus und hemmte in scheuer Ehrfurcht seine Schritte. Es bedurfte einer Ermunterung durch seine Führerinnen, ehe er sich weiter getraute. Es ging durch einen Vorhof zwischen Wandelgängen mit purpurroten Pfeilern und bestickten Vorhängen. Dann stand er vor der ragenden Halle. Sie schimmerte im Schein von Kerzen und Laternen. Zögernd stieg er hinter seinen Führerinnen Stufe für Stufe die Mondterrasse vor dem Eingang empor.
„Die Göttin bittet den Sternenfürsten näher zu treten", rief es von drinnen.
Beklommen und zitternd, mit aufwärts gesträubtem Haar, trat



er ein. Andere grüngerockte Geisterfräuleins geleiteten ihn in die Hallenmitte vor die Stufen eines Throns. Die Stufen waren aus Kacheln im Drachen-Phönix-Muster gefügt und von einem Vorhang aus Perlenschnüren umhüllt.

„Der Sternenfürst Sung harrt vor den Stufen", meldeten die Grüngerockten nach innen durch den Vorhang. Sung warf sich zu Boden und vollzog einen dreifachen Stirnaufschlag.

„Der Untertan entstammt dem Schmutz des profanen Pöbels und kennt Eure erhabene Majestät nicht. Er hofft auf schonende und gnädige Nachsicht", stammelte er.

„Nehmt Platz, Sternenfürst!" kam hinter dem Vorhang her die Stimme der Majestät. Der widerstrebende Sung wurde von vier Geisterfräuleins in einen Polstersessel genötigt.

„Vorhang auf!" tönte die Stimme von drinnen. Die Grüngerockten rollten die Perlenschnüre rechts und links auf und schoben sie über goldene Haltehaken.

„Wie ist das Befinden des Sternenfürsten?" fragte die Göttin auf dem Thron. Sung stand auf und erwiderte mit gesenktem Haupt: „Der profane Untertan möchte sich nicht unterfangen, in Eurer Majestät erhabenes Antlitz zu schauen."

„Da Ihr nun einmal hier seid, laßt die Förmlichkeit, Sternenfürst!" ermunterte ihn die Göttin freundlich.

Erst jetzt wagte Sung, sein Auge emporzuheben und um sich zu blicken. Er sah den kerzenerhellten Saal in Gold und Edelsteinen schimmern. Rechts und links vom Thron sah er vier Geisterfräuleins von höherem Rang stehen. Das eine hielt ein Zepter in der Hand, das zweite eine elfenbeinerne Schreibtafel, das dritte ein Banner, das vierte einen Wedel. In der Mitte auf ihrem von neun Drachen getragenen, mit den „sieben Kostbarkeiten" geschmückten Thron saß eine herrliche Frau von überirdischer Schönheit. Sie trug ein golddurchwirktes Gewand von purpurroter Seide und hielt in der Rechten ein Zepter von weißem Nephrit.

„Setzt Euch wieder hin, Sternenfürst!" lud sie Sung ein und ließ ihm von den Grüngerockten aus einem kostbaren goldenen,

in Form eines Lotoskelches getriebenen Kruge Wein in einen silbernen Becher schenken. Knieend zur Göttin gewandt, trank Sung von dem starken, berauschenden Naß, das ihm wie flüssiger Duft durch die Kehle rann und wie süßer Tau die Eingeweide netzte. Dazu wurden ihm Geisterdatteln gereicht. Schüchtern, immer in Angst, die gute Form zu verletzen und unbescheiden zu erscheinen, langte er sich mit ausgestreckten Fingerspitzen eine einzelne und verzehrte sie. Den Kern wagte er nicht wegzuwerfen, sondern hielt ihn krampfhaft in der Hand fest. Nach wiederholtem Zureden hatte er glücklich drei Becher bewältigt und hielt drei Dattelkerne in der Hand. Schon fühlte er einen leichten Rausch aufsteigen. Er war besorgt, daß er sich vergessen und ungebührlich aufführen könnte, wenn er dem starken Getränk weiter zuspräche.

„Der Untertan fleht die erhabene Majestät an, ihn von weiterem Trinken zu entbinden. Er ist der Kraft des Weins nicht gewachsen", bat er knieend die Göttin.

„Die Bitte sei Euch gewährt. – Man bringe mir die drei Rollen der himmlischen Schrift, damit ich sie dem Sternenfürsten übergebe", kam es befehlend vom Thron.

Ein Geisterfräulein kam hinter einem Wandschirm zum Vorschein und überreichte Sung auf dunkelgrüner Schale drei in gelbe Seide geschlagene, fünf Zoll lange und zwei Zoll dicke Schriftrollen. Sung nahm sie mit tiefer Verneigung entgegen und schob sie ungeöffnet in den Ärmel.

„Hört, Sternenfürst!" ließ sich wiederum die Stimme vernehmen. „Diese drei Schriftrollen sollen Euch zeigen, wie Ihr als Stellvertreter des Himmels handeln müßt, Treue und Pflicht nach oben, Menschlichkeit und Gerechtigkeit nach unten wahren, das Schlechte bannen, das Gute fördern sollt. Beherzigt den Inhalt, seid seiner stets eingedenk!"

Sung neigte sich von neuem respektvoll.

Die Göttin fuhr fort:

„Da das Herz des Sternenfürsten noch nicht vollständig geläutert und von bösen Dämonen gesäubert war, hat Euch der himm-



lische Nephritkaiser vorübergehend zur Erde niedergesandt, um Euch hier eine kleine Züchtigung zuteil werden zu lassen.
In Kürze werdet Ihr in den himmlischen Purpurpalast zurückkehren. Wähnt nicht, daß Ihr auch nur den kleinsten Fehl begehen dürft! Ein zweites Mal kann ich Euch nicht retten.
Nochmals, lest und habt genau acht auf das, was in den drei Schriftrollen geschrieben steht!
Aber lest es nur in Gemeinschaft mit Listenstern! Andere brauchen nicht Mitwisser zu sein.
Wenn Euer Werk getan ist, verbrennt die drei Rollen! Laßt sie nicht in der Welt bleiben! Denkt daran! Und nun, geht! Meine Dienerinnen werden Euch geleiten. Später, im Rubinenschloß an der goldenen Pforte, auf Wiedersehen!"
Sung murmelte einige Worte des Dankes und folgte seinen grüngerockten Führerinnen von vorhin zur Halle hinaus über den Vorhof durch das rote Gittertor zur grünen Steinbrücke.
„Sternenfürst, Ihr werdet vorhin eine schöne Angst ausgestanden haben. Ohne den Beistand unserer Göttin wäret Ihr verloren gewesen. Aber sorgt Euch nicht! Wenn es Tag wird, habt Ihr alle Not überstanden und seid frei", bemerkten die Geisterfräuleins zu ihm und setzten hinzu:
„Blickt über das Geländer hinab! Seht Ihr unten im Wasser die beiden Drachen sich tummeln?"
Sung lehnte sich über das rote Geländer und blickte hinab.
Wirklich, da tummelten sich zwei Drachen im Wasser.
Auf einmal erhielt er einen Stoß in den Rücken. Mit einem lauten Schrei fuhr er in die Höhe und stieß an die Wand seiner Götternische.
Er hatte ein Mitternachtsgesicht gehabt.
Er rappelte sich empor und blickte hinaus. Nach dem Stand des Mondes mochte es Mitternacht sein.
Auf einmal spürte er in seiner Linken etwas Hartes. Es waren drei Dattelkerne! In seinem linken Ärmel knisterte es. Er fuhr mit der Rechten in den Ärmel. Was er da herauszog, waren drei



Schriftrollen! Auch glaubte er, im Munde deutlich Weingeschmack zu spüren.
„Seltsam!" dachte er bei sich. „Es war wie ein Traum und scheint doch kein Traum. Wenn es wirklich bloß ein Traum gewesen wäre, wie kämen diese drei Dattelkerne in meine Hand, die drei Schriftrollen in meinen Ärmel, dieser Weingeschmack in meinen Mund? Auch erinnere ich mich deutlich an jedes Wort, das gesprochen wurde.
Nein, es war kein Traum. Jetzt, da die Gefahr vorüber ist, werde ich mich einmal genauer umsehen und herausbringen, wer eigentlich die Gottheit ist, die hier in diesem Tempel thront. Sie besitzt ja eine mächtige Geisterkraft!"
Er hob den Vorhang auf und schaute sich im Schein des Mondes die Götternische genauer an.
Auf einem von neun Drachen getragenen Thron sah er eine göttliche Frauengestalt sitzen. Ihr Gesicht war überirdisch schön und glich genau dem jener Göttin, die er im Traum geschaut hatte. Unter dem Thron blinkte ein leerer Zinnpokal, stand ein verstaubter Opferteller mit einem Häufchen vertrockneter Datteln und eine leere Schale aus dunkelgrünem Jade. Die Nische führte rauchfangartig zum Dach empor. Durch eine vom Sturm gerissene Dachluke oben blinzelten die Sterne.
„Sie hat mich Sternenfürst angeredet", murmelte er gedankenverloren vor sich hin. „Vielleicht bin ich in einer früheren Existenz gar kein so profaner Mensch wie jetzt, sondern wirklich ein höheres Wesen gewesen? Die drei Schriftrollen werden wohl auch ihre Bedeutung haben. Im übrigen könnte ich mich jetzt eigentlich hinauswagen. Die Grüngerockten haben mir ja zugesichert, daß bei Tagesanbruch alle Gefahr vorüber sei."
Er tastete in der dunklen Nische nach seinem Knotenstock. Dann kroch er heraus, klopfte sich den Staub von den Sachen und schritt langsam dem Ausgang der Halle zu.
Am linken Wandelgang entlang schritt er durch den Vorhof und trat vor das Tempelportal.



Er hob seine Augen auf und las auf einer alten verwitterten Holztafel über der Torwölbung in vier goldenen Lettern die Aufschrift: „Tempel der Azurenen Jungfrau."
„Alle Wetter!" entfuhr es ihm. „Also die azurene Göttin der neun Himmel ist meine Retterin! Dank dir, Göttin! Und wenn du mir vergönnst, das himmlische Licht des neuen Tages in Freiheit zu begrüßen, dann werde ich dir zum Dank später deinen Tempel neu herrichten und schöner denn je aufbauen. Gewähre mir auch künftig gnädig deinen Schutz und Beistand!" betete und gelobte er mit auf die Stirn gelegten Händen.
Im dämmernden Morgen schritt er leise und behutsam dem Dorfausgang zu.
Er war noch nicht weit gekommen, da vernahm er von fern lautes Getümmel und Kampfesgeschrei.
Er hemmte zögernd seinen Schritt.
„Sollte es schon wieder schief gehen? Ich darf mich nicht weiter hinauswagen, sonst falle ich meinen Verfolgern womöglich doch noch in die Hände. Am besten, ich verstecke mich einstweilen hier am Wegrand hinter den Bäumen", überlegte er und nahm hinter einem dicken Stamm Deckung.
Während er vorsichtig um den Stamm herum nach vorn lugte, hörte er eilige Schritte sich nähern.
Ein Trupp Söldner kam außer Atem angekeucht. Sie schienen auf der Flucht zu sein. Einer unter ihnen rief im Rennen die Tempelgottheit um Schutz an.
„Seltsam!" dachte Sung bei sich. „Sie haben doch den Dorfausgang besetzt und brauchen bloß in Ruhe abzuwarten, bis ich ihnen in die Arme laufe. Weshalb sind sie denn so aufgeregt und kommen selber angehetzt?"
Der Grund sollte ihm sofort klar werden.
In einigem Abstand hinter den Rennenden sah er einen schwarzen Riesen auftauchen. Sein halbnackter Körper mit der dunklen zottigen Brust schien keinem Menschen, sondern einem Teufel anzugehören.

In jeder Hand schwang er eine blitzende Axt.
„He, ihr Bande, stehen geblieben!“ brüllte er hinter den Flüchtenden her.
Der Eiserne Büffel!
Sung glaubte zu träumen und getraute sich noch nicht hervor. Aber da sah er wieder ein bekanntes Gesicht auftauchen. Rothaarteufel! Und hinter ihm Höllenrichter und Flußdrache und andere. Seine Freunde vom Liang schan Moor! Er war gerettet!

Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn.

Max Mell / Paradiesmärchen

Dem Volksmunde nacherzählt

Was sich bei der Erschaffung der Erde begeben hat

Bevor der Herr die Erde erschaffen hatte, rief er die Tiere zusammen und fragte sie, wie er sie wohl machen sollte.
„Mache sie recht eben und weit, daß sie nicht aufhört!“ rief das Pferd und wieherte mutig.
„Mache sie recht dick und weich,“ sagte der Maulwurf, „daß ich überall durchkomme.“
„Wenn sie nicht ganz voll Wasser und flüssig ist,“ meinte der Fisch, „so habe ich wenig Freude daran.“
„Ich will, daß sie voll hoher spitziger Berge ist!“ sagte der Adler. „Ich will noch über ihnen fliegen und hinunterschauen und thronen auf ihnen.“
„Mache sie nur nicht zu klein“, bat die Mücke. „Recht groß laß sie sein, damit viele Mücken auf ihr Platz haben.“
Der Herr hatte ihnen zugehört, und da er sie alle gleich liebte, groß wie klein, erfüllte er jedem einzelnen den Wunsch; und so wie er es tat, waren sie zufrieden. Er machte die Erde eben und weit für das Pferd und dick und weich für den Maulwurf, daß er überall durchkam; machte genug Wasser auf ihr, daß die Fische Freude hatten, und machte sie auch voll spitziger Berge, wie sie



der Adler liebte, und groß genug, daß die Mücken Raum hatten zu spielen.
Der Mensch aber sah, daß die Erde für sie alle gemacht war, er aber nicht gefragt worden war, wie er sie wünschte. Da wandte er sich mit Klagen an den Herrn und sprach: „Alle Geschöpfe hast du gefragt, wie die Erde ihnen taugen soll, nur mich nicht. Da darfst du auch nicht erwarten, daß ich mit ihr zufrieden bin, da du sie doch gemacht hast, wie die alle sie wollen, und nicht, wie ich sie will!"
Der Herr aber entgegnete: „Du bist auch nicht gemacht, um an ihr dein Genüge zu haben. Hast du wie die Tiere die Augen zur Erde gewendet? Du sollst auf ihr zu Hause sein, aber der anderen Heimat, die du hast, gedenken. Dazu bist du da."
Und seit damals geht der Mensch aufrecht.

Die Botschaft der Biene

Als Gott die Welt erschaffen hatte, sandte er die Biene an den Teufel ab, damit sie diesen um Rat frage, ob er den Menschen erschaffen solle oder nicht.
Die Biene flog zum Teufel und trug ihm die Frage des Herrn vor. Der Teufel fühlte sich hochgeehrt und wollte eine Antwort geben, die den Herrn zufriedenstellen sollte; aber er wollte seinen Gewinn dabei haben, und so dachte er angestrengt nach, wie er das wohl anstellte, und wurde immer nachdenklicher und versonnener. Die Biene aber hatte sich inzwischen auf seinen Kopf gesetzt, weil sie seine Gedanken belauschen wollte. Ja, was haben die Bienen nicht für feine Sinne! Du weißt es, hast dich doch oft genug gewundert, wie sie beim Einsammeln des Honigs weit und breit jede Blüte erspähen und dabei, weiß Gott, wie weit kommen und doch immer nach dem Stock zurückfinden, in dem sie zu Hause sind.
Der Teufel aber dachte das Folgende: Es ist gut, wenn der Mensch ist. Denn des Menschen Herz ist schwach, und ich kann

darin mein Reich aufschlagen, und es wird unendlich groß darin sein. Es ist gut, wenn der Mensch ist.
Der Teufel dachte aber auch das Folgende: Jedoch das Herz des Menschen ist ein offenes Ding. Und es wird ein Glanz von der Glorie des Allmächtigen darin einziehen und dort eine reine Stätte haben, daß es wird wie ein Spiegelbild des Himmelreiches. Es ist gut, wenn der Mensch nicht ist.
Danach dachte der Teufel wieder: Er wird aber davon abfallen, und seine Taten werden die Finsternis sein, und er wird dessen inne werden und sich gegen sich selbst wenden in Grauen und in Verzweiflung. Er wird verdammt sein und unsäglich mir gehören. Es ist gut, wenn der Mensch ist.
Danach dachte der Teufel wieder: Nein! Der Herr wird sich des Elends der Menschheit erbarmen und wird sie erlösen. Und da wird im Menschen das gewaltige Geschehen der Gnade vor sich gehen und ein Erzittern seiner Seele sein, wie niemals der Erdboden erzittert, und ein Umkehren und ein Hingeworfensein: und dies zu erschauen, wie die Seele in einem Strahl erglüht und schmilzt, das wird es sein, was die himmlischen Heerscharen zum Jubeln bringen wird.
Und es überwältigte den Teufel der Neid und seine Verworfenheit, und er sagte laut als seinen Ausspruch: „Sage dem Herrn meinen Rat – wo bist du, kleiner Bote? –: Der Mensch soll nicht sein."
Die Biene, die seine Gedanken belauscht hatte, flog auf von seinem Kopf; und da er an ihrem Summen gewahrte, wo sie gesessen hatte, und begriff, warum sie das gemacht hatte, ergrimmte er und schlug mit seiner Peitsche nach ihr. Und er erreichte sie und hatte ihr mit dem Hieb beinahe den Leib durchgetrennt. Und seit damals ist sie in der Mitte so tief eingeschnitten.
Sie überbrachte dem Herrn den Rat des Teufels und berichtete ihm die Gedanken, die sie in seinem Kopfe wahrgenommen hatte. Und da erschuf Gott den Menschen.
Der Mensch hat die Biene gern. Das kommt daher, weil er ihr,



auch ohne recht davon zu wissen, dankbar ist, daß sie die Botschaft überbrachte, durch die er am Ende richtig erschaffen wurde. Du meinst, du hättest die Biene einzig wegen des Honigs gemocht? Aber mein Lieber, der Honig ist ja ein Sinnbild für den treuen klugen Botendienst, den sie vollbracht hat: so mußt du schon ein Mehreres von ihr wissen und es recht bedenken: Alle Tiere haben irgendeine Botschaft dem Herrn zu überbringen und haben ihre Gestalt davon.

Wie der Wolf erschaffen wurde

Am fünften Schöpfungstage hatte der Herr die Tiere erschaffen, und da sein Blick ihnen liebreich folgte, wie jedes nach seiner Art sich rührte und bewegte und auf Erden umsah und jedes des Wohlseins inne ward, das ihm in der Schöpfung gesetzt ist, da fühlte er unversehens, wie noch ein Blick neben dem seinen war, und er erkannte den Widersacher, welcher sich, von Neugier getrieben, eingestellt hatte und die Wesen mit unsteten und unreinen Augen besah, in denen maßloses Erstaunen, Hohn und Furcht wechselten.

Der Anblick einiger Tiere schien ihn besonders zu fesseln; der des Tigers, der Schlange, des Geiers. Der Herr bemerkte es, und es stimmte ihn heiter. Der Widersacher hatte dies nicht so bald bemerkt, als ihn auch schon die Erwartung beschlich, daß der Augenblick zu einem Gespräch mit dem Herrn günstig wäre; denn darnach trachtete er jederzeit mit brennendem Verlangen. Er sah also eine kleine Weile auf die Geschöpfe hin, dann sagte er: „Einige sind gut."

Der Herr antwortete milde: „Ich weiß."

Nach einem kleinen Schweigen sagte der Widersacher: „Aber es sind nicht alle. Oder hast du geglaubt, daß es alle sind? Oh, ich glaube es nicht. Ich wüßte diese Schar sehr wohl zu ergänzen: es wird dir auch gewiß willkommen sein, wenn ich dir hilfreich beispringe." Der Herr sagte: „Du kannst nichts schaffen." „Doch!"

entgegnete der Böse. „Und ich möchte es dir gerne zeigen, und du wirst mir zugeben, daß es um nichts weniger gelungen ist, als was du gemacht hast. Du müßtest mir freilich den Bannspruch sagen, mit dem du es zum Leben erweckst."

Der Herr sprach: „Ich will dir deinen Wunsch erfüllen. Bilde also das Geschöpf, das du meinst."

„Und der Spruch, mit dem ich es leben mache?" fragte der Böse.

Der Herr erwiderte: „Wenn du es fertig hast, so sprich zu ihm: Steh auf und ringe den Teufel nieder!"

Der Widersacher wechselte die Farbe vor Verdruß. Pah! sagte er dann bei sich selber. Es ist nur eine leere Formel! Und er machte sich beiseite und versuchte ein Wesen zu bilden. Er knetete Lehm, Staub und Sand, altes Schuhwerk und Nägel zusammen und stieß einen Zaunpfahl hinein, um dem allem eine Stütze zu geben. Aber er sah wohl ein, es war nichts, und er wollte schier verzweifeln. Und er hätte beschämt und unverrichteter Dinge sich davontrollen müssen, wäre nicht eben ein Hund vorbeigelaufen; schnell versuchte er, dessen Formen nachzuahmen, brachte dies auch recht und schlecht zustande, nahm dann einen Stein, blies höllische Gier hinein und setzte ihn dem Gebilde als Herz in die Brust. Und das war der Wolf.

Aber noch lebte er nicht. Der Widersacher besann sich auf den Spruch und sagte:

„Steh auf und ringe . . ."

Das Tier rührte sich. Es öffnete seine Augen, und darin erschien ein gräßliches Licht. Sein Nacken sträubte sich empor, die Vorderpranken wühlten in der Erde, er schnaubte, und sein Rachen tat sich auf.

Der Widersacher hing an diesem Anblick; er zitterte in Lust des Erschaffens, und ein Gefühl ungeheurer Macht stieg in ihm empor. Er rief:

„Steh auf und ringe den Alten Gott nieder!"

Da erlosch das gefährliche Licht in den Augen des Wolfes, der



Rachen schloß sich, der Körper streckte sich aus und blieb bewegungslos.
Der Böse rief und rief wieder; zuletzt mußte er sich aber eingestehen, daß er sein Geschöpf nicht zum Leben bringen konnte.
Da kam der Herr des Weges. „Dein Spruch hilft nichts!" schrie ihm der Widersacher entgegen. „Ich habe den Wolf erschaffen, habe den Spruch gesprochen, und sieh an, wie er daliegt!"
„Hast du den Spruch auch richtig gesagt?" entgegnete der Herr. „Ich habe dir mit ihm die Macht gegeben, rede ihn an damit!"
Da mußte der Widersacher über die Lippen bringen, was er bisher nicht aussprechen mochte; aber er stieß es nur halblaut zwischen den Zähnen hervor: „... und ringe den Teufel nieder!"
Der Wolf sprang auf, spannte sich in grimmiger Kraft, schüttelte sich und fiel ihn grausam an. Der Widersacher mußte all seine höllische Kraft aufbieten, um sich seinen Zähnen zu entwinden, und hätte der Wolf in wilder Gier nicht vermeint, seinen Erzeuger auf einmal zu verschlucken, so wäre er ihm erlegen. Er gab ihm wütend einen Tritt in die Seite, wovon der Wolf noch heute den eingezogenen Leib hat; stampfte auf den Boden und versank in sein Reich.
Denn Leben ist, daß es die Finsternis überwinde. Auch der Wolf hat teil an dieser göttlichen Gabe, welche Lust ist in der Schöpfung. Aber in seinem Herzen hat er von der Gier, welche ewig brennt und nicht gesättigt werden kann.

Matthias Claudius / Der Mensch

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;



Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret;
Trägt braun und graues Haar;
Und alles dieses währet,
Wenns hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

Hans Carossa / Drei Tagebuchblätter

Alle Strandleute loben das mächtige neue Stauwerk, das den Wasserspiegel um sieben Meter gehoben hält, und wirklich ist nun der Strom fast zum See erweitert. Sehr große Schiffe mit Flaggen aller Länder schwimmen ungefährdet aneinander vorbei; wir vergessen darüber die Enge des Tals und bilden uns ein, an dem Verkehr der Völker ein wenig teilzuhaben. Von mir aus freilich, das braucht niemand zu wissen, von mir aus hätte dies alles bleiben können, wie es seit Jahrhunderten gewesen. Wie stark war das Gefälle, wie hörte man bis in unser altes Haus herüber das Rauschen des Wassers, das nun so blasig-lautlos dahinschleicht! Die klippenreichen Uferhänge, die jetzt halb überflutet, halb mit einem zementenen Damm übermauert sind, wieviel Zuflucht, wieviel Heimlichkeit boten sie uns Kindern!

Heute war ein Tag mit stiller Luft und klarem Wasser; ich sah wieder einmal auf den Grund hinab und erkannte deutlich die Granitplatte mit dem angeschmiedeten Eisenring, an dem wir immer unsere Boote festketteten; aber schon wachsen schwarzgrüne Algen auf ihm, bald wird er so unsichtbar sein wie die Spur unserer leichten Tritte – welch zarte, glühende Welt ist hier ertränkt! Aus Fischgräten baute der meerblaue Eisvogel sein tiefes Nest im Erdreich, an spitzen Weidenblättern klebten rosa

Schneckenhäuschen, der Wasserschneeball wandelte sein Weiß in langen Sommern zu rotem Beerenglas, und auch die bleichen Hülsen ausgesogener Larven, die wir da und dort auf Wurzelstöcken fanden, bedeuteten uns nichts Lebloses. Aus jedem Steinchen kam Geheimnisdrang, Lichtwirbel zitterten von Wasser zu Fels, die Wellenfühlung, wie sprang sie herüber ins reifende Blut! – Und nun sind wiederum Kinder da, vom Strom in sein Bereich gelockt; sie jagen sich und spielen auf dem schnurgeraden kahlen Damm und meinen, der sei immer dagewesen, keines weiß mehr von der früheren heiligen Wildnis, keines würde sie zurückwünschen.

Soeben im letzten Tageslicht sind einander zwei seltsame Schiffe begegnet. Ein kleines ohne Fahnen, mit schwarzen, weißgesäumten Tüchern und breiten, grünen Kränzen bedeckt; ein alter Herr und ein junges Mädchen, dunkel gekleidet, standen darauf, den Ufern abgewandt. Das andere Schiff trug blutrote Fahnen und Wimpel; die Fahrgäste waren lauter junge Menschen, sie erfüllten das Tal mit Gesang, jeder trug eine rote Blume als Abzeichen. Beim Nahen des Trauerschiffes wurden sie still; einer rief hinüber: „Wer ist der Tote in Ihrem Schiff?" – Der alte Herr kehrte sich ihm zu und lüftete grüßend den Zylinder; das junge Mädchen blieb abgewandt, eine Antwort hab ich nicht vernommen. Das rote Schiff trieb schnell stromabwärts, und bald setzte der Gesang wieder ein, indessen das dunkle sehr langsam der Stromrichtung entgegenfuhr.

Warum hab ich dich erschlagen, Haselnatter, wehrloses junges Geschöpf? Ich, der seit so vielen Jahren Friede hielt mit Gottes Kreaturen? Unwissende töten dich aus Furcht; denn du schimmerst graubraun, und zwei Reihen dunkler Fleckchen zeichnen deinen Rücken; das genügt schon den Menschen, dich für eine Kreuzotter zu halten, den fahrlässigen, die sich selten die Mühe nehmen, ein Ding genau ins Auge zu fassen. Wieviel Tausende deiner Art fanden durch diese Verwechslung ein grausames Ende!

Ich aber kannte dich, wußte, daß du zwar leicht erzürnbar bist, jedoch kein Gift in deinen Zähnen verbirgst. Oft hab ich dich bewundert, wenn ich dich dunkel fließen sah zwischen Steinen im Spiräental, habe mich still verhalten, daß nicht einmal mein Schatten dich erschreckte. Und keinem hab ich verraten, wo du wohnst. Wenn einmal das feine schwarze Flämmchen deiner Zunge mir scharf entgegenloderte, so sah ich darin keine Drohung; ich weiß ja, daß dies euer einziges Mittel ist, um die Schwingungen der Luft zu erkunden und auszuwittern, ob ein Feind sich nähert oder eine Beute. Sogar wenn du aus Todesangst mir entgegenzischtest, warst du voll Anmut.
Blut ist aus deinem Munde getreten, rot wie menschliches, — warum hab ich mir nur immer eingebildet, ihr müßtet farbloses Blut haben? Und wen wollte ich töten, als ich dich erschlug?

Habe wirklich auch ich mir die Lehre vom geduldvollen Schauen gepredigt? Ich glaube nicht mehr an sie, und wenn sie wahr ist, so gehört sie doch nicht mehr zu mir. Wäre mir geholfen, wäre ich ein anderer, wenn mir auf einmal im Seelenfinster die hellen Urbilder der Wesen begegneten? Vielleicht ist uns überhaupt nicht bestimmt, unmittelbar die Dinge zu erkennen, und es haben die Gläubigen recht, die nur durch das kristallene Herz eines Erlösers hindurch den Blick auf sie richten. Oder gibt es für uns abseits Wandelnde noch etwas anderes, Erhebungen, ungesuchte, die in Sekunden vorwegnehmen, was aller Fleiß der Jahre nicht erreicht? Welch neuer Schauder war es gestern, als ich zurückkehrend über meine Waldwiese ging, in welche die Schwüle nie völlig eindringt, — alles ruhte wieder in sich so klar und unbegreiflich; aber aus dem Unbegreiflichen kam der Hauch ewiger Fülle, — ich spürte nichts Betrübendes mehr darin, daß unser Geist nur einen winzigen Kreis der dunklen Welt zu erhellen vermag, daß ich die Erde werde verlassen müssen, ohne sagen zu können, was die großen Steine sind und die Tiere, die darunter hausen. Es donnerte vom Nachbarland herüber; dann war es

wieder still, und nun wachten alle die zarten vergänglichen Geschöpfe zu so tiefer Befreundung mit mir auf: die seltenen kleinen Blumen, die wie goldbraune Bienen mit lila Flügeln aussehen, die weißen Tropfen der Schaumzikade an grünen Halmen, die Waldhyazinthe im Gewitterlicht ...

Diotima an Hölderlin

Uhngefähr den 8ten [August 1799]

Wie schwer wird es wieder, das Stillschweigen zu brechen! – Und doch ist mir immer, als könnt ich nur durch schreiben Ruhe und Befriedigung finden. Wie ist es mir so peinlich, wenn ich oft tagelang herum gehe, ohne stille Zeit dazu zu finden. Sollte ich mir vom Himmel nur einen Wunsch für meine jetzige Lage erbitten, wäre es sicher, nur jeden Tag eine einzige mir ganz eigene Stunde, die ich dann von ganzem Herzen Dir, mein Theurer, weihen wollte. Du glaubst es nicht, wie drückend es ist mit der ganzen Last der Empfindung so verschlossen zu bleiben und nicht einmal der Feder sie anvertrauen zu können. So irrte ich bis jetzt herum und hatte Dir so viel zu sagen. Ich muß Dir sprechen von dem letztenmal, da ich Dich sah! Denselben Morgen war ich unschlüssig, ob ich ohne Brief zu Dir hinunter sollte oder nicht, ob ich nicht lieber Dich in der Täuschung lassen sollte, als wären wir noch nicht wiedergekommen und Dich dann den nächsten Donnerstag erwarten sollte. Ich war sehr müde und abgespannt, und fürchtete sehr, dieß möchte Dich irren; auf der andern Seite fürchtete ich, Du möchtest von unserer Zurückkunft höhren, und es würde Dir mein Ausbleiben unerklärlich seyn. Ich wagte es also. Doch! wie beschreibe ich Dir die unnennbare Stimmung, in welche ich den Abend fiel? Ich glaubte im Blick Deine Gestalt in der Allee zu sehen. Warest Du es würklich? – oder nicht? – – Ich war nicht allein, S.... waren bey mir. Es traf mich wie ein Blitz, ich wurde warm und kalt, und bald merkten die andern, daß ich allein zu seyn wünschte, und gingen. Es kam mir nun

vor, als wärest Du es würklich gewesen und irgend eine Angst triebe Dich zu mir, Du müßtest zu mir. Ich ging an's Fenster und stand mit unverwandtem Blick; es täuschte mich wieder, bald sah ich Dein Gesicht durch die Büsche, bald lehntest Du Dich an einen Baum und kucktest da hervor; ich erkannt[e] das Spiel der Phantasie und beredete mich, daß auch das vorige so gewesen. Der Schmerz ergriff nun mit kalter Hand mir das Herz und drohte es zu erdrücken, meine Gedanken erstarrten, es war, als hätte ich Dich umarmen wollen und ein Schatten wärest Du geworden; dieser liebe Schatten hätte mich noch trösten können, und wie mein Sinn dieses forderte, wäre auch dieser mir verschwunden, und ein Nichts, wenn es denkbar wäre, geblieben.

Ich mußte mich aus diesem stummen Schmerz heraus reißen, und nun kam aus der Tiefe meines Wesens ein Aechzen, ein Gewinsel, eine Fluth von Thränen, die sich lange drängten, ohne daß ich sie stillen konnte. Und seit dem ist mir es immer so wunderbar schwermüthig geblieben, und als hättest Du etwas gegen mich auf dem Herzen, und ich denke an nichts anders. Über die Erinnerung an meine Reise ist wie ein dunkler Flohr gezogen, und ich werde Mühe haben, Dir etwas davon zu schreiben. O! Gott! erscheine mir nicht wieder so! O! zweifele nie an [meiner] Liebe! — —Dir! Dir allein wird sie ewig bleiben! — —

Den 23ten [August 1799]

Ich muß jetzt wieder die Zeit nützen. Die andern sind ausgefahren, ich wollte recht viel schreiben, und da kömmt unglücklicherweise eine Biene und sticht mich in die rechte Hand. Es ist mir ordentlich verdrießlich, daß ich im Schreiben immer so viele Hindernisse finde. Und es gehöhrt auch gewiß viel Liebe dazu, um noch so viel herauszubringen. Ich will meine Reiseerzählung jetzt in wenig Worten enden.

Sophie und ich gingen nachmittags wieder zur Mereau, die Antwort zu höhren. Wir waren angenommen und um 4 Uhr bestellt. Wir zogen also von einem Bedienten begleitet um diese Stunde

zum Thore hinaus, wo er in einem Garten wohnet. Wie ängstlich klopfte uns das Herz, und wie sonderbar wehmütig mir zu Muthe war, kann ich Dir nicht sagen. Ich fühlte wohl in diesem Augenblick zu sehr die Kürze der Zeit, die mir in einer halben Stunde gegönnt war, den Mann zu sehen, von dem meine Begriffe so groß sind, zu dem meine Gefühle gewiß sprechen könnten; und die Unmöglichkeit, ihm diese Beziehung durch meinen Anblick zu offenbaren. In dieser schönen Seele mochte ich nicht klein mich spiegeln und ich konnte doch nur dehmütig erscheinen. Ich hatte nicht das Herz, ein Wort zu sprechen, und bat Sophiehen, ganz das Wort zu führen. Wir ließen uns anmelden und blieben indessen in der Garten Tühre stehen; erblickten seine edle Gestalt am Ende einer langen Allee, seine Frau begleitete ihn und 2 muntre Knaben sprangen im Grase herum. Wir en[t]schuldigten unsere Zudringlichkeit, er führte uns in eine schattige Laube, wir setzten uns neben seine Frau, und er blieb in majestätischer Stellung vor uns stehen. Er sprach viel mit der Enkelinn der la Roche, von ihr und Wieland, und ich hatte Zeit, ihn recht in's Auge zu fassen. Wir mußten wegen den Zurückgebliebenen sehr eilen, seine gute liebe Frau wollte uns nach Hause begleiten, wir wollten es nicht zugeben. Er sagte aber: Es wird meiner Frau nichts schaden, und mir . . . setzte er ganz sachte hinzu, besann sich aber und ging zurück nach dem Hause. Wir gingen mit seiner Frau bis an's Stadt Tohr; wie wir Abschied von ihr nahmen, kam sein ältester Sohn, den er uns mit dem Bedienten nachgeschickt, und dieser brachte uns wieder in unsern Gasthof, wo die Postpferde schon angespannt standen. Wir fuhren denselben Abend noch nach Weimar. Von dort in einem fort über Fulda nach Frankfurth, und freuten uns der schönen Gegenden.
Aus unserer Reise nach Ems ist nichts geworden, vielleicht gehen wir künftigen Freytag über Mainz nach Coblenz und durch die Bäder zurück, wollen aber den Montag schon wieder hier seyn.
Mein Bruder bleibt bis Ende Oktober. Nach der Messe ziehe ich in die Stadt. Solltest Du eine Reise vorhaben oder andere

Plaane, die ich nothwendig wissen müßte, wäre es in diesem Fall wohl möglich, daß Du mir durch irgend jemand einen Brief schicktest. Es müßte aber denn immer den Morgen nach dem bestimmten Donnerstag seyn zwischen 10 und 11 Uhr, damit ich Acht geben könnte, und wenn Du einmal ausbliebest, mir zur Erklärung, doch nur im Nothfall.

Donnerstag – 11 Uhr

O! mein Herz! wie danke ich Dir. Du bist da! – – Schon war mir so bange, Du mögtest krank seyn. Denn das wußte ich wohl, das schlechtste Wetter würde Dich heute nicht abhalten, mir die Freude zu machen heute etwas von Dir zu höhren! Wie bitte ich den Himmel um eine günstige Minute, was ich höhren werde wird gut seyn. Du sahest heiter aus, könntest Du meine Rührung sehen und an meinem klopfenden Herzen es fühlen, wie sehr diese Ahndung mich freut! – – Aber Du Guter, werden auch meine Nachrichten Dich nicht kümmern? – O! laß es nicht! – – Wer weiß, wie es kommen kann, wozu es gut ist, wenn ich meinen Schmerz, so fern und doch so nahe Dir zu leben, ganz, mit Wahrheit, vor einem sichern Freund enthülle! – – –
Denke auch mit Gewißheit, daß ich immer nach Deinem Sinn nur das Nöthigste sagen werde, und daß unsere liebste Liebe immer nur uns bekannt und ein heiliges Geheimniß bleiben wird. Auf die größte Zartheit kannst Du bey mir rechnen. Darum laß Dich nichts kümmern. Sieh! ich würde gewiß Dir nicht so viel sagen, weil mir immer ist als beleidigte ich die Liebe, wenn ich Dich nicht kennte und nicht wüßte, wie Du so leicht durch Deine Phantasie irre geleitet Dir die Sachen anders vorstellst, als sie sind. Darum spreche ich Dir davon, lege es aber nicht anders aus.
Du hattest ein Buch in der Hand! wie freut es mich schon. Von unserer künftigen Einrichtung, von einander zu höhren, kann ich jetzt nichts sagen, als daß es beym alten bleibt, wenn Deine Nachrichten es nich[t] ändern. Mich wirst Du immer finden! –

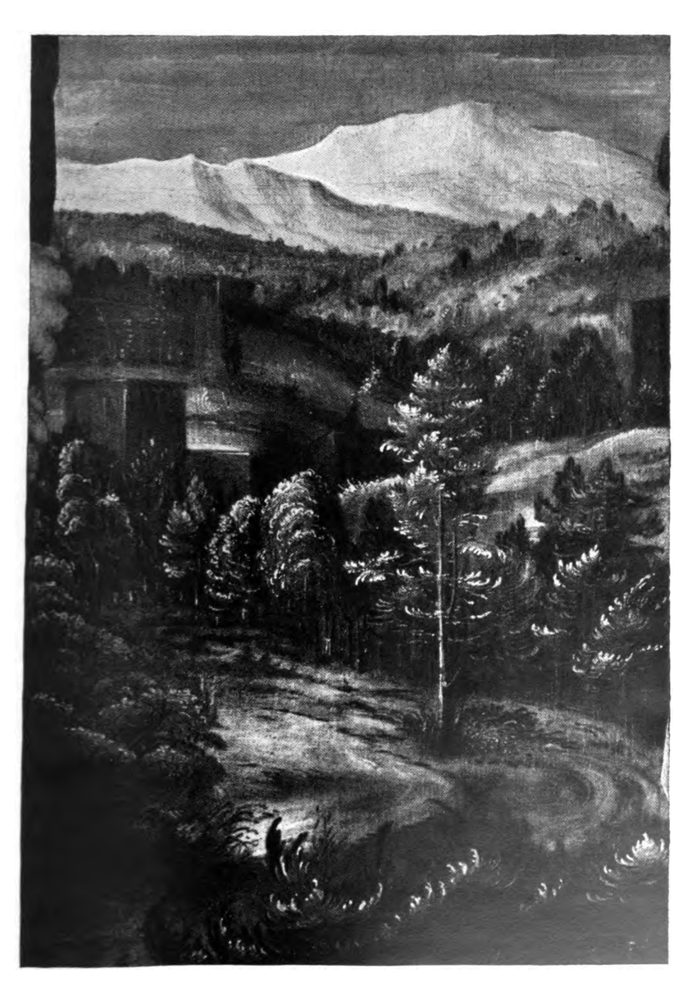
Und immer Dein, so lange ich lebe, unvergeßlich Lieber! – – –
Ich kann nicht mehr schreiben, denn meine Augen nehmen die Rührung zu sehr an. Vielleicht heute Nachmittag noch ein paar Worte. –
Ach! es war doch nicht das letzte mal, daß ich Dich sah! – – Nein! ich kann, ich mag es nicht denken! O! laß mich hoffen! – – laß mich diese Gedanken verbannen. Himmel! welch ein Wetter, wie unruhig macht es mich, gehe nicht, wenn's so bleibt, Du könntest krank werden. O! schone Dich nur mein Bestes! Wann werde ich künftig wieder von Dir hören können? Wenn es doch nur schon Abend wäre, und ich hätte was mich so freuen wird in sichern Händen. Was wir leiden müßen, ist unbeschreiblich; aber warum wir's leiden, ist auch unbeschreiblich.
Da dachte ich ehe Du kamst, ob Du künftig (wenn es seyn wird) nicht in den Wintertagen erst um 11 Uhr statt um 10 Uhr an der Ecke erschienest, oder wenn es Dir lieber wäre erst um 3 Uhr? Denn ich glaube, Du hast Dich heute recht geeilt, und ich mögte nicht, daß Du im Dunkeln von Hause gingest. – Ich mögte Dir so viel noch sagen, aber ich werde nur gleich so wehmüthig und weiß mir nachher nicht zu helfen. Doch noch dieß: daß ich wieder völlig gesund bin. Lebe wohl! Lebe wohl! Ewig bleib' ich Dir treu! – –

Aus dem Band Nr. 455 der Insel-Bücherei

Friedrich Schnack / Der Knabe und der Goldschatz

Klicks neues Abenteuer

Hallo, Ali!"
Klick, der nette, hübsche Junge aus der Webergasse, rief seine Freundin, die ihm gegenüber im dritten Stock bei ihrer alten Zeitungstante, der Frau Mittwoch, wohnte. Der blonde Kopf des zwölfjährigen Mädchens schimmerte am Fenster. „Alimädchen, komm mit, ich will paddeln!"
„Sofort!" antwortete sie und verschwand.



Hans Burgkmair

Auf dem Kinderlift, dem blankgewetzten Treppengeländer, rutschte Klick schnell hinunter und stand in der Gasse. Ali kam. Sie hatte ein zartgeblümtes, gelbes Sommerkleidchen angezogen. Klick trug eine kurze, dunkelblaue Hose, Matrosenfarbe, und ein kurzärmeliges, weißes Hemd. Das Paddelruder geschultert, zog er mit der zierlichen Freundin los. Neidisch blickten ihnen ein paar Freundesaugen nach: Mit Klick konnte sich keiner messen.

Im Sonntagslicht floß die Elbe, der geliebte Fluß. Das Wasser schwappte und schmatzte. Klick warf die Kette rasselnd ins Boot, setzte sich, tauchte das Ruder ein, und Ali wippte flink auf ihren Platz. Der Bug zerschnitt die dünne Wasserhaut. Ein feines Boot. „Pfeil" hieß es. Sein Freund, der Kapitän Sassafraß, der in Loschwitz auf der Höhe über der Elbe ein Haus mit Garten besaß, hatte es ihm zu seinem vierzehnten Geburtstag geschenkt. Der Käpten konnte sich die Gabe leisten: er war Witwer, nicht unvermögend und hatte keine Kinder. Ein wahrhaft würdiges Kapitänsgeschenk war der „Pfeil" – Klicks schönster Sommerwunsch war damit erfüllt.

„Ich muß hinüber auf die andere Seite," sagte Klick, beidrehend, „hab was auszurichten beim Käpten, einen Auftrag vom Hustenonkel. Der hat neue Fische bekommen."

Hustenonkel war der andere Freund, Herr Draesecke, der in der Webergasse einen kleinen Tierhandel unterhielt. Fische, Vögel, Affen, Schildkröten und Frösche verkaufte er, auch Vogelfutter und Hundekuchen.

Der schöne, strahlende Tag, hell wie die Lebensfreude der beiden Wasserfreunde! Die Elbe blinkerte und blitzte in guter Laune. Ihre Wellen hüpften und schnickerten gegen die schmale, gleitende Bootswand, der Wassergeruch schweifte vorüber.

„Nach Fisch riecht es", bemerkte Ali, die kleine, reizende Nase in den Wind tauchend.

„Nach Meer ..." entgegnete Klick. Wer eine richtige Schiffernase habe, erklärte er, rieche auf jedem Strom das Meer. Die Flüsse strebten zum Meer, und das Meer schicke ihnen seinen Hauch entgegen – für die Seeleute auf dem Trockenen.



„Ich habe keine Schiffernase", erwiderte das Mädchen. „Du? Woher weißt du das vom Meeresgeruch?"
Klick, das Ruder durch die Wellen reißend, sagte, er wisse es vom Käpten. Kürzlich habe der Schiffer seine Nase aus dem Fenster gesteckt und ausgerufen: Er rieche heute wieder einmal ganz stark und aufreizend die See.
Ali atmete tief und schmeckte die Luft. Aber sie roch nur den Dunst des Flusses, nicht den Atem des Klickschen Meeres. Der Wind durchstrudelte ihr blondes Haar. Auf und ab schwankte das Kanu, soeben durchschnitt es die auslaufende Bugwelle eines stromab ziehenden, mit Ausflüglern dicht besetzten Elbdampfers. Doch sicher und geübt lenkte der Freund sein leichtes Fahrzeug.
An den Ufern schwärmten die Sonntagsmenschen; sie schnürten in den Nachmittag hinein, Menschenzüge, dicht aufeinander folgend wie Fischvölker in durchsichtigen Wellen. Die Häuser schimmerten, Dächer zackten in die Bläue, Riffe im Meer der Luft.
Das Boot kam rasch voran, bald nahten die grünen, freien Elbwiesen. Zwischen ihnen zog der Fluß, breit und stattlich, eine lebendige Ader. Land drängte an, offene Weite, und auf der Uferseite, wo der „Pfeil" hinglitt, stieg der mit Villen und Landhäusern bebaute Hang von Loschwitz empor. Erreicht war die Landungsstelle. Klick lenkte bei, ein grasumbüschelter Pfosten ragte aus dem seichten Uferwasser. Der Kanumann ging an Land und reichte das Ruder seiner Begleiterin.
„Ich gehe rasch hinauf", sagte er. „Gib unterdessen gut auf den ‚Pfeil' acht, bin bald wieder zurück."
„Wenn aber Seeräuber kommen, Klick?" fragte sie, scherzhaft besorgt.
„Seeräuber? Keine Angst, Ali! ‚Klick' ist die Parole. Verstanden?"
Dann eilte er davon und die Bergstraße hinauf. Ali, in den Händen das tropfende Ruder haltend, schaute ihm nach. Aber nicht ein einziges Mal blickte er sich um. Rasch war er entschwunden. Sie legte das Ruder ins Boot und zog die Haltekette kürzer.

Das Haus des Kapitäns stand in einem schönen Garten. Sein bürgerlicher Name war Kasimir Schneider, aber der Hustenonkel, der gern die Leute umbenannte, hatte ihm den Namen Sassafraß gegeben. Der Kapitän wußte es jedoch nicht, ebensowenig wie Herr Draesecke seinen von Klick und Ali erfundenen Spitznamen Hustenonkel kannte. Er litt nämlich an einem Dauerhusten.
Der Kapitän hatte Besuch. „Schön, daß du kommst!" rief ihm der großgewachsene, breitschulterige Seemann entgegen. „Hör dir ein Abenteuer an! – Mein Freund Klick, auch eine Wasserratte!" sagte er zu seinem Gast und hierauf zu Klick, mit einer höflichen Handbewegung auf den Fremden weisend: „Herr Ingenieur Benken, ein alter Bekannter aus meiner Stettiner Zeit. Kommt geradeswegs aus Madagaskar."
Klick riß die Augen auf: Ein weitgereister Mann! Der hatte, weiß Gott, ein größeres Stück Welt gesehen als Sassafraß, der früher nur immer in der Ostsee herumfuhr.
„Das läßt sich hören, nicht wahr?" fügte der Kapitän seinen Worten hinzu und lud die beiden zum Niedersitzen ein.
Der Gast war ein Mann von mittlerer Größe, stämmig, gebräunt, mit entschlossenen Zügen, und daß er eine Sache tüchtig anzupacken gewohnt war, hatte Klick bei der Begrüßung an dem harten Händedruck gemerkt.
„Ich war mehrere Jahre in Madagaskar – du weißt, wo es liegt?"
Klick bejahte, in Länderkunde war er beschlagen.
„Ich bin Tiefbauingenieur", erklärte ihm Herr Benken. „Ich habe am Bau eines Hafens, einer deutschen Tributleistung für die französische Kolonie, mitgearbeitet, etwas länger als vier Jahre."
„Das war die Einleitung, Klick!" rief der Kapitän dazwischen. „Und nun die Geschichte."
Sassafraß hatte seine lange Holländerpfeife angesteckt und sich in seinem Stuhl behaglich zurückgelehnt. Klick dachte flüchtig an Ali, die nun etwas länger warten müsse, aber eine Geschichte aus



fremden Ländern hörte er gern, und da begann auch schon Herr Benken.

Es war in der Hafenstadt Tamatave an der Ostküste der Insel. Bei einem Chinesen, Wung-Fei, kaufte Herr Benken, wie er berichtete, dann und wann Rauchtabak, und eines Abends legte ihm der gelbe Mann ein vergilbtes Papier vor, eine Aufzeichnung, mit der Bitte, sie ihm zu übersetzen. Sie war in ungarischer Sprache abgefaßt, die der in Siebenbürgen geborene Ingenieur beherrschte. Kaum hatte er ein paar Worte für sich gelesen, wurde er auch schon von dem Inhalt stark gefesselt. „Vermächtnis des Königs Benyowski I. von Madagaskar", stand da. „Ich, Unterzeichneter, König Benyowski I., vermache meine Schätze meinem ungarischen Vaterland, mag es mich auch immer schlecht behandelt haben. Gott verhüte, daß mein Besitz in die Hände der Franzosen falle, von denen ich nur Undank erntete. Die Eisenkiste ist auf der Halbinsel bei der Bucht von Antongil vergraben, fünfzig Grad Länge, fünfzehndreiviertel Grad nördlich zwischen fünf großen Affenbrotbäumen. Grabe, Ehrenmann, und übergib die Schätze der Regierung meines Landes! Der oberste Beutel in der Kiste sei dein Lohn. Nimm meinen Dank, Gott segne dich! König Benyowski I. von Madagaskar 1784."

„Ich hatte keine sonderliche Neigung," fuhr der Erzähler fort, „dem Gelben den genauen Inhalt des Textes zu offenbaren. Da ich aber ebensowenig Lust hatte, dem ungarischen Staat einen Dienst zu leisten, ließ ich mich endlich dazu herbei, gemeinsam mit dem Chinesen die Sache anzupacken unter der Bedingung, daß mir die Hälfte des etwaigen Fundes zufalle. Er war einverstanden, und ich erklärte mich bereit, an Ort und Stelle das Testament zu übersetzen. Wir legten uns einen Plan zurecht und fuhren mit dem nächsten Küstendampfer in die Bucht. Um keinerlei störende Aufmerksamkeit zu erregen, vermieden wir es, an Bord miteinander zu sprechen. Nach Ankunft an der Landungsstelle verschwand der Chinese sofort mit seiner Reisetasche, um mich an einer vorbezeichneten Stelle in dem die Halbinsel bedeckenden Urwald zu er-

warten. Die Werkzeuge, zu denen die Stiele fehlten, hatte ich im Rucksack. Ich fand meinen Gefährten, und gemeinsam traten wir den Marsch an. Nach mühevoller Wanderung durch Wald und Dickicht peilte ich und hatte die Genugtuung, den gesuchten Ort zu finden. Es war eine flache Waldstelle, wo gewaltige Brotfruchtbäume aufragten. Waren es die richtigen? Da die Brotfruchtbäume mehrere tausend Jahre alt werden können, bedeuteten die seit dem Tod des Abenteuerers verflossenen hundertfünfzig Jahre für das Leben der Bäume nicht allzuviel. Da standen wahrhaftig noch fünf starke in einer Gruppe und waren gesund und üppig. Widerlich aber roch der Blütenduft eines dichten Lianen- und Dornengestrüpps: wie Gestank von faulen Eiern und Aas. Ich übersetzte nun die Aufzeichnung in die französische Sprache, in der ich mit dem Chinesen verkehrte. Nachdem wir die Werkzeuge, Beile, Pickel, Schaufeln und Hacken, mit Stielen versehen hatten, machten wir uns an die Arbeit. Die Dornen vorsichtig meidend, gruben wir inmitten der Baumgruppe, genau an dem von mir errechneten Punkt, den Boden auf. Das zähe Wurzelgeflecht wurde herausgehauen, und nach ungefähr zwei Stunden angestrengten Grabens in der dämpfigen Hitze hatte ich Gelegenheit, der haarscharfen Berechnung des Ungarn mein Lob zu spenden. Ein dumpfer Schlag — es war, als hätte die seit so langer Zeit schlafende Truhe auf unsere Anstrengung geantwortet. Zu neuem Eifer angespornt, gruben wir hastig und legten bald darauf die eiserne Kiste bloß. Sie war verrostet. Da sie aber zu schwer war, knackten wir sie kurzerhand in der Grube. Mehrere schwarze, hartgewordene Lederbeutel von verschiedener Größe zerrten wir heraus, sie platzten, und Dukatengold rollte auf die rote Urwalderde. Andere Beutel enthielten goldenes Geschirr, wohl das Tafelservice des königlichen Urwaldhofes. Ich war begeistert und geblendet, und mich über die Schätze beugend, kramte ich aufgeregt in der Kiste. In diesem Augenblick erhielt ich einen heftigen Schlag über den Schädel und brach bewußtlos zusammen. Als ich wieder zu mir kam, umgab mich tiefe, schmerzliche Finsternis.

In den Bäumen flüsterte der Nachtwind, fernklagende Lemurenschreie erschollen. Fürchterlich tat mir der Kopf weh, auch fühlte ich, daß ich blutete. Aber ich rührte mich nicht. Beim ersten Morgenstrahl jedoch richtete ich mich vorsichtig spähend auf. Ich lag zwischen riesigen Farnen. Der gelbe Teufel, der mich niedergeschlagen und für tot gehalten, hatte mich in das Dickicht geschleift. Unweit des Erdhaufens, wo die goldenen Teller schimmerten, lag er im Schlaf ausgestreckt. So leis und flink ich nur konnte, schlich ich mich zu ihm. Mein rechtes Auge war von Blut verklebt, ich hatte eine Kopfwunde – aber das kümmerte mich jetzt nicht, ich griff mir rasch ein Beil und trat dem Schläfer meinen Stiefel in die Seite. ‚Hund!' schrie ich, ‚wach auf, damit du sterben kannst!' So kräftig ich ihn aber auch mit Fußtritten bedachte, er rührte sich nicht. Da packte ich ihn an der Kehle – totenkalt fühlte sie sich an, und leichenstarr war das Gesicht – bei Gott! der Kerl war tot. Wie ging das zu? Ich konnte doch nicht glauben, daß der Hinterlist die Strafe Gottes auf dem Fuß gefolgt sei. War er von einer Schlange gebissen worden? Aber Giftschlangen gab es nicht in Madagaskar. Ich untersuchte den Toten, wälzte ihn auf den Rücken – da sah ich an seinem rechten Unterarm einen langen, blutigen Riß, wie von einer Nadel herrührend. Die Dornen! begriff ich, er hatte sich an einem der langen, furchtbaren Stacheln gerissen. Das Fleisch war geschwollen und bläulich angelaufen. Gift? Ich hieb mit dem Beil einen Dornenzweig ab, Milch tropfte zu Boden. Sie stank. Zweifellos war der Milchsaft ein todbringendes Herzgift. Da bedachte ich meine Lage, die nicht ungefährlich war; konnte ich doch in den Verdacht kommen, den Chinesen getötet zu haben. Ich tat, was er mit mir getan hatte: ich schleppte ihn in das hohe Farndickicht. Erschüttert von dem schrecklichen Ausgang des Unternehmens, schmetterte ich alles Gold wieder in die Kiste, knallte den Deckel zu und ebnete die Grube. Nichts wollte ich mit dem Schatz zu tun haben. Als alle Spuren verwischt waren, suchte ich eine Quelle, wo ich die Wunde verband. Zu meinem Glück hatte ich meine Reiseapotheke

mitgenommen. Danach trat ich den Rückweg an. Mit dem nächsten Dampfer fuhr ich nach Europa. Die Angehörigen des schurkischen Wung-Fei aber werden auch weiterhin auf die Heimkehr ihres Schatzgräbers vergeblich warten müssen."
Seine Erzählung war zu Ende. Klick, erfüllt von dem Gehörten, atmete wie gepreßt. Ein lebendiges und gefährliches Abenteuer hatte ihn aus der Erzählung angeglüht.
„Tolle Sache!" bemerkte Sassafraß trocken. „Schade, daß Sie das Zeug dort ließen. Was gedenken Sie weiterhin zu unternehmen?"
„Nichts! Ich schenke Ihnen den Schatz, wenn Sie ihn haben wollen. Er ist gut seine zwanzigtausend Pfund wert. In drei Monaten gehe ich wieder außer Landes, meine Firma schickt mich nach Patagonien. Nach Madagaskar komme ich nicht wieder."
Der Kapitän lachte unterdrückt. Die Pfeife aus dem Mund nehmend, sagte er: „Gut! Angenommen! Danke! – Und nun, mien Jong," wandte er sich zu Klick, „du hast es gehört, bist Zeuge. Und auch Sie, lieber Herr Benken, sind Zeuge", sagte er zu dem Schatzgräber. „Den Schatz, den Sie mir soeben schenkten, gebe ich an meinen Freund Klick weiter. Er ist jung und hat noch alle Schätze vor sich!" Und dann hieb er die breite Schifferhand auf die Schulter des neben ihm sitzenden Jungen mit den Worten: „Mach dein Glück, Klick, ein Schatz wartet auf dich!"
Spaßvogel! dachte der. Und gute Miene zum guten Spiel machend, erwiderte er: „Danke. Ich nehme das Geschenk. Reichtum schändet nicht. Sobald ich kann, fahr ich hin."
„Da du ein Kanu hast," sagte der Kapitän neckend, „ist es Spielerei. Ach, mien Jong, es heißt immer, die Welt sei klein. Schwindel! Riesengroß ist sie."
Das Wort Kanu ließ Klick an Ali denken. Er mußte schleunigst fort. „Ich muß jetzt aber gehn, Käpten", sagte er und stand auf. „Ali wartet im Boot. Der Hustenonkel beauftragte mich, Ihnen zu sagen, die kleinen Welse seien eingetroffen. Deshalb kam ich."

„Schon gut!“ versetzte Sassafraß. „Geh und kümmere dich um unser Mädel!“
Klick verabschiedete sich, und als er durch den Garten des Kapitäns eilte, spähte er nach Brotfruchtbäumen aus. Wie mochten die wohl aussehen? Er hätte den Ingenieur fragen sollen. Vielleicht wußte es aber auch der Hustenonkel. Der kannte sich in Hundekuchen aus, warum nicht auch in Affenbrot. Brot für Affen, das an den Bäumen wächst – lustig! In seinem Kopf schwirrte die Geschichte. Die Sonne funkelte in den Büschen gleich goldenen Flammen. Mir gehört der Schatz, dachte er, daran ist nicht zu rütteln. Schickten die goldenen Teller nicht ihren Hexenschimmer aus der Ferne? Die Bergstraße war wie von Golddunst bestäubt.
Berauscht eilte er bergab. Ali hatte sich im Kanu ausgestreckt. Das Wasser blitzte, die Ufergräser funkelten wildfremd. „Alle Mann an Bord!“ rief er.
Ali zuckte empor und blickte ihn schmollend an. Endlich käme er! Sie nahm ihren alten Platz wieder ein, Klick löste die Kette und saß im Boot.
„Nicht schimpfen!“ bat er und ruderte. „Ich bin der Erbe des Urwaldkönigs von Madagaskar.“
„Was?“ Sie lachte. „Ach, lieber Klick, was hast du dir nun wieder für einen Unsinn ausgedacht!“
„Unsinn? Frag nur den Käpten!“
Er erzählte ihr, was er gehört hatte. Es war eine echte Räubergeschichte von Gold, Tücke und Tod. Er beschrieb ihr das Aussehen des Chinesen, so deutlich, als hätte er selber an der Schatzgräberei teilgenommen. Er schilderte den Wald mit den Affenbrotbäumen, an deren Zweigen semmelartige Früchte hingen, malte mit Worten die großen Farne und setzte an das Ende seiner Geschichte einen spitzen Affenschrei, der über die Elbe schallte. Goldene Teller besäße er und zwanzigtausend Golddukaten!
Wie kindisch und albern war doch der Klick! Der aber schwadronierte darauf los. Eines Tages, wenn er erst den Schatz gehoben

Der Schiffmann.



Im Meer bin ich ein Schiff Patron/
In dem Compaſt ich ſehen kan
Wo wir im Meer jrr gfaren ſind/
Wenn ſich erhebet ein Sturmwind/
Mit groſſen Welln vns wil bedeckn/
Den Ancker wir im Meer einſenckn/
Auff daß das Schiff vnbweglich ſteh/
Biß die grauſam Fortun vergehe.

habe, werde er mit ihr von goldenen Tellern essen, aus goldenen Bechern trinken und die Goldmünzen versilbern.

„Sie haben ihren Spaß mit dir gehabt", sagte sie. „Gold in Madagaskar oder Gold auf dem Mond – es ist ein und dasselbe."

Er teilte ihre Meinung nicht. Zu tief durchglühte ihn das Abenteuer. Geschmeidig rudernd, peilte er das Kanu am Ufer entlang und stellte sich vor, in der fernen Bucht längs der Küste zu fahren. Plötzlich aber vollführte er mit dem Ruderblatt einen scharfen Ruck, ein Sprühregen zischte. Ein paar Wassertropfen trafen das geblümte Kleidchen. Ali schalt. Aber der Kanumann stoppte und spähte scharfen Blickes in das Wasser. Helle Lichter äugten ihn an. Metallblicke. Er stutzte. Was waren das für runde Dinger? Ausgestanzte Blechscheibchen? Münzen? Das glitzernde Zeug mußte genauer untersucht werden. War es etwa Geld? Die runden Dinger lagen auf und zwischen den Steinen. Sein Boot gegen das Ufer drängend, bemerkte er nun eine lange, von draußen hereinlaufende Blinkspur, wie wenn jemand die Bleche von der Wiese her in die Wellen geschunkt hätte. Er krempelte den Ärmel hinauf, langte in das Wasser und fischte wahrhaftig ein Geldstück. Ein Zweimarkstück war es.

„Geld, Ali!" rief er mit gedämpftem Jubel.

Er reichte ihr die Münze. „Weiß Gott," rief er, halb im Ernst, halb im Spaß, „der Madagaskarschatz ist bereits versilbert."

Da lagen ja eine Menge Zweimarkstücke im Wasser. Aus dem Boot hinaus, Stiefel und Strümpfe herunter, die Hosenbeine hochgerollt, ins Wasser hinein – das war für Klick ein Augenblick. Hastig sammelte er das verstreute Geld und schmiß es in das Kanu. Fassungslos blickte ihn Ali an. Der Klick, der hatte Glück! Findet Geld in der Elbe, einen Haufen Zweimarkstücke! Zum guten Schluß hob er noch einen schwarzen, triefenden, löcherigen Tuchbeutel aus dem Wasser. Schwer war er und klirrte dumpf. Zur Hälfte war er mit Geld gefüllt, der Rest war wohl herausgerollt und hatte sich auf dem Grund verstreut.

„Da hat einer dem Mammon abgeschworen!" jauchzte Klick, überspähte noch einmal schnell die Fundstelle, und als er keine Münze mehr sah, rutschte er ins Boot und gewann mit flinken Ruderschlägen das offene Stromgebiet, noch ehe ein paar Fußgänger am Ufer nahe gekommen waren.

Nun wurde eifrig gezählt. Hundertvierundzwanzig Stücke waren es – mal zwei, das waren zweihundertachtundvierzig Mark. Klick lachte und rieb sich die Hände. Eine gute Vorbedeutung für seinen Madagaskarschatz! Den Lappen warf er hinaus, und das Geld beutelte er in sein Taschentuch ein. Ali, die mit dem Rücken gegen ihn saß, streifte ihn mit bewunderndem Blick.

„Nun aber schnell heim!" schlug Klick vor. „Ich will es meinem Vater erzählen."

Da drehte er und fuhr der Stadt entgegen.

Als Herr Bodenweber, Klicks Vater und von Beruf Buchhalter, die Fundgeschichte vernommen hatte, breitete er das ganze Geld auf dem Tisch aus und betrachtete es. Zwischen den Fingern hielt er eine Münze und befühlte sie. Er lächelte bedauernd, mitleidsvoll. Dann holte er die Briefwaage. Klick und Ali verfolgten mit Mißtrauen und Unverständnis sein Tun.

Der Vater legte ein Zweimarkstück auf die Waage und ließ den Zeiger spielen. Als der sich beruhigt hatte, las er das Gewicht ab. Dann warf er die Münze verächtlich auf die Tischplatte.

„Gefälscht!" sagte er. „Falschgeld, Kinder. Ein Münzverbrecher hat es weggeworfen. Ihm war wohl nicht geheuer."

Tief enttäuscht runzelte Klick die Stirn. Er sagte nichts. Und auch Ali schwieg. Das Glück hatte ihren Freund geäfft und sie mit. Beinahe hätte sie geweint. Sie bezwang sich. Aber ihr Auge suchte sanft das gesenkte Gesicht ihres Kameraden zu durchdringen.

„Der Fund muß morgen der Polizei gemeldet werden", sagte Herr Bodenweber und tat das lügnerische Geld in eine Schachtel.

Gisli Magnussons Besuch auf Braidratunga

Es ist ein vornehmer Gast nach Braidratunga gekommen! Der Bruder der Hausherrin, Gisli Magnusson, Sprengelvogt auf Hlidarendi, hat seiner Schwester im Frühjahr auf dem Wege zum Althing versprochen, diesmal nicht wie sonst nur durch den Hof zu reiten wie irgendein anderer Thingfahrender, sondern nach der Heuernte nun im Sommer zu ihr zu kommen und ein oder zwei Wochen lang zu bleiben. Er ist älter als seine Schwester, hat aber die Vierzig noch nicht erreicht. Vor zwei Jahren verlor er seine Frau, und man sagt, er betrauere sie sehr.

Gisli Magnusson ist sowohl in Dänemark als auch in Island ein so berühmter Mann, daß Ragnheidur Brynjolfsdottir allen Grund hat, sich über das Zusammentreffen mit ihm zu freuen. Es geht ein Streit darüber, wer von den beiden der Gelehrtere ist: ihr Vater oder er. Allen beiden ist die klassische Bildung der Zeit gemeinsam, aber im übrigen kann ihre Gelehrsamkeit nicht miteinander verglichen werden, denn Gisli Magnussons Hauptstudium galt den Naturwissenschaften, der Chemie, Physik und Geographie.

Kein Mensch hat bisher einen so fremdartigen Einfluß auf Ragnheidur Brynjolfsdottir ausgeübt wie dieser Mann. Er erhebt sie unwillkürlich über ihre Umgebung, auf eine höhere und schönere Stufe menschlichen Daseins, die sie nie zuvor gekannt hat, und zugleich macht er sie unzufrieden mit sich selbst und allem anderen. Doch diese Unzufriedenheit ist keineswegs beschwerlich, nicht niederdrückend und lähmend, sondern fruchtbar. Sie weckt in ihrem Inneren eine flammende Sehnsucht danach, sich für ihr Leben ein Ziel zu setzen, das Leben, das äußere Leben ihrer selbst und anderer emporzuheben und zu vertiefen in dem Bereich, in dem ihr Einfluß wirksam ist, solange sie Heimat auf Erden hat.

Gisli Magnusson trägt nicht das Kleid der Geistlichkeit, weder kurzes Haar noch eine steife Halskrause. Sein Hals ist frei und

bloß, und der weiße, weiche Faltenkragen erscheint doppelt so weiß, weil sein Haar in wohlgepflegten schwarzen Locken voll über seine linke Schulter fällt. Das läßt ihn noch jugendlicher und vornehmer erscheinen.
Schon am ersten Abend, da Bruder und Schwester und die beiden Freundinnen bei Tische sitzen, ist Ragnheidur von seinen feinen Sitten ganz eingenommen. Oftmals hat sie ihren Vater voller Bewunderung davon erzählen hören, daß er niemals einen Mann von so gefälligen Tischsitten gesehen habe wie Seine Hochselige Königliche Majestät Christian IV. an jenem Tage vor nun einundzwanzig Jahren, dem einzigen Tag, da er zu Glückstadt an seinem Tische saß. Er hat beschrieben, wie der König das Messer in der Rechten hielt, während er mit einem Finger der linken Hand den Braten am äußersten Ende stützte, das Messer wieder weglegte und den abgeschnittenen Bissen mit zwei Fingern der Rechten ergriff und elegant zum Munde führte. Und dennoch, sie kann sich nicht vorstellen, daß Seine Hochselige Königliche Majestät gefälligere Tischsitten gehabt haben könnte als Gisli Magnusson. Der aber hat auch während seines sechsjährigen Aufenthaltes im Ausland – sowohl in London als auch in Kopenhagen, Amsterdam und all den berühmten Städten Hollands – wie ein Fürst leben und mit den vornehmsten Männern Umgang pflegen können, obschon es immer seine Gewohnheit war, keinen Wein zu trinken, ausgenommen ein paar Schluck zum Essen.
Da er nun schon einmal hier in der Gegend ist, will Gisli Magnusson auch ein paar Tage darauf verwenden, sich den neuen, großen Geysir in Haukadal zu besehen, der weit berühmt ist. Den beiden jungen Mädchen wird es erlaubt, ihn dahin zu begleiten, und vor Freude darüber wissen sie sich kaum zu lassen. Sie waren schon vorher dort und wissen, was man sich von dem Schauspiel erwarten kann. Der größte Ausbruch des Geysir ist um Tagesanfang, und sie langen erst gegen Mittag an. Sie reiten zum Gullfoß hinunter, denn die jungen Mädchen erzählen ihm, die

Stromschnellen sähen am schönsten um die Vesperzeit aus, wenn der Regenbogen über ihnen stünde. Hier wollen sie das Zelt für die Nacht aufschlagen. Alle fünf können sie darin unterkommen, auch die beiden Reitknechte, und die jungen Mädchen dürfen schalten und walten. Am nächsten Morgen kommen sie früh genug zu dem Geysir, um den Ausbruch sehen zu können.

Es ist ein ganz gewöhnlicher Ausflug nach zwei schönen Orten an zwei herrlichen Spätsommertagen in der Gesellschaft eines reizvollen Mannes, aber nichts weiter. Ganz gewiß eine prächtige Gesellschaft, aber wirklich nicht mehr. Was wäre denn auch geschehen? Als Jungfrau Ragnheidur wieder in ihrem Bett auf Braidratunga liegt, fällt ihr ein, daß sie in diesen beiden Tagen auch nicht einen Augenblick lang an Dadi gedacht hat, und die Erinnerung an ihn ist auch jetzt ganz flüchtig. Nur schlafen, schlafen will sie jetzt und freut sich auf morgen! Auf nichts Bestimmtes, es ist ganz gleichgültig, was morgen geschieht, das einfache Da-Sein allein ist schon so herrlich!

Nun stehen Kräuter und Blumen in vollem Saft und in den klarsten Farben, von eines ganzen Sommers Sonne durchglüht. Helga Magnusdottir hat Pflanzen zum Färben einsammeln lassen: für das Blau die Blätter des Waldstorchschnabels, die vierzehn Tage lang im Wasser liegen müssen, für Gelb Hemelia, Heidekraut und den Wurzelstock des Gänsefingerkrautes, die nach dem Kochen mit Sauerlauge vermischt werden; und Farnkraut für die grüne Farbe, für Rot verschiedene Heidekräuter, und für Rotviolett, das allen anderen Farben vorgezogen wird, zerstampfte Fingerhutbeeren, die der Farbe zugesetzt werden, wenn der Stoff erst einmal gelb gefärbt worden ist, wobei Stengel vom Wurzelstock des Gänsefingerkrautes vor dem Aufkochen der Farbe über den Stoff geschnitten werden. Die Färbekessel stehen auf offenen Feuerstellen draußen im Freien. Und nun beginnt eine Arbeit, hinter welcher die Überlieferung von Jahrhunderten steckt, und eine ganz verzwickte Arbeitsweise. Mit dem Färben aber ist es wie mit dem Wein, sagt Gisli Magnus-

son, alles hängt von der Behandlung ab! Von der Sauerlauge hält er nicht viel. Er will seiner Schwester lieber „milde Alkalien" schicken. Elin und Ragnheidur überreden ihn, ihnen Unterricht im Färben zu geben, denn so etwas zu lernen, ist ein Vergnügen. Die Kessel summen und sieden, und die Tage vergehen.

Nun ist die Zeit des Schlachtens gekommen. Die Flomen werden ausgesucht, gereinigt und geschmolzen, der Talg wird ausgeschieden, und die Lichte werden gegossen. Mit dem Talg aber ist es wie mit dem Färben, sagt Gisli Magnusson, alles hängt von der Behandlung ab! Er lehrt seine wissensdurstigen Schüler, daß in Islands Kirchen die Kerzen auch am klarsten und hellsten sein könnten, weil das Gras hierzulande am grünsten ist. Das Schmelzen geht im Wasserbad vor sich, über gleichmäßigem Feuer, und als Ragnheidur erst ein paar Kerzen gegossen hat, verspricht sie ihm, ohne daß Elin es hört, daß von nun an die zweitbesten Kerzen in der Domkirche zu Skalholt stehen sollen.

Er erzählt ihnen vom holländischen Gartenbau und versichert, daß man hierzulande auf jedem Hof einen Garten mit unzähligen Kohlarten haben könnte. Der Zweifel lugt aus den Augen der jungen Mädchen hervor, er sieht es und fragt sie, ob sie denn nicht davon gehört hätten, daß er im vergangenen Jahr auf Hlidarendi Korn ausgesät und eine Tonne ausgezeichneter Gerste mit großen, harten Körnern bekommen hat. Ja, das klang unglaubhaft, aber das war nur der Anfang! Heuer erwartet er noch mehr, das ganze Fljotshlid könnte ein einziger Gerstenacker werden. In alten Zeiten wuchs hier doch Korn – warum sollte es wohl jetzt nicht ebensogut möglich sein?

Des Abends setzt er sich ans Klavichord. Anfangs hat er es nicht tun wollen, denn seine Schwester hat so viel Aufhebens davon gemacht, wie gut, um wieviel besser als sie selbst er spiele, er aber will es nicht wahrhaben. So erzählt er eines Abends nach dem Spiel von seinen Erinnerungen an das Hochzeitsfest auf Holar vor zwei Jahren, als seine Schwägerin dem jungen Bischof angetraut wurde.

Damals hättet Ihr hören sollen, wie der Bruder des Bischofs auf seinen Instrumenten spielte! Thordur Thorlaksson hatte ein Regal in der Kirche und eine kleine Hausorgel in seinem Zimmer, und als der Hochzeitszug zur Kirche schritt, spielte er auf beiden abwechselnd. Aber schon als Kind hatte er eine englische Kindermagd gehabt, die ihn darin unterwiesen hatte, sonst lernte man es wohl auch nicht so gut.

Diese Worte dringen in Jungfrau Ragnheidur ein und wecken den Mißmut in ihr.

Sicherlich lernen wir wenig von fremder Länder Sitten und Gebräuchen! sagt sie seufzend.

Es ist eigen, daß Ihr das erwähnt, Jungfrau Ragnheidur, sagt Gisli Magnusson mit einem Ernst, der warme Anteilnahme verrät, aber wenn ich mit meinen Landsleuten darüber spreche — gleichviel, mit wem auch immer —, niemand, so scheint mir, weiß etwas davon, wie es draußen in der Welt zugeht. Da ist eine neue weltliche Reformation im Entstehen und ergreift ein Land nach dem anderen, denn die Menschheit hat nun endlich ein Mittel gefunden, mit dem sie barbarische Sitten und Schwerfälligkeiten aus ihrem Wandel tilgen kann. Das Mittel liegt darin, ihre Gemeinschaft einem unverbrüchlichen Gesetz zu unterwerfen, das alle anerkennen müssen, die mit ehrbaren Menschen umgehen wollen. Es ist schon viele Jahre her, daß ich dieses Gesetz der guten Sitten, das bei anderen Völkern Anwendung findet, auch hier einführen wollte. Als ich von meiner langen Auslandsreise zurückgekehrt war, übersandte ich Seiner Königlichen Majestät ein langes Schreiben, in dem ich den barbarischen Zustand beschrieb, in den dieses Land in den letzten Jahrzehnten verfallen war. Und ich wies den sichersten Ausweg, um es wieder zu alter Größe erstehen zu lassen. Der sollte insbesondere dahin führen, daß seinen Bewohnern die Arbeitsweise anderer Völker, aber auch nicht minder anderer Länder und anderer Völker Höflichkeit und Sitten erschlossen würden. Ich machte darauf aufmerksam, daß unsere alten Adelsgeschlechter bereit seien, diese Aufgabe

auszuführen, wenn sie nur ihren alten Rang wieder erhielten, dem alte Rechte nicht einmal mitzufolgen brauchten. Doch unbeachtet blieb dieser Vorschlag bei Seiner Königlichen Majestät, und auch auf Island selbst hat niemand ihn beachtet. Wer macht unser Volk mit all den Freuden bekannt, denen alle Menschen in ihrem Leben nachtrachten? Unsere Dichter. Unsere Dichter, die ihr Leben lang:

Gelebt von wenig Brot im Spind,
Abhängig stets von Schaf und Rind,

wie einer unter ihnen singt. In Amsterdam wurde ich mit einem berühmten Maler bekannt, der Rembrandt van Rijn hieß. Als ich dem erzählte, ich sei aus Island, fragte er mich, warum ich ihn denn zum Narren halten wollte, – nur weil ich mich ungefähr wie alle anderen Menschen benahm. Das ist unser Ruf und Ansehen, und so wird es auch bleiben, bis wir unser Land gefälligeren Sitten erschlossen haben. Aber gute Sitten und höfische Zucht sind nicht nur äußerer Trug und Tand, wie wir Isländer glauben, denn ohne sie gibt es auch keine Ehrfurcht vor der Seele des Menschen.

Des gebildeten Mannes Worte fallen in Ragnheidurs Seele wie Regentropfen auf durstige Wurzeln. Niemals zuvor hat sie einen gelehrten Mann, geschweige denn andere, so sprechen hören. Alle gelehrten Männer pflegten zu sagen, das einzige, was dieses arme Land retten könnte, sei Gottesfurcht, immer wieder nur Gottesfurcht.

Sie bringt Gisli Magnusson so weit, bis tief in die Nacht aufzubleiben und ihr mehr und immer noch mehr über die Sitten der Menschen in fernen Ländern zu erzählen. Und als sie in ihrem Bett liegt, tauchen Bilder aus seinen Berichten vor ihr auf und gleiten vor ihrem inneren Auge in vielgestaltigem, farbigem Tanz durcheinander, bis der Morgen tagt.

Da sitzen Damen und Herren an ein und derselben Tafel, und wenn die letzte Speise aufgetragen wird, entfliegen ihr lebendige Vögel. Der Zeremonienmeister wählt das Vortänzerpaar aus,



ob es nun die feierliche Sarabande oder die beschwingte Siziliane gilt; alle schauen zu, während das eine Paar tanzt, und deshalb sind auch alle Bewegungen so sorgsam und beherrscht. Es wird nach einem geistlichen Lied oder einer Hymne getanzt, deren Zeitmaß ein berühmter Musikus zuvor verändern mußte.

Und wenn der Herr in das Haus kommt, in dem die Dame seines Herzens weilt oder er ihr auf der Straße begegnet, so zieht er für einen Augenblick den Hut, ganz wie vor dem König, und zuweilen verneigt er sich auch vor ihr und findet viel Gefallen daran, mit ihr zu sprechen und bei den verschiedensten Dingen zu fragen, welcher Ansicht sie ist ...

Am Tage darauf spricht Gisli Magnusson lange mit Ragnheidur allein. Dabei kommt sie auf die Dichtung der Zeit zu sprechen, die er nicht hochzuschätzen scheint nach allem, was man seinen Worten gestern entnehmen konnte.

Findet auch Sira Hallgrimur Petursson keine Gnade vor Euren Augen? fragt sie.

Er ist ein guter Freund von Euch? erwidert Gisli Magnusson, ohne die Frage zu beantworten.

Ja, sagt Ragnheidur, ich bekam die Abschrift von einigen seiner Psalmen, die ich so schön fand, daß ich den Mut hatte, ihm zu schreiben und ihm das zu sagen.

Er erzählte es mir auf dem Althing im Sommer, antwortet Gisli. Ich verstehe nichts von der Dichtkunst, aber meinen Vater hörte ich ihn loben. Auf dem Althing erzählte man, er habe erst kürzlich die Arbeit an fünfzig Passionspsalmen über des Erlösers Pein und Tod beendet. Die hatte er seinem Propst zur Prüfung übersandt, und der soll viel Gefallen daran gefunden haben.

Ob sie nicht auch gedruckt werden?

Das glaube ich kaum. – Was hält denn Euer Vater von seinem Dichten?

Wohl kaum soviel wie ich, wenn ich so dreist sein darf, solch eine Ansicht auszusprechen.

Ist es nicht so: Euer Vater war es, der ihn in die Liebfrauen-schule zu Kopenhagen brachte?
Ja. Aber ihm gefällt nicht, was ich an ihm am allerhöchsten schätze: daß er seine Studien aufgab!
Gefällt Euch das so sehr, Jungfrau Ragnheidur?
Ja... Ihr wißt doch, nur noch einen Winter lang hätte er dort bleiben müssen, und er fuhr doch nach Hause.
Und hier begegneten ihm jahrelang allerlei Widrigkeiten, bis ihm Euer Vater die Weihen erteilte.
Ja, er wußte: wegen seiner verfrühten Heimreise konnte er niemals erwarten, geweiht zu werden, und trotzdem fuhr er ab! Was glaubt Ihr wohl, wieviel Männer hätten das getan?
Er liebte jene Frau sehr!
Das mag sein. Aber in jedem Fall hatte er das Gewissen dort, wo es wohnen soll: im Herzen.
Dies sind die Ereignisse, über welche die beiden sprechen und die ihnen beiden vertraut sind:
Zu der Zeit, als Brynjolfur Sveinsson sein Konrektoramt in Roskilde übernahm – achtundzwanzig Jahre waren seitdem vergangen –, begegnete ihm in Kopenhagen ein isländischer Jüngling von achtzehn Jahren, der von der Schule auf Holar weggelaufen war und sich seitdem fünf Jahre lang in Deutschland und Dänemark umhergetrieben hatte. Es war Hallgrimur Petursson. Damals arbeitete er bei einem Eisenschmied und führte ein elendes Leben. Brynjolfur, der seine Familie gut kannte, brachte ihn in die Liebfrauenschule.
Vier oder fünf Jahre später langte in Kopenhagen, von neunjähriger Sklaverei in Algier erlöst, eine größere Anzahl von Gefangenen an, welche die Türken bei einem ihrer Raubzüge auf den Westmanns-Inseln gemacht hatten. Man hegte an ihrem Glauben einige Zweifel, und zum Winter wurde Hallgrimur Petursson die Aufgabe übertragen, die christliche Lehre bei ihnen wieder etwas aufzufrischen.
Unter ihnen war auch eine Frau, Gudridur Simonardottir, an



die vierzig Jahre alt, die schon einmal auf Island verheiratet gewesen war, und zwischen ihr und Hallgrimur entspann sich ein Liebesverhältnis, das nicht unfruchtbar blieb. Als gegen Frühling die Schiffe nach Island fuhren, wußten die beiden nichts anderes, als daß ihr Mann noch am Leben war, und damals geschah es, daß Hallgrimur lieber seine Studien aufgab, als daß er sie vielleicht der Bestrafung für ihre Unzucht aussetzte. Er fuhr mit ihr, und kurz darauf heiratete er sie.
Gisli Magnusson wechselt plötzlich den Gesprächsstoff.
Kurz bevor ich von Hause ausfuhr, sagt er, bekam ich einen Brief meines jungen Freundes Gisli Vigfusson auf Storolfshvoll. Aus Leyden ist er datiert. Er hat vor, noch lange im Ausland zu bleiben und viele Länder zu besuchen.
Ragnheidur schweigt.
Während Gisli Magnusson einen Strohhalm von seinen prächtigen Spitzenärmeln zupft, beginnt er wieder, und diesmal nicht ohne einen Anflug von Wehmut:
Als ich nach Hause kam, brannte ich vor Ungeduld, alles hierzulande zu ändern: die Lebensbedingungen, die Arbeit, das Volk selbst! Vielleicht wird es mein Namensvetter, dem das Glück gewogen ist. Wir alle erwarten ja so viel von ihm.
Die letzten Worte spricht er mit leicht zögerndem Vorbedacht, und Ragnheidur merkt, daß sie auf sie gemünzt sind. Das Gefühl, das sie dabei beschleicht, kann sie nicht ausstehen. Es ist, als verlöre man ein Strumpfband, — wissen denn alle von dieser Angelegenheit? Da tritt Sigridur Hakonardottir heraus und will ihren Oheim bitten, zu ihrer Mutter zu kommen.
Dieses Gefühl kann Ragnheidur nicht ausstehen, aber im nächsten Augenblick schon wird sie das Opfer eines viel mächtigeren. Ganz gewiß liebt sie Dadi nicht, ganz gewiß nicht, denn sonst würde sie doch nicht hier sitzen und überlegen, ob nicht ihres Vaters Vorsorge doch das beste für sie ist. Für sie, die eben gerade einen Kniefall vor Sira Hallgrimur Petursſons Treue getan hat! Gisli Vigfusson, der reiche, ehrgeizige, weitgereiste, — der ist

der Welt, von der sie träumt, viel näher. Sieben Jahre lang, während seiner ganzen Schulzeit, hat sie ihn gut gekannt als einen begabten, schönen Mann von feinen Sitten. Aber natürlich liebt sie ihn nicht, noch nicht.
Obgleich sie deutlich fühlt, daß sie sich dieser Überlegungen halb und halb schämt, ist sie doch weit entfernt davon, sich ihrer zu erwehren; im Gegenteil, sie versucht, sie zu nähren. Nein, nicht genug damit, daß sie Dadi nicht liebt, — sie haßt ihn, diesen Dadi! Tage, Monate und Jahre lang sitzt er da nun an ihrer Seite; ihre Arme berühren sich, ja, ihre Hände, und dann nimmt er vor ihren Augen das erste beste Mädchen und bekommt Zwillinge mit ihr! In diesem Winter soll er nicht mehr ihr Lehrer sein, nein, lieber nimmt sie Oddur Eyolfsson, der gerade von der Akademie gekommen ist und zum nächsten Frühling die Schule übernehmen soll. Er ist dazu noch halb und halb ihr Milchbruder. Fort mit Dadi aus Skalholt! Das Mädchen ist weg, mag er hinterdrein...!
Zwei Tage später bricht Gisli Magnusson heimwärts auf, und Ragnheidur Brynjolfsdottir vermißt ihn sehr.

Aus Gudmundur Kamban „Die Jungfrau auf Skalholt"
übertragen von Edzard H. Schaper

Armin Renker / Der Weg des Papiers

Bedeutungsvoller für unsere Kultur ist der Weg, den das Papier nach dem Westen genommen hat. Es ist wie ein Wunder, daß dieser von den Chinesen so streng gehütete Werkstoff dorthin gelangte, daß er den seltenen Karawanen zu folgen wußte, die, mit Seide und anderen Stoffen beladen, ihre Straße durch die größte Wüste der Welt suchten. Ein Zufall hat uns eine der Etappen des Papiers auf diesem seltsamsten aller Wege erschlossen, einer jener großen Zufälle, die zuweilen Klarheit bringen über Dinge, die uns rätselhaft und undeutbar erscheinen. Am 8. März 1901 sandte Sven Hedin im Wüstengebiet des damals versandeten Sees

Lob-nor einen seiner Reiter zurück, um einen Spaten, der vergessen worden war, zu holen. Dieser Reiter verfehlte seinen Weg und stieß bei dieser Gelegenheit auf die Überreste von Häusern mitten im Wüstensand. Er brachte einige geschnitzte Holzstücke mit, und Sven Hedin gelangte, als er zu dieser Ansiedlung ritt, zu einer weiteren, die von einer bedeutenden Tempelruine überragt war. Die Nachforschungen ergaben, daß es sich um die Überreste der alten chinesischen Militärkolonie Lou-Lan handelte, die im dritten Jahrhundert n. Chr. siebzig Jahre lang der westlichste Vorposten Chinas und eine militärisch gesicherte Hauptstation an der alten Seidenstraße von China nach Arabien, vom Stillen Ozean zum Mittelmeer gewesen war. Es ist der Weg, den Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert beschrieben hat und welcher durch die Wüsten Gobi und Takla-Makan führte, dann dem Tal des Tarim folgte und Samarkand erreicht. Zu jener Zeit ergoß sich der Tarim in den See Lob-nor, und Lou-Lan, das in der Nähe dieses Sees lag, war in fruchtbarem Ackerlande gelegen. Dann aber hatte der Fluß seinen Lauf verändert, der See war ausgetrocknet, und es entstand eine Wüste, die den Landstrich verödete.

In diesem Trümmerfelde von Mauerresten und Holzpfosten stand ein aus Lehmziegeln erbautes Haus, das einem Stall mit drei Ständen glich. In diesem fanden sich ein paar kleine zerknitterte Papierfetzen mit deutlich erkennbaren chinesischen Schriftzeichen, dann in der Nähe unter einem mit Lumpen, Schafknochen und Fischresten bedeckten Kehrichthaufen ein paar hundert beschriebene Papierstücke, die das trockne Wüstenklima in erstaunlicher Weise erhalten hatte. Diese Papierdokumente gehören neben den von Aurel Stein aufgefundenen zu den ältesten der Welt, denn sie stammen etwa aus dem Jahre 200 n. Chr., sind also nur um etwa zwei Menschenalter von dem Erfinder des Papiers entfernt. Die in Tusche ausgeführten Schriftzeichen haben sich unter dem Sand und Schutt wunderbar erhalten.

Dieser zufällige Fund in Ost-Turkestan, der uns das Papier gleich-



sam auf der Reise vorführt, beweist, daß die Ausbreitung dieses Stoffes schon in früher Zeit große Teile des chinesischen Reiches umfaßte. Um so erstaunlicher bleibt es, daß die Wahrung des Geheimnisses der Papierbereitung dem Reiche der Mitte bis zum achten Jahrhundert gelang. Im Jahre 751 unternahmen die Chinesen einen Angriff auf die mohammedanischen Araber in Transoxanien. Es entwickelte sich längs des Flusses Tharaz ein Kampf, in welchem die Chinesen entscheidend geschlagen wurden. Unter den Kriegsgefangenen, die die Araber nach Samarkand brachten, befanden sich einige chinesische Papiermacher, die von den Siegern zur Ausübung ihres Handwerks veranlaßt wurden. Da sie in Samarkand ihr gewohntes Material, die Rinde des Maulbeerbaumes, nicht vorfanden, versuchten sie es mit den dort vorhandenen Flachs- und Leinenabfällen. Die Entwicklung und Ausbreitung der Papiermacherei in der Gegend von Samarkand wurde durch die zahlreichen Kulturen von Leinen und Hanf und durch die Bewässerungskanäle, die das zur Papierherstellung erforderliche reichliche Wasser lieferten, begünstigt.

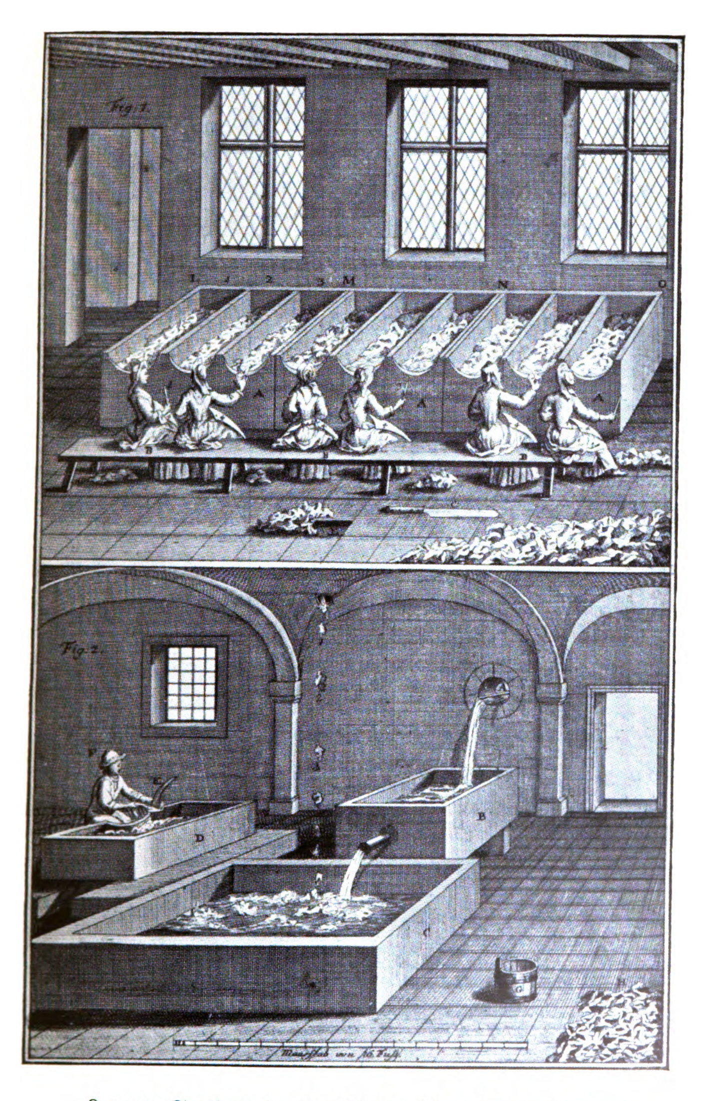
So war, neunzehn Jahre, nachdem Karl Martell die maurische Kultur aus Poitiers vertrieben hatte, das Papier aus dem chinesischen Kulturbereich in jenen gelangt, der damals die weiteste Ausdehnung auf der Welt besaß, in das maurische Weltreich, dessen Grenzen im östlichen Turkestan begannen und im fernen Marokko und südlichen Spanien endeten. Und es ist erstaunlich, wie rasch die Araber den Wert dieser neuen Errungenschaft erkannten, wie sie um die Ausbreitung dieser Kunst bemüht waren. Wenige Jahrzehnte nach der Einführung in Samarkand ist das Papier in Bagdad festzustellen, wo schon 794 die Reichspapierfabrik die den Chinesen abgelernten Künste im großen verwendete. Die Araber brachten die Technik der Papierherstellung in verhältnismäßig kurzer Zeit auf eine wesentlich höhere Stufe, als sie je bei den Chinesen erreicht hatte. Sie waren es, die zuerst mit Wasserkraft betriebene Stampfwerke und Mahlsteine zur Zerkleinerung der Hadern einrichteten und damit zum Erfinder der Papiermühlen

wurden, wie sie der europäische Kulturbereich später übernahm. In Fez, der Hauptstadt von Marokko, waren um das Jahr 1200 an vierhundert Mahlsteine in Betrieb. Für die Leimung des Papiers verwendeten sie bereits einen aus Weizenmehl hergestellten Stärkekleister. Auch besaßen sie aus Metalldrähten hergestellte Schöpfformen, die sich von den chinesischen Bambusformen grundsätzlich unterschieden.

Die frühesten genau datierbaren Papierurkunden aus dem maurischen Kulturbereich rühren aus dem Jahre 873 her, aber um 850 war Papier schon so „modern", daß ein Schreiber glaubt, sich wegen des Gebrauchs von Papyrus entschuldigen zu müssen. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts kann die ägyptische Erzeugung von Papyrus als Schreibstoff als erloschen gelten, so überraschend schnell hatte sich das arabische Papier durchgesetzt.

Samarkand blieb nach wie vor der Hauptort der morgenländischen Papiermacherei. Der Schriftsteller Chwarezmi bezieht sich um die Mitte des neunten Jahrhunderts scherzend auf das Nichtschreiben eines Freundes mit der Bemerkung, daß jener weit von Samarkand wohne, das Papier demnach für ihn teuer sei. Um die gleiche Zeit sucht der Vorsteher der fürstlichen Bücherei zu Schiras in Persien das beste Papier zusammen, nämlich „samarkandisches und chinesisches". Die Hauptverbraucher des Papiers waren damals die Gelehrten. Sie fertigten sich vielfach ihr Papier selbst, und oftmals findet sich auf den Titeln arabischer Werke aus jener Zeit neben dem Namen und Titel des Verfassers der Zusatz „al warrak", das heißt Blattmacher. Im neunten Jahrhundert stellte man bereits vielerlei Sorten von Papier her, von denen die feinsten, das „Papier der Depeschen" und das „Vogelpapier", den Zwecken der Taubenpost dienten. Ein vornehmer Perser, der 1035 nach Ägypten kam, berichtet in seiner Reisebeschreibung, daß man in den dortigen Basaren die Waren aller Art stets in Papier eingeschlagen verabreiche; es scheint also auch schon Papiere geringerer Grade gegeben zu haben.

So hat das Papier im maurischen Kulturbereich wirklich eine be-



Lumpen-Sortiererei und -Wäscherei im 18. Jahrhundert

deutende Rolle gespielt. Es gab damals schon Urkundenfälscher, die es verstanden, das Papier zu „antikisieren", indem sie ihm durch Safran ein gelbliches und durch Sykomorensaft ein bräunliches Aussehen gaben. Man erzeugte Buntpapiere durch Auftragen von Farben, die mit Stärke gemischt waren. Im zwölften Jahrhundert wurden bereits die Formate der Schreibpapiere genormt, und es war genau vorgeschrieben, welche Größen man zu Urkunden, zu Rechnungen, zu Eingaben an die Behörden oder gar zu Briefen und Bittgesuchen an den Sultan zu benutzen hatte. Das Wort „Ries" als Nachklang des arabischen Wortes „rizma" in der Bedeutung Haufen oder Stoß hat sich als Überrest der arabischen Herkunft des Papiers als Mengenbezeichnung für fünfhundert Stück bis in unsere Zeit erhalten, besonders in den Englisch sprechenden Ländern.

Der Islam bleibt auch in den folgenden Jahrhunderten Beherrscher des Mittelmeers, das nun zur Grenze zwischen zwei Welten geworden ist. Der Westen ist vom Osten abgeschnitten und vor neue Verhältnisse gestellt. Die Einfuhr von Papyrus in die europäischen Länder hört nach und nach auf, die Schiffer wagen es nicht mehr, diesen Stoff hinüberzubringen. So gelangt denn das Pergament in Europa immer stärker in Anwendung, als ein Stoff, dessen Bereitung ohne weiteres möglich war.

Aus dem „Buch vom Papier"

Gabriel Scott / Die Gevattern bei den Fanten

Am nächsten Morgen fuhren sie ab und kamen früh am Vormittag durch den Randösund und fuhren weiter zum Kpaasefjord. Faendrik hatte sich gedacht, im Ulvösund anzuhalten und dort ein paar Tage lang liegen zu bleiben, aber Sebaldus trieb zur Eile, sie wollten weiter ostwärts, lieber in der Blindleite vor Anker gehen und sich zur Hummerfischerei klarmachen, und so fuhren sie eben weiter. Inzwischen aber kamen Hindernisse in Hövaag, und sie mußten sich in die Kvaneidbucht legen, denn gegen Tages-



ende stand es mit Gustava schlecht. Nun zeigte es sich, daß sie in der letzten Zeit ihre guten Gründe dafür gehabt hatte, an Bord zu bleiben: Gegen sechs Uhr abends brachte sie ihr sechstes Kind zur Welt, und so war es ebenso gut, wenn sie dort beidrehten, wo sie gerade waren.

Nun, der Platz hier war ja ganz gut, weil er leidlich geschützt lag, es wuchs auch ein wenig Eiche in der Gegend, so daß sie jetzt gleich die Reifen an ihre Hummerkörbe setzen konnten, und außerdem waren sie in Kvaneid von früher her bekannt. So konnten sie auch die Gelegenheit benutzen und versuchen, ob sie das Kind nicht auch gleich über die Taufe halten konnten, denn die Kirche lag gerade vor ihnen am Rande der Stadt. Alles in allem – wenns schon verquer gehen sollte, hatten sie es noch bestmöglich getroffen, aber es mußte nur alles schnell gehen, damit sie sich nicht zur Fischerei verspäteten und zeitig genug bei der Walinsel anlangten, um sich dort beizeiten einen Platz zu sichern.

So gingen Halvor und Sebaldus, gleich nachdem die Geburt glücklich überstanden war, an Land, um alles, was die Gevatterschaft und dergleichen anbetraf, ins reine zu bringen und das Kind beim Pastor eintragen zu lassen.

Alles ordnete sich aufs beste. Eine Frau drinnen in Kvaneid, es war eine ungewöhnlich gute Frau, versprach, das Kind zu tragen, weil sie doch schon alte Bekannte wären, und ihr Nachbar wollte Gevatter stehen. Damit waren alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, und schon am nächsten Sonntag war man in der Kirche und ließ das Kind taufen. Allerdings, die Männer gingen nicht hinein, sondern trieben sich derweil auf einem Hügel herum, von dem aus sie die Kirche sehen konnten, die Weiber dagegen, bis auf Josefa, die die Mutter pflegte, waren von Anfang bis Ende dabei.

Da saßen sie nun mit großen Augen, Hulda und die alte Tobine, und folgten mit angehaltenem Atem der heiligen Handlung. In ihren Augen standen die blanken Tränen, und alles, was geschah, verschwamm ab und zu vor ihrem Blick. Herrgott, so wurde das

kleine Wurm nun doch wirklich getauft und wurde Christ auf dieselbe Art wie alle anderen Menschen. Es wurde also doch nicht zurückgewiesen als geringer denn alle anderen, sondern wurde behandelt wie jeder andere auch. Der Pfarrer legte ihm seine Hand auf, genau wie allen anderen Kindern, er sprach genau dieselben Worte wie sonst und kürzte auch nicht ein einziges ab – ach ja, es geschahen wunderbare Dinge! Und der Choral, den sie sangen, war pikfein, die Töne so richtig erhebend, – nein, nichts zu machen, heute blieb kein Auge trocken. Und was die Männer auch sagen mochten, es war doch etwas Ergreifendes an der Kirche, etwas, das zu ihnen sprach und sie verwunderlich weich stimmte. Tobine und Hulda fühlten es beide, und wenn auch jede auf ihre Art, aber sie mußten noch lange daran denken, als sie mit dem Kind wieder aus der Kirche und schon auf dem Heimweg waren.
Die Männer schlossen sich ihnen an, als sie wieder an den Hügel kamen. Sie tauchten hinter den Büschen auf, kamen ein paar Schritte hinter ihnen hergeschlendert und versuchten würdig auszusehen. Die Sache war die, daß viel Volk unterwegs war, und die Leute durften doch nicht den Eindruck gewinnen, daß die Sebaldusen sich nicht zu benehmen wüßten. Folglich schritten sie ganz bedächtig einher, mit geneigten Köpfen und nachdenklichen Gesichtern, als wären sie Prädikanten oder irgend etwas Ähnliches. Und wenn es sich so traf, daß ihnen irgend jemand begegnete oder jemand sie einholte und in Hörweite kam, so gab der Alte gern ein tiefsinniges Wort von sich. Es sei so merkwürdig mit dem Sonntag, sagte er, es sei so ungeheuer weise eingerichtet mit diesem Ruhetag, der da komme; etwas richtig Heilkräftiges läge doch in ihm, man müsse von Herzen dankbar sein, daß er einem beschert sei.
Ja, doch, gab Peder in derselben Tonart zur Antwort, er habe gar nicht so unrecht damit, und er für sein Teil habe immer große Stücke auf diesen Ruhetag gehalten und sich so richtig erbaut gefühlt, wenn er kam.
So ging es fort bis hinunter, über Kvaneid hinaus. Da wandte



sich Sebaldus, friedfertig den Hut in der Hand, an die Gevattern und fragte, ob sie nicht mit an Bord kommen und eine Tasse Kaffee trinken wollten, bevor man sich trennte. Ja, ja, er verstünde gut, daß er sie um große Dinge bäte, er gehöre nun mal zu des Landes niedrigsten Leuten, er könne nichts anderes als ein Nein erwarten, aber ob sie ihm nicht trotz allem die Ehre antun wollten ...?

Für uns alle ist es ein bedeutsamer Tag gewesen, meinte er, Größeres können wir nicht mehr erwarten, aber, wie gesagt, wenn sie nur wollten, ... es handle sich ja nur um eine Tasse Kaffee, aber die sollten sie so stark bekommen, wie sie nur wünschten.

Die Gevattern drückten sich deutlich genug, doch ehe sie noch eine Antwort fanden, fügte Sebaldus hinzu: Ihr braucht nicht bange zu sein, wir haben es blitzsauber an Bord!

Das gab augenscheinlich den Ausschlag. Die Gevattern verzichteten darauf, noch weitere Einwendungen zu machen, und folgten ihnen ergeben, nur murmelte der Mann etwas davon, daß es nicht zu lange dauern dürfte ... und sah, um dem Nachdruck zu verleihen, auf die Uhr.

Nein, das würde es nicht, keine Spur ...! Und ein paar Minuten später hatten sie schon Gustava begrüßt und saßen nun auf den Bänken in Sebaldus' Kajüte, während Tobine am Herd wirtschaftete und dabei war, den Kaffee zu kochen.

Jaaa, ... sagte Sebaldus und strich sich durch den Bart und wollte es den Gästen so richtig gemütlich machen: Ich weiß nicht recht, aber vielleicht wollt ihr ein paar Sachen ansehen, während wir hier sitzen und auf den Kaffee warten? Übrigens dauert es nur ein Weilchen damit.

Er öffnete einen Schrank, der da stand, und zog einen länglichen Gegenstand heraus. Ach so, der! dachte Faendrik und wußte haargenau, was jetzt kommen würde.

Hier habe ich einen alten Schenkelknochen, wie ihr seht. Man sagt, er habe einmal zu Olaf dem Heiligen gehört, und darüber kann

auch kein Zweifel sein! Ihr wißt ja, er war König von Norwegen, bekehrte das Land zum Christentum und wurde, es ist jetzt schon beinahe tausend Jahre her, in einer großen Schlacht gegen die Bauern getötet.

Faendrik spähte auf die Gäste: wie würden die es aufnehmen? Augenscheinlich machte es Eindruck, denn der Mann streckte sogar die Hand aus, ergriff den Schenkelknochen vorsichtig am Gelenk und betrachtete ihn nachdenklich forschend.

Sebaldus fuhr nach einer angemessenen Pause fort: Aus der Geschichte Norwegens werdet ihr euch erinnern, daß König Olaf durch einen Schlag gegen das Knie getötet wurde, das kann man ja auch deutlich an dem Knochen sehn, und obendrein traf der Schlag noch schräg, denn damals brauchte man, wie ihr ja wißt, Flintsteinäxte, und die gaben ganz furchtbare Wunden: Wollt ihr mal sehen ...?

Der Schenkelknochen wanderte in die Runde, ehe er in den Schrank zurückgelegt wurde.

Ja, ja, wie Drakenberg sagt, es geht ein Nimrod um im Leben, König Olaf bekam das wahrhaftig zu spüren. Ihr kennt doch Drakenberg, was? Er ist unser Urgroßvater. Na, übrigens werden es viele „Ur", wenn ich die Kinder mitrechne. Faendrik, geh mal rauf und sag ihnen, sie sollten mäuschenstill sein, während wir Gäste an Bord haben.

Faendrik lief schnell an Deck und bedachte die Kinder mit den gröbsten Worten. Großvater sei wütend wie ein Löwe, und wenn sie nicht auf der Stelle still würden, käme er, bei Gott, mit einer feurigen Rute! Man konnte es sicherlich bis Kvaneid hören.

Als er wieder herunterkam, war der Vater gerade dabei, über den Eidervogel ein paar Erklärungen abzugeben.

... Nein, wie gesagt, es ist verkehrt, und die Wissenschaft ist da, wie in so vielem, im Irrtum: Der Eidervogel ist schlimmer als die Lumme! Wir, die wir fast immer auf dem Wasser sind und den Vogel zu allen Zeiten sehen und uns seine Lebensgewohn-



heiten merken, – wir wissen das! Es ist nicht so, als sitze man auf seinem „Kantor" in Kristiania und läse in seinen Büchern und studiere darin! Wir, wir studieren das in der Wirklichkeit und lesen es im Buch der Natur. Und nun will ich euch, meine ehrenwerten Gevattern, mal fragen: Wenn also der Eidervogel ein schädliches Tier ist, – ist denn dann auch nur ein Quentchen Sinn darin, daß er, beinahe wie ein Hirsch, unter Naturschutz gestellt wird?

Die Gevattern sahen ein wenig verlegen aus: Nein, nein, das hatte allerdings wohl keinen Sinn.

Na, das versteht sich ja natürlich von selbst. Aber es kann doch unmöglich gerecht sein, ein falsches Gesetz zu haben, das dem Lande und seinen Bewohnern zum Schaden gereicht! Deshalb hatte ich auch daran gedacht, beim nächsten Mal, wenn ich nach Kristiania komme, ins Storthing zu gehen und vorzuschlagen, man sollte Schußprämien auf den Eidervogel setzen, denn so kann es ja nicht weitergehen. Na, aber was macht denn der Kaffee?

Während der Vater einen Augenblick lang den Eidervogel ganz vergaß und sich abwandte, beeilte sich Faendrik, die Gelegenheit zu ergreifen: Ihr könnt euch darauf verlassen, er tut es! Denn Vater ist im Storthing gut bekannt und hat dort so manches liebe Mal darüber gesprochen! Und flüsternd fügte Halvor hinzu: Er wollte es schon im Frühling, aber damals standen bei Hirtshals so ungeheure Makrelenschwärme, und so ging er lieber dahin.

Kurz darauf stellte Tobine die Tassen auf den Tisch und kam mit dem Kessel, um einzuschenken: Nun sollt ihr eine gute Tasse Kaffee bekommen! Und Sebaldus dienerte höflich unter vielen Verbeugungen vor den Gästen: Ja, bitte schön, bitte schön...

Sie saßen, pusteten ein wenig in die Tassen und schlürften den glühheißen Trank in sich; dann ergriff Sebaldus abermals das Wort.

Ich finde, jetzt sitzen wir hier so richtig gemütlich! Wir sind es ja nicht gewohnt, und so ist das auch ein großes Erlebnis für uns.

Ich darf euch doch vielmals Dank sagen dafür, daß ihr auch an Bord kommen wolltet und uns diese Freude machtet? Ein unvergeßlicher Tag wird es uns sein, ein Tag, an den wir allesamt uns immer erinnern werden, – ja also, was ich sagen wollte: Ihr wollt vielleicht einen kleinen Schuß in den Kaffee haben, wie? ein paar Tropfen nicht verachten? Faendrik, lang mal in die Kiste da und hol die Flasche heraus, die ich in der Monopolhandlung kaufte, du weißt ja, die feine, mit dem Kognak darin. Na, aber jetzt müßt ihr auch mehr Zucker nehmen; ihr seht ja, es ist Zucker genug da.

Die Flasche wurde entkorkt und machte langsam die Runde.

Ja, wie gesagt, gemütlich ist es hier, ungeheuer koselig, meine ich; wir sind ja so wenig daran gewöhnt, daß die Leute nett und freundlich gegen uns sind. Sie nennen uns Fante, ja, aber, das muß ich sagen, ich verstehe nicht, warum, denn im Grunde genommen sind wir ja Fischer, und die Sache ist nur die, daß wir an verschiedenen Plätzen fischen und eine ganz besondere Art und Weise haben, den Köder zu setzen, so daß wir eben auch ungeheuer viel bekommen. Das verstehen die Leute natürlich nicht und glauben, wir stehlen ihren Fang und fischen noch dazu mit fremder Leute Netzen. Es ist ungeheuerlich, was allem wir ausgesetzt sind ...

Faendrik bekam einen auffordernden Blick: Ich glaube, du hast das auch gemerkt, Faendrik!

Faendrik war schnurstracks zur Stelle:

Akkurat dieselbe Erfahrung habe auch ich gemacht, und auch ich kann nicht verstehen, warum wir verdächtigt werden. Immer hat Vater uns eingeschärft, wir sollten uns ehrlich durch die Welt schlagen, niemals an fremdes Eigentum rühren oder uns an irgend etwas vergreifen. In dieser Hinsicht ist Vater immer streng gewesen ...

Sebaldus nickte. Mehr brauchte es nicht.

Na ja, wie es auch sein mag, ich denke gerade daran, ob ihr nicht Lust haben könntet, eine Anekdote zu hören?



Hier mischte sich Tobine unaufgefordert ein: Ach, du und deine Anekdoten, sagte sie und gab ihrem Mann einen zärtlichen Rippenstoß und wollte nun auch etwas zur Gemütlichkeit beitragen.

Ja, ja, erzähl! meinte Peder, erzähl die von der Seejungfrau, du weißt schon, es ist gar nicht gesagt, daß die anderen sie kennen.

Von der Seejungfrau, sagst du? Sebaldus strich sich durch den Bart. Ja, wie war die doch gleich? Ach ja, jetzt entsinne ich mich:

Es war damals bei Neu-Hellesund, als ich noch jung war ... ja, da war also ein Mann, der eines Morgens hinausfuhr und die Netze einholte; und plötzlich findet er mitten zwischen den Fischen ein junges Meerweibchen, das auf die Angel angebissen hatte und ganz jämmerlich daran zappelte. Und wie er da nun sitzt, auf das Junge sieht und ganz baff vor Verwunderung ist, taucht die Mutter aus dem Wasser auf: so ein richtiges niedliches Meerweib, mit Brüsten und Armen, gerade wie ein Mensch an diesen Stellen beschaffen, und die will nun sehen, wie es ihrem Kinde ergeht.

Jesses! sagte Faendrik, so erstaunt, wie er nur konnte.

Na, der Mann war ja ein guter Kerl, der sich nichts Böses gedacht hatte. Er nahm das Junge vorsichtig von der Angel und ließ es wieder zur Mutter ins Meer. Sie tauchten alle beide unter, und der Mann erwartete gar nicht mehr, sie noch wiederzusehen, aber, bei Gott, ein Weilchen später taucht das Meerweib vor ihm auf, mit einer großen Seewurst in den Armen, und bietet ihm die an. Bitte schön, die sollte er dafür haben, daß sie ihr Junges wiederbekommen hatte. Ja, ist das nicht ein großes Mirakel? Halvor wiegte ganz erstaunt den Kopf hin und her.

Na ja, der Mann nahm die Wurst an, er wagte nichts anderes, obwohl er nicht sonderlichen Appetit darauf hatte, und brachte sie seiner Frau nach Hause mit. Aber auch die Frau hatte keinen Appetit auf die Wurst, und so gaben sie sie einem Nachbarn, der

nicht so eigen damit war und alles mögliche aß. Ja, der also aß die Wurst und sagte, sie hätte richtig gut geschmeckt.
Sebaldus nahm einen Schluck aus der Tasse.
Und das soll tatsächlich eine wahre Geschichte sein, beeilte sich Peder zu sagen.
Faendrik schielte wieder auf die Gäste. Sie sahen nun doch recht zweifelnd aus und blickten zu Boden. Sein Vater merkte es gewiß auch, denn er lenkte ein bißchen ein: Ich weiß ja nicht, ob es akkurat so zugegangen ist, ich selbst war ja nicht dabei, aber, es kann ja gut sein, ich finde nicht, daß es sich unwahrscheinlich anhört.
Nun wagte sich Faendrik hervor: Hier in der Gegend soll es im Meer einen fürchterlichen Fisch geben, den man Zentaur nennt. Ich weiß übrigens nicht, ob man ihn einen richtigen Fisch nennen kann oder ob das nicht eher eine Art Seehund ist.
Sein Vater nickte mit dem Kopf: Ich habe wohl davon gehört ...
Faendrik bekam Mut zum Fortsetzen: Man sagt, er folge dem Makrelenschwarm, aber es soll unmöglich sein, ihn ins Netz zu bekommen, weil er so ungeheuer stark ist, so stark, ach, — so stark, daß er es in Fetzen reißen kann! Und dann soll er auch so gefährlich für Menschen sein ...
Der eine der Gevattern sah auf. Was meinst du, ob das nicht der Makrelstör ist?
Nein, der ist es wohl nicht, denn der Zentaur ist viel größer, mit großen Stacheln am Rücken und einer Art scharfem Kiel unter dem Bauch. Seine Zähne sollen aus Eisen sein ...
Faendrik bekam einen verwarnenden Blick.
... jedenfalls so hart wie Eisen, meine ich, und der Körperform nach soll er einem Katfisch gleichen, und obendrein ist er voller Elektrizität!
Der Vater beeilte sich, das Wort zu ergreifen: Ja, so soll es sein, aber, was ich fragen wollte: Hat jemand von meinen ehrenwerten Gevattern wohl einmal richtig über die große Frage nach=



gedacht, ob die Erde, auf der wir leben, rund oder flach ist? Wir lernen ja, daß sie rund ist, allerdings, – aber es handelt sich darum, ob das richtig ist oder ob sich die Wissenschaft da irrt! Ja, seht, das ist eben die Schwierigkeit, da hapert es, meine ich, da kann ein Mensch seine Gedanken versuchen und probieren, ob er scharfsinnig genug ist.

Die Gevattern sahen verwundert auf. Sebaldus bemerkte es und fuhr fort: Das ist, wie gesagt, ein Problem, über das ich nachgegrübelt habe, seitdem ich konfirmiert wurde, kann ich euch sagen, und nun möchte ich euch mal fragen: wenn ihr einen Apfel ins Wasser taucht und ihn danach eine Weile in die Luft haltet, – wo sammelt sich das Wasser dann an? Ja, alles bleibt auf der Unterseite des Apfels hängen mit Ausnahme dessen, was abgetropft ist. Also, wenn die Erde jetzt rund wäre, so müßte es doch dort dasselbe sein, – das ist klar genug. Alles Wasser würde wegfließen und sich an der Unterseite sammeln, und die obere Hälfte würde trocken liegen.

Das ist sonnenklar, meinte Halvor.

Akkurat, Halvor, mein Junge, das ist sonnenklar! Aber, – und das ist die große Frage: Liegt nun wirklich die Oberseite trocken, hat alles Wasser sich auf der einen und alles Land sich auf der anderen Seite gesammelt? Nein, keine Spur, das hat es nicht, Land und Meer liegen versprengt durcheinander, das können wir ja mit unseren eigenen Augen sehen, und folglich hat die Wissenschaft wieder einmal unrecht: Die Erde ist keine Kugel, sondern eine Scheibe, ganz wie auch die Alten annahmen. Sie ist wie eine Scholle, die im Eismeer treibt, das sollte außer Zweifel sein. Ja, was sagt ihr dazu?

Hm, hm, der Mann wußte nicht recht, aber, war da nicht so etwas mit der Schwerkraft? Er fand, er hätte doch davon gehört ...

Ja, da habt ihr es ja, akkurat! Gerade die Schwerkraft ist es, die das bewerkstelligt! Gerade deshalb würde das Wasser zusammenfließen und sich an der Unterseite sammeln, wie man am Apfel, dem Beispiel, schon sah. Das Wasser kann nicht auf einem Berg

stehen bleiben, und wenn die Erde in diesem Augenblick rund wäre, so würde alles Wasser auf der oberen Erdhälfte hinabfließen nach unten, aus der Kvaneidbucht hinaus, aus dem Isefjaerfjord hinaus, daß sie im Laufe einer halben Stunde trocken lägen.
Die Blicke in der Kajüte kreuzten sich und verweilten lauernd auf den Gästen. Naaa? was sagten die nun dazu?
Ich kann noch ein Beispiel obendrauf geben: Wenn die Erde wirklich rund wäre, dann würden ja die Uhren auf der anderen Seite der Erde mit dem Pertendrikel und den Gewichten in die Höhe stehen bleiben, das versteht sich doch von selbst! Aber, probiert nur mal, eine Uhr in der Hand mit dem Pertendrikel und den Gewichten nach oben, zum Gehen zu bringen! Wenn ihr das könnt, liebe Herrschaften, dann könnt ihr auf jeden Fall mehr als ich, und dann will ich glauben, die Erde sei rund!
Nun fand Halvor, das sei der Anlaß für ihn, etwas zum besten zu geben: Ich war einmal in Stockholm, meinte er ... vielleicht wollt ihr davon hören? Ich lag sogar im Innenhafen an einer der Brücken, hatte gerade eine Ladung Apfelsinen, die ich aus Deutschland geholt hatte, gelöscht und gehe so am Abend auf den Landungsbrücken spazieren, um mich ein bißchen auszulüften, bevor ich schlafen gehe. Da kommt mit einem Mal ein Mann anspaziert, und wir gehen zusammen weiter und schnacken ein wenig. Mit einem Mal sagt er:
Nun, Mann, wie heißt Ihr eigentlich?
Tja, sage ich, ich heiße Halvor und bin Schiffer auf meinem eigenen Schiff. Wie aber heißt Ihr, mein guter Mann?
Tja, sagt er, ich heiße Oskar und bin König von Norwegen und Schweden.
Kiek an, auch ein Beruf ...! sage ich ...
Hier unterbrach ihn Sebaldus ohne weiteres: Na ja, ich weiß nichts davon, aber, wenn ihr noch eine Tasse Kaffee und einen Schuß Kognak dazu haben wollt, – hier steht von allem reichlich, wie ihr seht. Wie gesagt, wir sitzen hier so gemütlich beisammen, und es war für uns eine wahre Aufmunterung, solch ehrenwerte



Menschen an Bord zu haben. Wir haben ein so einzigartiges und lehrreiches Gespräch miteinander gehabt, und ich für mein Teil möchte sagen, daß ich wohl kaum etwas Ähnliches vorher erlebt habe und es wahrscheinlich auch nicht mehr wieder erleben werde. Ja, wie gesagt, meine lieben Freunde, – ich muß euch Freunde nennen dürfen, denn ihr habt heute so viel für uns getan! – wir können es euch nicht vergelten, denn wir sind ja so gering, wir müssen nur still sein, alles auf uns nehmen und uns in die Erde verkriechen vor Scham!

Bald darauf brachen die Gevattern auf.

Tausend Dank für den Kaffee, sagten sie, und reichten friedfertig allen die Hand, es war hier so richtig gemütlich!

Nichts zu danken, bitte schön, bitte schön ...!

Als Sebaldus mit den Gästen davongerudert war, steckten Halvor und Peder tuschelnd die Köpfe zusammen.

Habt ihrs gehört, begann Halvor und äffte den Schwiegervater nach: „... Ja, wie gesagt, meine lieben Freunde, ich muß euch Freunde nennen dürfen, ihr habt so ungeheuer viel für uns getan!"

Tränen hatte er in den Augen, meinte Peder, ja, ja, der Alte, der versteht sich darauf!

Ja, das sah dem alten Fuchs ähnlich!

Faendrik versuchte, den Vater in Schutz zu nehmen: Das ist ganz gleichgültig, ich bin überzeugt, er meinte es ehrlich!

Die beiden sahen ihn ungläubig grinsend an.

Ja, ja, ich meine es ernst! Ihr kennt nur Vater nicht, Vater ist wirklich so.

Aus dem Buch „Fant". Von Edzard H. Schaper
aus dem Norwegischen übertragen

Der Grenadier Rudolf Koch

Nichts Schöneres ist auf der Welt als eine Kriegskameradschaft, und ich bewahre sie treu in meinem Herzen, obgleich ich kaum die Namen noch weiß von einigen wenigen und ich

wohl keinen jemals wiedersehen werde. Hier möchte ich auch im Zusammenhang den Eindruck wiedergeben, den der vollkommenste Soldat, den ich je gesehen habe, auf mich gemacht hat, unser Leutnant.

Unser Leutnant

Die Erscheinung unseres Leutnants war ganz seinem Wesen entsprechend. Von der Natur gut gebaut, groß und breitschulterig, das Gesicht kühn und offen, die Augen stark und lebhaft das Mienenspiel. In der Kleidung zeigte er sich scheinbar nachlässiger als andere Offiziere, was nicht hinderte, daß er immer forsch und gut aussah, allerdings mehr wie der Führer eines Landsknechtshaufens denn wie ein Gardeoffizier. Meistens trug er eine alte, sehr verwegene Feldmütze, rot von Wind und Wetter. Ein paar schwere Artilleriestiefel aus derbem gelbem Leder reichten bis an die Kniee, an den Füßen waren sie geschwärzt. Gewöhnlich rauchte er eine Zigarre, auch im Gefecht, und beim Sturm steckte er sich immer erst eine neue an. Manchmal rauchte er auch eine kurze Pfeife wie die Jäger. Er hatte einen guten Gaul mit Namen Michel, mit dem er oft Zwiegespräche hielt, denn er wollte nicht immer so, wie sein Herr wollte. Meist ritt er neben uns her, ließ sich von dem einen Feuer geben, sprach diesen und jenen an, erzählte allerhand, klopfte dem Michel den Hals, dann entfaltete er wohl auch seine Generalstabskarte, um nach dem Weg zu sehen, und handhabte Karte und Zigarre sehr geschickt trotz der Lederhandschuhe, die er ohne Unterbrechung trug und die so kriegsmäßig aussahen wie alles an ihm. Im Dienst war er niemals gutmütig oder nachsichtig, immer scharf und stramm, manchmal sehr rücksichtslos und furchtbar grob. Er war ehrgeizig, und wenn bei seiner 3. Kompanie nicht alles so klappte, wie er es wünschte, so war seine Laune schlecht, und wir Grenadiere hatten nichts zu lachen. Jede Nachlässigkeit im Dienst war ihm in der Seele zuwider, und es kam vor, daß er wegen eines offenen Rockknopfes die ganze Kompanie gewaltig her-

unterputzte, und das drei Tage nach den schwersten und verlust-reichsten Kampftagen des ganzen Jahres. Manchmal wählte er auch ein anderes Verfahren, und so hat er uns einmal in Rußland wegen eines schlechten Gewehrgriffes mehrere Tage lang als „Kriegerverein" angeredet: „Kriegerverein, halt!" oder „Kriegerverein, setzt die Gewehre zusammen!"

Er entschied, gegen die übliche Ordnung, selbst darüber, ob diejenigen, die sich krank gemeldet hatten, dienstfähig waren, und oft genug hat er Leute, die vom Arzt als gesund bezeichnet worden waren, zurückgelassen, wenn er selbst den Eindruck hatte, daß sie es nicht leisten konnten. Und weil er alle kannte und dauernd beobachtete, so hatte er auch wirklich ein besseres Urteil in diesen Dingen als der Arzt des Bataillons, der nur nach dem augenblicklichen Untersuchungsergebnis entscheiden konnte. Zurückbleiben auf dem Marsche gab es nicht. Wer sich den Anstrengungen nicht gewachsen fühlte, mußte sich vorher bei ihm melden und durfte dann den Tornister beim Packwagen abgeben. In Fällen, wo es nicht mehr möglich war, diesen Grundsatz durchzuführen, etwa bei heißem Wetter, bei großen Märschen, überließ er in der letzten Stunde die Kompanie dem Feldwebel und ritt voraus.

Er war seines Zeichens Jurist, geborener Berliner, vom Wedding, wie er den hinzukommenden Berlinern immer erklärte, hatte als Einjähriger gedient und war von Anfang an dabei. Die Kompanie führte er seit Zusammenstellung des Regiments im Felde und war eng mit ihr verwachsen. Er hatte viel alte Leute bei sich, denn jeder meldete sich gern wieder in die Kompanie. Sein Stolz waren die fünf Eisernen Kreuze 1. Klasse, von denen er eins selbst trug.

Er wußte die Leute zu behandeln und kannte die Seele des Soldaten und was sie bewegte. Als eines Tages in großer Hitze nach langem Marsche ein Vorbeimarsch vor dem General stattfinden sollte, ließ er durchsagen: „Heute gibts Erbsen mit Rindfleisch." Die Kompanie kam glänzend vorbei, denn die Lebensgeister waren wieder erwacht bei dieser schönen Aussicht, und den Grena-

dieren wässerte der Mund. Dazu war es freilich nötig, daß er in solchen Dingen Bescheid wußte, nicht jeder Führer hat sich so wie er um die Küche gekümmert.
In der Schlacht bei Reims war ich bei dem großen Sturm am 16. April in seiner unmittelbaren Nähe; kurz nachdem wir zurückkamen, ging er in Urlaub und blieb zur Erholung längere Zeit weg. Während der Zeit hat er in dauernder Verbindung mit der Kompanie gestanden, und alles, was vorging, mußte ihm mitgeteilt werden, trotzdem er eigentlich gar nichts mehr mit uns zu tun hatte. Sein Nachfolger sorgte dafür, daß wir ihn bald sehr vermißten, und alle sehnten wir ihn zurück.
Als wir von Metz nach Rußland abfuhren, verbreitete sich das Gerücht: der „Icke" kommt wieder. Das war sein Name, denn er nannte sich in seinen Ansprachen immer so, wie er denn seine Berliner Mundart nie verleugnete. Und richtig, am ersten Bahnhof, an dem wir hielten, stand er an der Rampe, und wir riefen und winkten, und er strahlte und freute sich, daß er wieder bei seinen Grenadieren war, und als der Zug hielt, kam er an die Wagen und schüttelte uns die Hände.
In Rußland haben wir schöne Abende mit ihm verlebt, und er saß mitten unter uns, wenn wir beim Biwakfeuer sangen, und es war, wie es sein soll zwischen dem Führer und seinen Mannen.
Als ich im September von Frankreich aus in Urlaub fuhr, sah ich ihn das letzte Mal. Wir waren, elf Mann, am Abend zur Schreibstube bestellt worden, wo wir vom Feldwebel Löhnung, Verpflegungsgeld und Fahrscheine erhielten, dann gings weiter im Finstern zur Wohnung des Leutnants. Wir stolperten mit unserem schweren Gepäck die dunkle Stiege hinauf und stellten uns im engen Flur zu zwei Gliedern auf. Ein Unteroffizier, der dabei war, klopfte und meldete uns. Da erschien er mit einer Kerze in der Hand in Hemdsärmeln in der Tür, gab der Reihe nach jedem die Hand, den ließ er die Eltern grüßen, jenem wünschte er gutes Gelingen bei seinen Geschäften, einem anderen gab er gute

Ratschläge mit, in scherzendem oder ernstem Tone, je nach der Art des Anlasses und des Mannes, aber immer frisch, herzlich und eindringlich. Wir schlugen die Hacken zusammen und polterten wieder die Treppe hinunter. So gingen wir von ihm.

Im Lazarett zu Offenbach, 4. August 1916

Das ist das Beste, was ich gewonnen habe im Kriege: In aller Demut, mit der ich meinen Dienst tat, in aller Niedrigkeit meiner geringen Stellung, wo ich lange Monate ganz vergessen hatte, daß ich überhaupt einen Wert darstellte unter den Menschen, — da ist mir, als ich auftauchte aus diesem Elend, ein starkes und sicheres Selbstgefühl entstanden, ein klares Bewußtsein meiner Kräfte, ein stärkeres Zutrauen zu mir selbst und ein frohes Hoffen für die kommende Zeit.

Im Lazarett zu Offenbach, 11. August 1916

Es ist eine gewaltige moralische Leistung, die von dem Manne verlangt wird, der heute, im dritten Kriegsjahre, Soldat ist. Und sie wird auch nur von ganz wenigen bewältigt.
In der Misere des Kommißlebens, dem oft Unerträglichen der Unterordnung immer den Gedanken des großen Ganzen sich gegenwärtig zu halten, erfordert schier übermenschliche Geistesstärke. Ich arbeite ohne Unterlaß an mir, und doch gelingt mirs nur stückweise, und ich habe Tage, wo ich ein armseliger Feigling bin und vor dem Gedanken zittre, wieder meine Familie verlassen zu müssen und von neuem alle Kümmernisse, alle Leiden und alle Gefahren über mich ergehen zu lassen.
Aber ich muß es so weit bringen, daß ich, geht es zum zweiten Mal hinaus, nicht weniger beherzt und zuversichtlich bin, trotzdem der Reiz des Neuen nicht mehr besteht. Wir sind dazu bestimmt, Bitteres zu ertragen und Furchtbares dazu; der schlimmste Ausgang muß als möglich ins Auge gefaßt werden. Bereit sein, ist alles. Und stolz bin ich darauf: In einer furchtbaren Schlacht habe ich aus freiem Entschluß, den größten Gefahren ins Auge

sehend, meine Pflicht getan. Alle, die um mich lagen auf jener Höhe, sind dort liegen geblieben, und mich hat es nicht gelitten, nur einer ist mir gefolgt.
Als ich da oben in dem Granatloch lag und ruhig und klar überdachte: Hier bleiben ist Schande, vorn gehts vielleicht bunt zu, und du bist nicht dabei, dort sind die größeren Gefahren, und du willst sie fliehen. Wie soll ich an diese Stunde später zurückdenken? Muß ich mich nicht vor Frau und Kindern schämen? Den Hals kann es kosten, vorsichtig wäre es, hier zu bleiben und die Nacht abzuwarten. Aber es geht nicht, es geht nicht, es ist mein Schicksal – ich muß. In dem Augenblick war ich auch einmal ein guter Soldat, dessen sich der Kaiser nicht zu schämen brauchte, auch nicht der Feldwebel und der Korporalschaftsführer.
Diese Stunde gebe ich nicht her für alle Schätze der Erde.
Und es war keine Spur einer unlauteren Empfindung dabei, nicht Großtuerei, nicht Abenteurerlust, keine Neugierde, nur Pflicht.
Ach, daß sie in dieser Stunde doch für immer in mir gesiegt hätte! Aber wir fallen immer wieder zurück in Niedrigkeit, in Schwüle und Verruchtheit.

Tagebuchblätter

Zossen, den 7. Januar 1917

Die Soldaten sagen „Du" zueinander. Zuerst kommt einem das plebejisch vor, und man sträubt sich dagegen, sagt auch wohl einmal „Sie", aber man kanns nicht durchführen, es klingt auch so überheblich. Mit der Zeit wirds zur Gewohnheit, und jetzt erscheint es mir schön. Es ist ein großes Band des Vertrauens, das alle die umfaßt, die sich mit „Du, Kamerad" anreden, und es ist ein schöner Titel. Da spricht Vertrauen, Gefälligkeit in kleinen Dingen und Hilfsbereitschaft in Leben und Tod heraus. Ein wildfremder Mensch kommt auf der Straße auf mich zu:

„Du, Kamerad, gib mir etwas Feuer!" und hintennach sagt er wohl nicht einmal Dankschön. Das ist gröber, aber auch groß-artiger als die Höflichkeitsformen der Gebildeten. „Kamerad, laß mich nicht im Stich, ich bin verwundet", sagt der Neben-mann im Granatloch, der mich noch nie gesehen hat, und ich helfe ihm mit der Gefahr meines Lebens. In einer solchen Lage kann man gar nicht „Sie" sagen. Die Menschen sind alle Brü-der, die das graue Tuch tragen, seufzen unter einem Joch, und das ist der Krieg, und haben eine Hoffnung, und das ist der Friede. Sprecht ihnen nicht vom Vaterland, sie wissen nichts davon, ob sie es gleich in der vollkommensten Weise darstellen, wie Christus nichts gewußt hat vom Christentum.

Wenn die Soldaten vom Krieg erzählen und ihren Erlebnissen, so soll man immer die Ohren spitzen, und ob man schon Hunderte hat erzählen hören, man sieht immer wieder eine neue Seite des Krieges.

Aus den Kriegserlebnissen des Grenadiers Rudolf Koch

Bücher aus dem Insel-Verlag



Beheim-Schwarzbach, Martin: Der Gläubiger. Roman. In Leinen M 5.–.

Das von franziskanischem Geist erfüllte Buch erzählt die Geschichte eines heldischen Kampfes gegen eine Schuld. Zwei Menschen, in Armut verstrickt und in moralische Verschuldung geraten, ringen um die Ordnung ihres Schicksals. Ein ganz einfacher, frommer Gedanke übt seine helfende Magie aus: der Dämonie des Gläubigers tritt die Reinheit des Herzens entgegen.

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. In Leinen M 6.–.

Erfüllt von der hohen Verantwortung seines akademischen Wächteramtes beschwört Bertram deutsche Gestalten, um die ewigen Kräfte deutschen Geistes, die sich in jenen beispielhaft geoffenbart haben, unter uns wach zu halten. Die Reden behandeln: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeit deutscher Klassik.

– *Griecheneiland.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–.

Ein starker Formwille wird in der Steigerung und Entfaltung dieser neuen Gedichte Ernst Bertrams spürbar. Sie sind ein schönes Zeugnis für die tiefe Verbundenheit germanischen und griechischen Geistes.

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. (Deutsche Meister.) In Leinen M 12.–.

In die Reihe unserer „Deutschen Meister" tritt mit der Monographie Hans Burgkmairs des Älteren ein Band, der die Kenntnis dieses bedeutenden Zeitgenossen Dürers und Holbeins vertiefen und seine Kunst vielen erst bekannt machen wird. In den Werken des Augsburgers spüren wir die spätgotische Schulung und den starken Einfluß der venezianischen Malerei, deren Elemente er sich besonders zunutze machte, als er in den Humanistenkreis des Kaisers Maximilian trat. Die Abbildungen zeigen Arbeiten aus allen Schaffensjahren des wichtigen Meisters der süddeutschen Renaissance.

Carossa, Hans: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. In Leinen M 5.–.

Die beiden Teile der Jugendgeschichte Hans Carossas sind nunmehr in einem Bande, in der Ausstattung der übrigen Werke, vereinigt. Welche Bedeutung gerade diesem Buch für das Verständnis des Dichters zukommt, hat er selbst angedeutet mit den Worten: „Was einer in seinen ersten zehn Jahren geliebt und getan hat, wird er immer lieben, immer tun." Aus dem gestaltenreichen Bilderbuch

der Jugend spricht die Weisheit des Mannes, und diese reine Verschmelzung des Kindhaft-Zarten mit dem Kraftvoll-Männlichen gibt dem Werk Anmut und Würde.

Carossa, Hans: Tagebuch im Kriege. Wohlfeile Ausgabe des „Rumänischen Tagebuchs". In Leinen M 3.–.

Hans Carossas Kriegstagebuch gehört zu den wenigen Werken, in denen das Erlebnis des Weltkriegs eine dichterische Prägung gefunden hat. Die kriegerischen Geschehnisse sind in diesem Buch nicht Selbstzweck romanhaften Erzählens, sondern das große Schicksal, in dem sich der Mensch zu bewähren hat. Aus dieser Haltung empfängt das Buch seinen Anspruch auf Dauer.

Claes, Ernest: Black. Die Geschichte eines Hundes. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 3.80.

Black ist ein reinrassiger Vertreter der edlen schottischen Royal Gordon Setters. Auf dem Lande wird er groß, genießt alle Freuden in Feld und Busch und kommt dann in einen städtischen Haushalt, wo er geliebt und verwöhnt wird und doch den lockenden Ruf von Wildnis, Freiheit und Abenteuer vernimmt. Der Dichter des „Flachskopfes" und des „Hannes Raps" hat in dieser Geschichte eine liebenswerte Dichtung geschaffen, die über das übliche Tierbuch weit hinauswächst.

Dehn, Fritz: Rainer Maria Rilke und sein Werk. Eine Deutung. In Leinen M 6.–.

Dies Buch zeigt Rilke als den strengen und unerbittlichen Geist, der im Dichterischen bis an die Grenze des Möglichen geht und so immer wieder an die menschliche Existenzfrage vorstößt. Das Bild des Dichters formt sich zur Tragödie, die zugleich die Tragödie der Kunst ist: „Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang." Der Nachdruck liegt in diesem Buch auf den weniger bekannten Werken Rilkes. Es gibt trotzdem ein Gesamtbild und möchte auch für den Fernerstehenden das Verständnis und die Erkenntnis des Dichters erschließen.

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Neue Volksausgabe. In Leinen M 3.75.

Die vollkommen neubearbeitete Ausgabe vereinigt das zuverlässig Echte aus dem überlieferten Gedankengut des großen deutschen Mystikers, der in den geistigen Erörterungen unserer Zeit wieder eine so bedeutende Rolle spielt.

Kamban, Gudmundur: Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. Deutsche Ausgabe, in Verbindung mit dem Dichter besorgt von Edzard H. Schaper. In Leinen M 7.50.

Der starke Atem der alten Saga-Dichtung weht durch diesen Roman des isländischen Dichters. Überlebensgroß, gleich eddischen Gestalten stehen sich der mächtige Bischof auf Skalholt und seine Toch-



ter gegenüber. Mitten in diesem harten Kampf erscheint das ewige Wunder des größten Frauenerlebnisses: Mutterschaft — und hier findet dieser männliche Dichter Worte von zartester Schönheit. Selten nur hat man das Glück, einer Romandichtung von solcher Größe zu begegnen.

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. In Leinen M 4.50.

Aus einer großen Fülle der Bilder und Gesichte schafft Rudolf Kassner seine Gleichnisse. Ob sie an Gestalten der Vergangenheit anknüpfen oder ein Stück Gegenwart philosophisch vertiefen: immer wird der Leser durch die gleichnishafte Form unmittelbar angesprochen und vom Erlebnis zur Sinndeutung des Lebens geführt.

Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis Kochs als Soldat. In Leinen M 4.50.

Als einfacher Soldat ist Rudolf Koch, der allzufrüh verstorbene Offenbacher Meister, ins Feld gezogen und hat sich — damals neununddreißig Jahre alt und längst „ein angesehener und kunstfertiger Bürger" — willig dem „preußischen Kommiß" als dem guten Lehrmeister seines Volkes gebeugt. Was er in drei Jahren an den Fronten in Serbien, Frankreich und Rußland erlebt, hat er mit der ganzen Geradheit und Treue, die der Kern seines Wesens waren, aufgezeichnet, warmherzig, mit offenem Blick, ernst und auch mit gutem Humor. Es ist ein beispielhafter Geist, in dem diese Kriegserlebnisse für Kinder und Kindeskinder niedergeschrieben wurden.

Koch, Rudolf, und Fritz Kredel: Deutschland. Eine Landkarte. Vielfarbige Wiedergabe im Format 120 : 163 cm. Unaufgezogen M 16.—, auf Leinwand mit zwei Rundstäben M 30.—.

Bildhaft anschaulich und symbolisch kündet diese Karte von deutscher Art, indem sie uns die Landschaft unseres Vaterlandes mit Wäldern und Wiesen, Burgen, Domen und den ragenden Schloten der Städte sichtbar macht und zu beiden Seiten farbige Wappen gleich Wächtern des Reichs aufstellt. Zum Bild fügt sich in vollkommenem Zusammenklang die umrahmende Schrift. In der Vereinigung altmeisterlicher Handwerksstrenge und romantischer Lust an der Mannigfaltigkeit und Schönheit heimatlicher Lande ist ein einzigartiges Kunstwerk entstanden, ein wahrer Spiegel deutschen Wesens.

Lanckorónska, Maria, und Richard Oehler: Die Buchillustration des XVIII. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Drei Bände mit 536 Abbildungen auf 212 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M 75.—; in Halbleder M 90.—.

Mit dem in diesem Jahr erschienenen dritten Band wird das für die Buch- und Kunstgeschichte gleich wertvolle Werk abgeschlossen. Der Schlußband steht im Zeichen des Neben- und Gegeneinanders von klassischer und romantischer Kunst- und Weltanschauung und

zeigt besonders reizvoll auch die Gegensätzlichkeit idealisierender und romantischer Buchkupfer.

Lawrence, D. H.: Der Marienkäfer. Novellen. Übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 7.–.

Man kennt das Grundthema des Dichters: die unlösliche Verbundenheit von Mann und Weib im Kampf von Trieb und Hemmung; aber immer von neuem überrascht der Reichtum seiner Variationen. Die Gespräche der Titelerzählung rühren an wichtige Fragen unserer Tage und geben dem Buch eine große Zeitnähe. Der Band enthält ferner die Novellen: Die Grenze – Simson und Delila – Verliebt – Der Blinde – Du hast mich angefaßt – Sonne.

Acht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. In vielfarbigem Lichtdruck in Originalgröße ($35^1/_2 \times 25$ cm).

Herr Hartmann von Aue – König Konrad der Junge – Graf Kraft von Toggenburg – Herr Werner von Teufen – Herr Walther von der Vogelweide – Klingsor von Ungerland (Der Sängerkrieg) – Der Tannhäuser – Meister Johannes Hadloub.

Jedes Blatt in Umschlag M 6.–; die acht Blätter in Mappe M 48.–.

Viele Freunde des kleinen weitverbreiteten Minnesinger-Bändchens der Insel-Bücherei werden den Wunsch haben, die Bildtafeln in der Originalgröße zu besitzen. Die vorliegenden Blätter, in der vollkommenen Schönheit ihrer Farben in Lichtdruck wiedergegeben, werden jedem Freund deutscher Art und Kunst willkommen sein.

Mühlberger, Josef: Die Knaben und der Fluß. Erzählung. In Leinen M 3.80.

– *Wallenstein.* Schauspiel. Kartoniert M 3.–.

Mit diesen beiden Werken tritt ein junger sudetendeutscher Dichter zum ersten Mal vor die breitere deutsche Öffentlichkeit. Sein „Wallenstein" zeigt den Helden im Licht einer neuen Geschichtsauffassung und bietet mit den kräftigen Farben seiner Prosa ein lebendiges Bild der chaotischen Zeit. – Die Erzählung, über der ein zarter Hauch jungen erwachenden Lebens liegt, schildert die Freundschaft zweier Knaben und den tragischen Konflikt, der durch ihre Verehrung eines Mädchens entsteht. „Die Erzählung", schreibt Hermann Hesse, „ist nicht gewollt, nicht gemacht, nicht gekonnt – sie ist da wie eine Vogelmelodie ... Es ist die schönste und einfachste junge Dichtung, die ich seit langer Zeit gelesen habe."

Die Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. In Leinen M 12.–.

Dieses chinesische Volksbuch ist einer der großartigsten Abenteuerromane und zugleich ein hohes Lied des sozialen Gedankens, der sozialen Gerechtigkeit. Denn es handelt sich hier nicht um die Streiche

zuchtloser Räuberhorden, sondern um den Aufbau eines Staates im Staate, zum Besten der Volksgemeinschaft. Dieser merkwürdige Räuberstaat, an dessen Spitze der große Volksfreund Sung Kiang steht, hat wirklich im China des 12. Jahrhunderts bestanden. Der Roman mit seiner Fülle prachtvoller Gestalten und spannender Kämpfe zu Wasser und zu Lande ist ein durchaus männliches Buch.

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Mit 46 Abbildungen in Lichtdruck, 4 Wasserzeichentafeln, 13 Papierproben und 1 Karte. In Halbpergament M 10.—.

Die Kulturgeschichte des Papiers wendet sich besonders an den Liebhaber, der im Papier der Bücher den offenbaren und geheimen Reiz des kostbaren Stoffs zu erkennen und zu genießen weiß. Unterstützt durch gute Abbildungen und Materialproben, entwickelt Renker die Geschichte des Papiers und gibt besondere Kapitel über Wasserzeichen, Papierforscher und Papierliebhaber.

Rilke, Rainer Maria: Briefe an seinen Verleger. 1906 bis 1926. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

Während die bisher veröffentlichten Briefe Rilkes an verschiedene Empfänger jeweils einem kleineren Abschnitt seines Schaffens zugehörten, geben die vorliegenden Briefe an Anton Kippenberg zum ersten Mal ein geschlossenes Bild seines Lebens in den Jahren der Reife und Vollendung und des Werdens der Werke vom „Stunden-Buch" bis zur Gesamtausgabe. Sie sind daher für die Kenntnis Rilkes von hoher Bedeutung.

— *Späte Gedichte.* In Leinen M 5.—.

Die hier vereinigten Gedichte sind zum Teil in der Gesamtausgabe, zum Teil aber auch nur in dem Vorzugsdruck der Cranach-Presse veröffentlicht. Für die große, immer wachsende Gemeinde der Kenner und Verehrer Rainer Maria Rilkes eröffnet der Band also zum ersten Mal den Zugang zu Gedichten, die, in der Zeit der „Sonette an Orpheus" und der „Duineser Elegien" entstanden, zu den reifsten und reinsten Schöpfungen des Dichters gehören.

Schnack, Friedrich: Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. In Leinen M 5.—.

Die anmutige Liebesgeschichte zeigt Schnacks große Kunst, uns Begebenheiten der harten Wirklichkeit wie ein zartes Märchen zu erzählen. Petra, die Freiburger Juwelierstochter, wird aus dem hohen Glück ihrer Liebe in Not und Tod geführt: der Geliebte verunglückt, sie selbst wird vom Frost in der Bergeinsamkeit überwältigt. Aber trotz diesem ernsten Ausgang bleibt die Erinnerung an Helle und Heiterkeit, an die Schönheit von Falter, Blume und Edelstein und an die gewaltige Berglandschaft um Königsee und Watzmann.

Schneider, Reinhold: Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. In Leinen M 3.80.

In einer dichterischen Sprache, die das leuchtende Bild einer Landschaft ebenso sicher prägt wie den klaren geschichtsphilosophischen Gedanken, schildert Reinhold Schneider seine Fahrt durch Städte und Stätten deutscher Geschichte. Der Teutoburger Wald, Paderborn, Speyer, Bremen, Tangermünde, Nürnberg, Rudolstadt, Hohenzollern, Ostland: das sind die Stationen der Fahrt. Die Idee des Reichs findet hier eine neue Verkündigung.

Scott, Gabriel: Fant. Roman. In Verbindung mit dem Dichter besorgte Übertragung aus dem Norwegischen von Edzard H. Schaper. In Leinen M 5.50.

Fante heißen die Zigeuner des Nordens, die mit ihrem Boot von Ort zu Ort ziehen. In ihrer Welt spielt der Roman Faendriks und Josefas, die sich mit rührender Zärtlichkeit und tapferer Überwindung aller Ängste dem rauhen Bootszigeuner anschließt. Großartig schildert Scott Land und Meer und Menschen, und man begreift nach diesem ungewöhnlichen Buch Knut Hamsuns Wort: „Gabriel Scott gibt mehr als alle anderen Schilderer unseres Volkes.“

Stifter, Adalbert: Erzählungen. Volksausgabe. (900 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Der Band enthält: Hochwald, Abdias, Brigitta, Hagestolz, Waldsteig, Bunte Steine, Nachkommenschaften, Sonnenfinsternis.

– *Witiko.* Ungekürzte Volksausgabe. (930 Seiten.) In Leinen M 4.50.

– *Werke in drei Bänden* (Volks-Stifter). In Leinen M 12.–.

Die Ausgabe umfaßt Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

Walschap, Gerard: Heirat. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Felix Augustin. In Leinen M 4.50.

„Segen der Ehe“ könnte man dieses Buch auch nennen, das den Aufstieg eines verkommenen Mannes in der Gemeinschaft mit einer schlichten, gesunden Frau schildert. Sie macht ihn zu einem brauchbaren Menschen, durch seine zahlreiche Nachkommenschaft wird er zum Gründer eines neuen Dorfes.

Fünfundzwanzig neue Bände der Insel-Bücherei

Beheim-Schwarzbach, Martin: Das Buch vom Schach. Eine Anleitung für die Freunde des Spiels. (Nr. 460.)

Berve, Helmut: Augustus. Mit einer Bildtafel. (Nr. 444.)

Bismarck: Briefe an Schwester und Schwager. Herausgegeben von Erich Brandenburg. (Nr. 462.)

Busch, Wilhelm: Bilderpossen. Vier Bildergeschichten. (Nr. 25.)

Die Briefe der Diotima. Herausgegeben von Karl Viëtor. (Nr. 455.)

Brüder Grimm: Buntes Spiel. Der Märchen dritter Teil. (Nr. 443.)

—Deutsche Sagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. (Nr. 458.)

Groth, Klaus: Quickborn. Eingel. v. Hans Friedrich Blunck. (Nr. 451.)

Das Hausbuch. Bilder aus dem deutschen Mittelalter von einem unbekannten Meister. Herausgegeben von Richard Graul. (Nr. 452.)

Hesse, Hermann: Vom Baum des Lebens. Gedichte. (Nr. 454.)

Hofmannsthal, Hugo von: Gedichte. (Nr. 461.)

Koch, Rudolf: Häusliches Leben. In 24 Schattenbildern. (Nr. 124.)

Kühnemann, Eugen: Schiller und seine Welt. (Nr. 464.)

Nebelthau, Otto: Mein Gemüsegarten. Eine nützliche Unterweisung. (Nr. 456.)

Ponten, Josef: Die Bockreiter. Erzählung. (Nr. 463.)

Rembrandt: Handzeichnungen. 48 Bildtafeln mit einer Einleitung von Richard Graul. (Nr. 108.)

Der Sachsenspiegel. 92 farbige Bilder aus der Heidelberger Handschrift. Erläutert von Eberhard Freiherrn von Künßberg. (Nr. 347.)

Die Schellenkappe. Altdeutsche Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts. Ausgewählt von Severin Rüttgers. (Nr. 457.)

Das kleine Schmetterlingsbuch. In vielen Farben nach kolorierten Stichen Jakob Hübners. Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 213.)

Schnack, Friedrich: Land ohne Tränen. Eine Bilderbogengeschichte. (Nr. 459.)

Das Ständebuch. 112 Holzschnitte von Jost Amman mit Reimen von Hans Sachs. (Nr. 133.)

Stehr, Hermann: Gudnatz. Novelle. (Nr. 62.)

Stifter, Adalbert: Der Hagestolz. Erzählung. (Nr. 453.)

Das kleine Buch der Vögel und Nester. In vielen Farben mit einem Nachwort von Heinz Graupner. (Nr. 100.)

Wer will unter die Soldaten. Deutsche Soldatenlieder mit vielen farbigen Bildern von Fritz Kredel. (Nr. 236.)

Dichter unserer Zeit

Beheim-Schwarzbach, Martin: Die Herren der Erde. Roman. In Leinen M 5.50.

—*Die Michaelskinder.* Roman. In Leinen M 6.25.

Bertram, Ernst: Gedichte. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 4.—.

—*Das Nornenbuch.* Gedichte. In Pappband M 4.—.

—*Der Rhein.* Ein Gedenkbuch. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Halbpergament M 4.—.

—*Straßburg.* Ein Gedichtkreis. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 4.—.

—*Die Wartburg.* Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.—.

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Der Gedichte dritte, vermehrte Auflage. In Leinen M 4.50.

Carossa, Hans: Führung und Geleit. Ein Lebensgedenkbuch. 30. Tausend. In Leinen M 5.—.

—*Der Arzt Gion.* Eine Erzählung. 50. Tausend. In Leinen M 6.—.

—*Gedichte.* 10. Tausend. In Leinen M 4.—.

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. 6. Tausend. In Leinen M 5.—.

Frank, Leonhard: Das Ochsenfurter Männerquartett. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

—*Die Räuberbande.* Roman. 60. Tausend. Volksausgabe in Leinen M 3.75.

Hardt, Ernst: Gudrun. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 4.—.

—*Tantris der Narr.* Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 4.—.

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. 53. Tausend. In Leinen M 5.—.
Siehe auch Volksausgaben auf Seite 190.

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. (Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend. (1400 Seiten.) In Leinen M 12.—.

—*Der große Krieg in Deutschland.* Gekürzte Volksausgabe. 40. Tausend. In Leinen M 2.50.

—*Von den Königen und der Krone.* Roman. 8. Auflage. In Leinen M 5.75.



Huch, Ricarda: Luthers Glaube. Briefe an einen Freund. 21. Tausend. In Halbleinen M 5.–.

–*Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.* 11. Tausend. In Leinen M 5.–.

–*Die Verteidigung Roms.* Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 12. Tausend. In Leinen M 6.–.

–*Der Kampf um Rom.* Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 10. Tausend. In Leinen M 6.–.

Siehe auch Volksausgaben auf Seite 189.

Lawrence, David Herbert: Liebende Frauen. Roman. 9. Tausend. In Leinen M 8.–.

–*Der Regenbogen.* Roman. In Leinen M 6.–.

–*Die gefiederte Schlange.* Roman. In Leinen M 8.–.

–*Söhne und Liebhaber.* Roman. 6. Tausend. In Leinen M 8.–.

–*Der Zigeuner und die Jungfrau.* Novellen. In Leinen M 7.–.

Mottram, Ralph H.: Der „Spanische Pachthof". Eine Roman-Trilogie 1914 bis 1918. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Übertragen von T. Francke. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 8.50.

Mumelter, Hubert: Zwei ohne Gnade. Roman. In Leinen M 6.–.

Nebelthau, Otto: Der Ritt nach Canossa. In Leinen M 6.–.

Rendl, Georg: Der Bienenroman. In Leinen M 5.–.

Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Werke in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 35.–; in Halbleder M 45.–.

Inhalt: I. Band: Erste Gedichte – Frühe Gedichte. II. Band: Das Buch der Bilder – Das Stunden-Buch – Das Marienleben – Requiem. III. Band: Neue Gedichte – Duineser Elegien – Die Sonette an Orpheus – Letzte Gedichte und Fragmentarisches. IV. Band: Cornet Christoph Rilke – Geschichten vom lieben Gott – Prosafragmente – Auguste Rodin. V. Band: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. VI. Band: Übertragungen.

–*Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit.* 10. Tausend. In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–.

–*Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899 bis 1902.* 8. Tausend. In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–.

–*Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906.* 15. Tausend. In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–.

–*Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–.

–*Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–.

Rilke, Rainer Maria: Über Gott. Zwei Briefe. 4. Tausend. Gebunden M 2.–.

–*Erste Gedichte.* 21. Tausend. In Leinen M 6.–.

–*Frühe Gedichte.* 26. Tausend. In Leinen M 5.–.

–*Neue Gedichte.* Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.–.

–*Das Buch der Bilder.* 34. Tausend. In Leinen M 5.25.

–*Duineser Elegien.* 15. Tausend. In Leinen M 3.50.

–*Das Stunden-Buch.* (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode.) 85. Tausend. In Halbleinen M 4.25.

–*Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* 35. Tausend. In Leinen M 6.50.

–*Geschichten vom lieben Gott.* 50. Tausend. In Leinen M 4.50.

Schaeffer, Albrecht: Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). In Leinen M 15.–.

–*Griechische Heldensagen.* Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. In Leinen M 10.–.

–*Josef Montfort.* Roman. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

–*Das Prisma.* Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

–*Parzival.* Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 7.50.

Schaper, Edzard H.: Die Insel Tütarsaar. Roman. In Leinen M. 5.–.

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. 7. Tausend. In Leinen M 6.–.

Schnack, Friedrich: Beatus und Sabine. Roman. In Leinen M 4.50.

–*Goldgräber in Franken.* Roman. In Leinen M 4.50.

–*Klick aus dem Spielzeugladen.* Roman für das kleine und große Volk. 8. Tausend. In Leinen M 4.–.

–*Das Leben der Schmetterlinge.* Roman. 7. Tausend. In Leinen M 6.–.

–*Der Lichtbogen.* Falterlegenden. In Leinen M 4.50.

–*Die Orgel des Himmels.* Roman. In Leinen M 4.50.

–*Sebastian im Wald.* Ein Waldroman. 12. Tausend. In Leinen M 4.50.

–*Der Sternenbaum.* Ein Weihnachtsroman. In Leinen M 4.50.



Schnack, Friedrich: Das Zauberauto. Roman. In Leinen M 4.50.

—Das blaue Geisterhaus. Gedichte. In Leinen M 4.50.

Schröder, Rudolf Alexander: Der Wanderer und die Heimat. In Leinen M 4.75.

—Mitte des Lebens. Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.—.

Sillanpää, Frans Eemil: Eines Mannes Weg. Roman. Übertragen von Rita Öhquist. 6. Tausend. In Leinen M 5.—.

—Silja, die Magd. Roman. Übertragen von Rita Öhquist. 6. Tausend. In Leinen M 6.—.

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75.

—Die Löwenprankes. Roman. In Halbleinen M 4.50.

Timmermans, Felix: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 25. Tausend. In Leinen M 6.—.

—Die Delphine. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 15. Tausend. In Leinen M 5.—.

—Franziskus. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

—Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Roman. Übertragen von Peter Mertens. 24. Tausend. In Leinen M 5.—.

—Das Spiel von den heiligen drei Königen. Nach der Weihnachtslegende von Felix Timmermans für die Bühne bearbeitet von Eduard Veterman und Felix Timmermans. Übertragen von Anton Kippenberg. 5. Tausend. In Pappband M 2.50.

Siehe auch Volksausgaben auf Seite 189.

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. 17. Tausend. In Leinen M 6.—.

—Schweres Blut. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

—Das Jahr des Herrn. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 5.50.

Märchen, Sagen, Legenden und Lieder

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 6.—.

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Graf Kalckreuth, Max Slevogt, Hans Meid, Schwind, Menzel u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 4.50.

Andersen, Hans Christian: Märchen. Vollständige Ausgabe. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 16. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 9.–.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. 22. Tausend. In Leinen M 6.–.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 10. Tausend. In Leinen M 9.–.

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 8. Tausend. In Leinen M 5.–.

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. In Leinen M 2.50.

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Volksausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) In Leinen M 55.–; in Leder M 90.–.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Volksausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 4.50.

Deutsche Vergangenheit

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes in Leinen M 60.–; die einzelnen Bände in Leinen je M 7.50.

Die Bände der politischen Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.



Die Bände der kulturhistorischen Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter — Deutsches Geistesleben im Mittelalter — Ordensritter und Kirchenfürsten — Fürsten und Ritter — Bauern, Bürger und Hansa.

Bühlers Werk baut in charakteristischen Proben das Mittelalter in seiner Größe, Strenge und Innigkeit vor uns auf, in der Wucht seines nach innen gekehrten Lebens, in der Treue seiner Arbeit. Wie vor fast allen religiösen Zeugnissen des Mittelalters, so stehen wir auch vor diesen Dokumenten einer tiefen und bewußt gepflegten Seelenkultur und eines leidenschaftlichen geistigen Lebens recht beschämt und arm; wir haben Ursache, jene Zeit in manchen wesentlichen Dingen zu bewundern und um Rat zu fragen. Hermann Hesse.

Große deutsche Männer und Frauen

Bach, Johann Sebastian. Eine Biographie von Ch. S. Terry. Mit Geleitwort von Karl Straube. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 13.50.

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. 40. Tausend. In Leinen M 5.—.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. Dritte Auflage. In Leinen M 6.50.

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. 29. Tausend. In Leinen M 2.50.

Goethes Mutter: Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. 68. Tausend. In Leinen M 4.50.

Goethe: Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

—Briefe an eine Freundin. (Charlotte Diede.) In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 32. Tausend. In Leinen M 3.50.

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit zehn Bildtafeln. In Leinen M 3.75.

Mozart: Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.–.

Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 25. Tausend. In Leinen M 4.50.

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 6.50.

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Kolb. Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 6.50.

Klassiker und Gesamtausgaben

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (513 Seiten.) 9. Tausend. In Leinen M 7.–.

Dickens, Charles: Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von Cruikshank, Cattermole, H. K. Browne und anderen. Auf Dünndruckpapier. (6100 Seiten.) In Leinen M 45.–.

Inhalt: David Copperfield – Der Raritätenladen – Die Pickwickier – Martin Chuzzlewit – Nikolaus Nickelby – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) 30. Tausend. In Leinen M 6.–.

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in Leinen M 135.–; in Leder M 235.–.

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

– *Goethes Briefe und Tagebücher.* Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) In Leinen M 18.–; in Leder M 30.–.

– *Gespräche mit Eckermann.* Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) 33. Tausend. In Leinen M 7.50; in Leder M 13.–.



Goethe: Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) In Leinen M 9.50; in Leder M 16.–.

– *Werke* in sechs Bänden (Der Volks-Goethe). 3900 Seiten. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. 100. Tausend. In Leinen M 18.–.

– *Farbenlehre.* Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Vollständige Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 6. Tausend. In Leinen M 10.–.

– *Faust.* Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) 140. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50.

– *Sämtliche Gedichte* in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) 29. Tausend. In Leinen M 12.–; in Leder M 20.–.

– *Gedichte.* Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 18. Tausend. In Leinen M 3.75.

– *Italienische Reise.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 23. Tausend. (590 Seiten.) In Leinen M 6.–.

– *Italienische Reise.* Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.–; in Leder M 80.–.

– *Die Leiden des jungen Werther.* Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von Chodowiecki. Siebente Auflage. In Pappband M 6.–.

– *Naturwissenschaftliche Schriften.* Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 45 zum großen Teil farbigen Tafeln. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) In Leinen M 20.–; in Leder M 34.–.

– *Die Briefe des jungen Goethe.* Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. 29. Tausend. In Leinen M 3.50.

– *Briefe an Frau von Stein.* Ausgewählt und herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. 30. Tausend. In Leinen M 3.50.

Grimmelshausen, H. J. Chr. von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (897 Seiten.) 28. Tausend. In Leinen M 7.50.

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten.) 21. Tausend. In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–.

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Übertragen von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich von Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) 33. Tausend. In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–.

Kant: Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Felix Groß. Taschenausgabe in Dünndruckpapier. (4400 Seiten.) In Leinen M 45.–; in Leder M 75.–.

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Michael. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–.

Lenau, Nikolaus: Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von Eduard Castle. In Leinen M 40.

Die Nibelungen Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) 10. Tausend. In Leinen M 6.–.

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und R. Buchwald. Zwei Bände. 10. Tausend. In Halbleinen M 10.–. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–; in Schweinsleder M 30.–.

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (4900 Seiten.) In Leinen M 45.–; in Leder M 70.–.

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) In Leinen M 55.–; in Leder M 90.–.

Inhalt: Band I: Das Leben eines Sonderlings. – Band II: Von der Liebe. – Band III: Armance. – Band IV: Rot und Schwarz. – Band V: Lucien Leuwen. – Band VI: Die Kartause von Parma. – Band VII: Zwölf Novellen. – Band VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. 21. Tausend. In Leinen M 30.–; in Halbpergament M 40.–.

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. Mit 4 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.

– Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.–.

Gobineau, Arthur Graf: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Mit 20 Bildtafeln. 82. Tausend. In Leinen M 4.50.

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 118 Abbildungen und einer Karte. In Leinen M 6.50.

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. In Leinen M 3.50.

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.–.

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) In Leinen M 12.–.

Zweig, Stefan: Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 56. Tausend. In Leinen M 7.50.

– Die Heilung durch den Geist. 25. Tausend. In Leinen M 7.50.

Kunst

Beenken, Hermann: Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Friedländer, Max: Albrecht Dürer. Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 9.–.

Glaser, Curt: Lukas Cranach. Mit 121 Abbildungen. In Leinen M 9.–.

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.50.



Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. 60. Tausend. In Leinen M 7.–.

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. 44. Tausend. In Leinen M 7.–.

—*Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.* Mit 77 Bildtafeln. 12. Tausend. In Leinen M 9.–.

—*Holland.* Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 9.–.

—*Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 9.–.

—*Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 9.–.

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 9.–.

Steindorff, Georg: Die Kunst der Ägypter. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50.

Tietze, Hans: Albrecht Altdorfer. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 9.–.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. Volksausgabe. In Leinen M 4.50.

Die Volksausgaben des Insel-Verlages

Jeder Band in Leinen M 3.75.

Claes, Ernest: Flachskopf. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans.

de Coster, Charles: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier.

Frank, Leonhard: Die Räuberbande. Roman.

Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman.

—*Michael Unger.* Roman.

Stifter, Adalbert: Der Nachsommer. Ungekürzte Volksausgabe. (782 Seiten.)

Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern. Mit Zeichnungen des Dichters.

—*Pallieter.* Mit Zeichnungen des Dichters.



Jeder Band in Leinen M 4.50.

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.)

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.)

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg.

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Volksausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.)

Stifter, Adalbert: Erzählungen. Mit einer Einleitung von Felix Braun. (900 Seiten.)

Der Band enthält: Hochwald, Abdias, Brigitta, Hagestolz, Waldsteig, Bunte Steine, Nachkommenschaften, Sonnenfinsternis.

— *Witiko.* Ungekürzte Volksausgabe. Eingeleitet von Adolf von Grolman. (930 Seiten.)

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer, Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln.

Der Volks-Goethe

Goethes Werke in sechs Bänden (Der Volks-Goethe). (3900 Seiten.) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. 100. Tausend. In Leinen M 18.—.

Der Volks-Stifter

Stifters Werke in drei Bänden. Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. (2600 Seiten.) In Leinen M 12.—.

Der Band umfaßt die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

Die hier aufgeführten Bücher sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen. Auskunft erteilt gern der Insel-Verlag in Leipzig C 1, Kurze Straße 7



Inhalt

Bildverzeichnis

Den Umschlag zeichnete Emil Preetorius

Druck der Spamer A.-G. in Leipzig



Insel Almanach

auf das Jahr 1936

Im Insel Verlag zu Leipzig

Almanach 55

Insel-Almanach

auf das Jahr

1936

Im Insel-Verlag

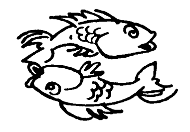
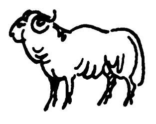
zu Leipzig

Kalendarium

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

*

Schiller

Januar

1 Neujahr ◑
2 Donnerstag
3 Freitag
4 Sonnabend

5 Sonnt. n. Neuj.
6 Epiphanias
7 Dienstag
8 Mittwoch ○
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend

12 1. Sonnt. n. Ep.
13 Montag
14 Dienstag
15 Mittwoch
16 Donnerstag ☾
17 Freitag
18 Sonnabend

19 2. Sonnt. n. Ep.
20 Montag
21 Dienstag
22 Mittwoch
23 Donnerstag
24 Freitag ●
25 Sonnabend

26 3. Sonnt. n. Ep.
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch
30 Donnerstag
31 Freitag ◑

Februar

1 Sonnabend

2 4. Sonnt. n. Ep.
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag ○
8 Sonnabend

9 Septuagesima
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend ☾

16 Sexagesima
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend ●

23 Estomihi
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend ◑

März

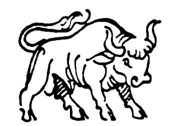
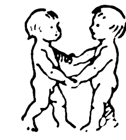
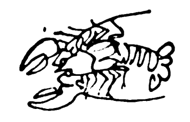
1 Invokavit
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 Reminiszere ○
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 Okuli
16 Montag ☾
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

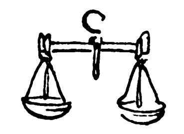
22 Lätare
23 Montag ●
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Judika ◑
30 Montag
31 Dienstag

April			Mai			Juni		
1	Mittwoch		1	Tag der Arbeit		1	Pfingstmontag	
2	Donnerstag		2	Sonnabend		2	Dienstag	
3	Freitag		3	Jubilate		3	Mittwoch	
4	Sonnabend		4	Montag		4	Donnerstag	
5	Palmarum		5	Dienstag		5	Freitag	○
6	Montag	○	6	Mittwoch	○	6	Sonnabend	
7	Dienstag		7	Donnerstag		7	Trinitatis	
8	Mittwoch		8	Freitag		8	Montag	
9	Gründonnerst.		9	Sonnabend		9	Dienstag	
10	Karfreitag		10	Kantate		10	Mittwoch	
11	Sonnabend		11	Montag		11	Donnerstag	
12	Ostersonntag		12	Dienstag		12	Freitag	☾
13	Ostermontag		13	Mittwoch		13	Sonnabend	
14	Dienstag	☾	14	Donnerstag	☾	14	1. S. n. Trinit.	
15	Mittwoch		15	Freitag		15	Montag	
16	Donnerstag		16	Sonnabend		16	Dienstag	
17	Freitag		17	Rogate		17	Mittwoch	
18	Sonnabend		18	Montag		18	Donnerstag	
19	Quasimodog.		19	Dienstag		19	Freitag	●
20	Montag		20	Mittwoch	●	20	Sonnabend	
21	Dienstag	●	21	Himmelfahrt		21	2. S. n. Trinit.	
22	Mittwoch		22	Freitag		22	Montag	
23	Donnerstag		23	Sonnabend		23	Dienstag	
24	Freitag		24	Exaudi		24	Mittwoch	
25	Sonnabend		25	Montag		25	Donnerstag	
26	Mis. Domini		26	Dienstag		26	Freitag	☽
27	Montag		27	Mittwoch		27	Sonnabend	
28	Dienstag	☽	28	Donnerstag	☽	28	3. S. n. Trinit.	
29	Mittwoch		29	Freitag		29	Montag	
30	Donnerstag		30	Sonnabend		30	Dienstag	
			31	Pfingstsonntag				





Juli

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	○
5	4. S. n. Trinit.	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	☾
12	5. S. n. Trinit.	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	●
19	6. S. n. Trinit.	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	7.S.n.Trinit.	☽
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	

August

1	Sonnabend	
2	8. S. n. Trinit.	
3	Montag	○
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	9.S.n.Trinit.	☾
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	10. S. n. Trin.	
17	Montag	●
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	11. S. n. Trin.	
24	Montag	
25	Dienstag	☽
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	12. S. n. Trin.	
31	Montag	

September

1	Dienstag	○
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	13. S. n. Trin.	
7	Montag	
8	Dienstag	☾
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	14. S. n. Trin.	
14	Montag	
15	Dienstag	●
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	15. S. n. Trin.	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	☽
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	
27	16. S. n. Trin.	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	○





Oktober		November		Dezember	
1 Donnerstag		1 21. S. n. Trin.		1 Dienstag	
2 Freitag		2 Montag		2 Mittwoch	
3 Sonnabend		3 Dienstag		3 Donnerstag	
4 Erntedankfest		4 Mittwoch		4 Freitag	
5 Montag		5 Donnerstag		5 Sonnabend	☾
6 Dienstag		6 Freitag	☾	6 2. Advent	
7 Mittwoch	☾	7 Sonnabend		7 Montag	
8 Donnerstag		8 22. S. n. Trin.		8 Dienstag	
9 Freitag		9 Montag		9 Mittwoch	
10 Sonnabend		10 Dienstag		10 Donnerstag	
11 18. S. n. Trin.		11 Mittwoch		11 Freitag	
12 Montag		12 Donnerstag		12 Sonnabend	
13 Dienstag		13 Freitag		13 3. Advent	
14 Mittwoch		14 Sonnabend	●	14 Montag	●
15 Donnerstag	●	15 23. S. n. Trin.		15 Dienstag	
16 Freitag		16 Montag		16 Mittwoch	
17 Sonnabend		17 Dienstag		17 Donnerstag	
18 19. S. n. Trin.		18 Bußtag		18 Freitag	
19 Montag		19 Donnerstag		19 Sonnabend	
20 Dienstag		20 Freitag		20 4. Advent	
21 Mittwoch		21 Sonnabend		21 Montag	☽
22 Donnerstag		22 Totensonntag	☽	22 Dienstag	
23 Freitag	☽	23 Montag		23 Mittwoch	
24 Sonnabend		24 Dienstag		24 Donnerstag	
25 20. S. n. Trin.		25 Mittwoch		25 1. Weihnachtstag	
26 Montag		26 Donnerstag		26 2. Weihnachtstag	
27 Dienstag		27 Freitag		27 Sonntag	
28 Mittwoch		28 Sonnabend	○	28 Montag	○
29 Donnerstag		29 1. Advent		29 Dienstag	
30 Freitag	○	30 Montag		30 Mittwoch	
31 Reformationsfest				31 Silvester	

Die Vorsprüche
der Insel-Almanache 1906 bis 1935
Dem dreißigsten Jahrgang des Insel-Almanachs zum Geleit

Auf das Jahr 1906

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue –

*

Auf das Jahr 1907

Überall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch soll es mit Wonne getrunken sein,
So wünsch ich mir künstlich griechischen Becher.

Goethe

*

Auf das Jahr 1908

Mein Erbteil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit!

Goethe

*

Auf das Jahr 1909

Was kündest du für Feste mir? Sie lieb ich nicht:
Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat.

Goethes Pandora

*

Auf das Jahr 1910

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last. Goethe

Auf das Jahr 1911

Ein jeder kehre vor seiner Tür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rate stohn.

Goethe,
am 6. März 1832

*

Auf das Jahr 1912

Frühling soll mit süßen Blicken
mich entzücken und berücken,
Sommer mich mit Frucht und Myrten
reich bewirten, froh umgürten.

Herbst, du sollst mich Haushalt lehren,
zu entbehren, zu begehren,
und du, Winter, lehr mich sterben,
mich verderben, Frühling erben.

Aus Clemens Brentanos
Frühlingskranz

*

Auf das Jahr 1913

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht –
Alle Tag und alle Nächte
Rühm ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

Goethe 1828

Auf das Jahr 1914

Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.

Solon

*

Auf das Jahr 1915

Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.

Ev. Johannis 15, 13

*

Auf das Jahr 1916

Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Goethe an Auguste Gräfin Bernstorff, geb. Stolberg

*

Auf das Jahr 1917

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.

Goethe

*

Auf das Jahr 1918

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweise dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
„Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."

Goethe

*

Auf das Jahr 1919

Komm! wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz;
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Goethe. Aus „Des Epimenides Erwachen"

*

Ein Almanach auf das Jahr 1920 ist nicht erschienen.

*

Auf das Jahr 1921

Es wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkündigern ein ganzes Pflanzen- und Tierreich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein

Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flamme, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert.

Jean Paul

*

Auf das Jahr 1922

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat:
in dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
durch Folg aus Folge neue Kraft;
denn die Gesinnung, die beständige,
sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Goethe

*

Auf das Jahr 1923

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.

Goethe

*

Auf das Jahr 1924

Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Goethe

Auf das Jahr 1925

Die Tat ist alles, nichts der Ruhm

Goethe

*

Auf das Jahr 1926

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich werden Licht und Schatten
In echter Klarheit wieder gatten
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Novalis

*

Auf das Jahr 1927

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da.

Goethe

*

Auf das Jahr 1928

Und bang und sinnlos sind die Zeiten,
Wenn hinter ihren Eitelkeiten
Nicht etwas waltet, welches ruht.

Rainer Maria Rilke

Auf das Jahr 1929

Wir bauen an dir mit zitternden Händen,
und wir türmen Atom auf Atom.
Aber wer kann dich vollenden,
du Dom.

Rainer Maria Rilke

*

Auf das Jahr 1930

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört mans noch in späten Tagen:
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock ist angeschlagen.
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Goethe

*

Auf das Jahr 1931

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Goethe

*

Auf das Jahr 1932 (Goethe-Almanach)

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Goethe

Auf das Jahr 1933

Unsre Tage sind zu dunkel, um nicht eine neue Sonne zu verheißen. Auf diese Sonne warte ich.

Paul de Lagarde

*

Auf das Jahr 1934

Auf denn, nicht träge denn,
strebend und hoffend hinan!
Weit, hoch, herrlich der Blick
rings ins Leben hinein.
Von Gebirg zu Gebirg
schwebet der ewige Geist,
ewigen Lebens ahndevoll.

Goethe

*

Auf das Jahr 1935

Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk, und gerne mag der Fremde sich dort verweilen.

Hölderlin

*

Liebste Mutter!

Ihr reines Wohlwollen, das mich auch wieder in Ihrem letzten lieben Briefe so innigst erfreute, auch Ihre zum Teil gerechte Sorge für meine Gesundheit läßt mich hoffen, daß Sie die längst vorbereitete Veränderung meiner Lage nicht mißbilligen werden. Ich muß Ihnen zuvörderst zeigen, wie sicher und in jeder Rücksicht angemessen meine jetzige Lage ist, und wenn ich dann noch die Gründe nenne, die mich veranlassen mußten, meine vorige Lage zu verlassen, nach langem Harren und vieler Geduld, so werden Sie mehr Ursache zur Zufriedenheit als zur Unzufriedenheit in diesem Briefe finden. Durch Schriftstellerarbeit und sparsame Wirtschaft mit meiner Besoldung hab ich mir in den letzten anderthalb Jahren meines Aufenthaltes in Frankfurt 500 fl. zusammengebracht. Mit fünfhundert Gulden, glaub ich, ist man in jedem Orte der Welt, der nicht so teuer ist wie Frankfurt, wenigstens auf ein Jahr von ökonomischer Seite völlig gesichert. Ich hatte also insofern alles Recht, die Gesundheit und die Kräfte, die durch die anstrengende Verbindung meiner Berufsgeschäfte und meiner eignen Arbeiten sich notwendig schwächten, wiederherzustellen durch eine ruhigere Lebensart, die ich mir nicht ohne Mühe auf diese Art möglich gemacht hatte. – Hierzu kam, daß mein Freund, der Regierungsrat von Sinklair in Homburg, der an meiner Lage in Frankfurt schon lange teilgenommen hatte, mir riet, zu ihm nach Homburg hinüberzuziehen, Kost und Logis um ein geringes bei ihm zu nehmen und mir durch ungestörte Beschäftigung endlich einen geltenden Posten in der gesellschaftlichen Welt zu bereiten. Ich wandte ihm vieles ein, unter anderem auch, daß ich auf diese Art in eine gewisse Dependenz von ihm geriete, die Freunden nicht anständig wäre. Um diesen Einwurf zu heben, besorgte er mir ein Logis und Kost außer seinem Hause, wo ich äußerst angenehm und ungestört und gesund wohne und für die Zimmer, Bedienung und Wäsche jährlich 70 fl.

zahle. Für das Mittagessen, welches wirklich im Verhältnis mit seinem Preise außerordentlich gut zubereitet ist, zahle ich täglich 16 kr. Abends bin ich lange gewöhnt, nur Tee zu trinken und etwas Obst zu mir zu nehmen; (da ich überflüssig viele Kleider, die freilich in Frankfurt alle notwendig waren, mit mir hierher brachte, so sehn Sie wohl, wie weit ich mit meinem Geldvorrat hinreichen kann.) Sinklairs Familie besteht aus vortrefflichen Menschen, die mich alle schon längst bei meinen Besuchen mit zuvorkommender Güte behandelten und, seit ich wirklich hier bin, mit so viel Teilnahme und Aufmunterung mich überhäuften, daß ich eher Ursache habe, mich um meiner Geschäfte und um meiner Freiheit willen zurückzuziehen, als zu fürchten, daß ich gar zu einsam leben möchte. Am Hofe hat mein Buch einigermaßen Glück gemacht, und man hat gewünscht, mich kennen zu lernen. Die Familie des Landgrafen besteht aus echtedeln Menschen, die sich durch ihre Gesinnungen und ihre Lebensart vor andern ihrer Klasse ganz auffallend auszeichnen. Ich bleibe übrigens entfernt, aus Vorsicht und um meiner Freiheit willen, mache meine Aufwartung und lasse es dabei bewenden. Sie trauen mir zu, daß ich dies alles nur insofern erzähle, als es Ihnen angenehm und mir vielleicht im Notfall nützlich ist. Wesentlich ist aber der geistreiche, verständige, herzliche Umgang meines Sinklair. Bei einem solchen Manne ist jede Stunde für den anderen Gewinn an Seele und Freude. Sie können sich denken, welchen Einfluß dies auf meine Beschäftigungen und auf meinen Charakter haben muß. Ich erspare es auf ein ander Mal, der Kürze wegen, Ihnen noch manches zu sagen, was Sie überzeugen wird, wie sehr dieser Ort und meine gegenwärtige Lage für meine reellsten Bedürfnisse gemacht ist. Nötig war es schlechterdings, mich irgendeinmal in einer unabhängigen Lage für mein künftiges Fach vorzubereiten, und urteilen Sie selbst, ob der Platz, den ich dazu gewählt, angemessener sein könnte. – Ich gestehe Ihnen, ich hätte sehr gewünscht bei allem dem, in meiner vorigen Lage noch länger zu bleiben, einmal, weil es mir unendlich schwer wurde, mich von meinen guten wohl-

geratenen Zöglingen zu trennen, und dann auch, weil ich wohl sah, daß jede Veränderung meiner Lage, auch die notwendige und günstige, Sie beunruhigen würde. Auch hätt ich sicher nicht die Mühe gescheut, die es mir kostete, meine eigenen Arbeiten neben meiner Erziehung zu betreiben, wiewohl ich sagen darf, daß eben das Interesse, das ich für diese Kinder fühlte, mir schlechterdings nicht erlaubte, meine Erziehung mir auf irgendeine Art bequem zu machen. Die Liebe, die sie zu mir hatten, und der glückliche Erfolg meiner Bemühungen erheiterte mich dann auch oft und machte mir das Leben leichter. Aber der unhöfliche Stolz, die geflissentliche tägliche Herabwürdigung aller Wissenschaft und aller Bildung, die Äußerungen, daß die Hofmeister auch Bedienten wären, daß sie nichts Besonderes für sich fordern könnten, weil man sie für das bezahlte, was sie täten, usw. und manches andre, was man mir, weils eben Ton in Frankfurt ist, so hinwarf – das kränkte mich, so sehr ich suchte, mich darüber wegzusetzen, doch immer mehr, und gab mir manchmal einen stillen Ärger, der für Leib und Seele niemals gut ist. Glauben Sie, ich war geduldig! Wenn Sie jemals mir ein Wort geglaubt, so glauben Sie mir dies! Sie werden es für übertrieben halten, wenn ich Ihnen sage, daß es heutzutage schlechterdings unmöglich ist, in solchen Verhältnissen lange auszudauern: aber, wenn Sie sehen könnten, auf welchen Grad besonders die reichen Kaufleute in Frankfurt durch die jetzigen Zeitumstände erbittert sind, und wie sie jeden, der von ihnen abhängt, diese Erbitterung entgelten lassen, so würden Sie erklärlich finden, was ich sage. – Ich mag nicht mehr und nicht bestimmter von der Sache sprechen, weil ich wirklich ungern mich entschließe, von den Leuten schlimm zu sprechen. – Diese beinahe täglichen Kränkungen waren es eigentlich, was meine Berufsarbeiten und andere Beschäftigungen unsäglich mir erschwerte und mich für beides wirklich unnütz gemacht hätte, wenn ich nicht in eben dem Grade Anstrengung aufgewandt hätte, in welchem ich litt. Das konnte jedoch nur eine Weile

dauern. Vorigen ganzen Sommer mußt ich beinahe müßig gehen, wenn ich fertig war mit meinen Kindern, weil ich meist zu kränklich oder doch zu müde war zu etwas andrem. – Ich schäme mich, in diesem Tone von mir zu sprechen, und nur Ihnen zulieb, nur, um Sie von der Notwendigkeit einer Veränderung zu überzeugen, kann ich mich dazu verstehn. – Ich mußte mich endlich entschließen, zu dem schweren Abschied von den guten Kindern, dem ich so lange und der Himmel weiß! mit wieviel Mühe und Sorge ausgewichen war. Auch um meiner Ehre willen fand ich es nicht schön, so leidend, wie mich meine Freunde sahn, noch länger vor ihnen zu erscheinen. Ich erklärte Herrn Gontard, daß es meine künftige Bestimmung erfordere, mich auf eine Zeit in eine unabhängige Lage zu versetzen, ich vermied alle weitern Erklärungen, und wir schieden höflich auseinander. Ich möchte Ihnen noch gerne von meinem guten Henry viel erzählen; aber ich muß fast alle Gedanken an ihn mir aus dem Sinne schlagen, wenn ich mich nicht zu sehr erweichen will. Er ist ein trefflicher Knabe, voll seltner Anlagen, und in so manchem ganz nach meinem Herzen. Er vergißt mich nie, so wie ich niemals ihn vergesse. Ich glaub auch einen festen guten Grund in ihm gelegt zu haben, auf den er weiter bauen kann. Es freut mich, daß ich nur drei Stunden von ihm entfernt bin; so kann [ich] doch von Zeit zu Zeit erfahren, wie es ihm geht. – Ich muß schnell abbrechen, um den Brief noch auf die Post zu bringen. Erfreuen Sie mich bald mit einem gütigen Briefe. Empfehlen Sie mich in Blaubeuren. Ich will auch nächstens dahin schreiben; tausend Grüße an den l. Karl; es soll auch diese Woche noch, wenns möglich ist, ein langer Brief an ihn abgehn. Wie befindet sich die Frau Großmama? Machen Sie ihr meine herzlichsten Empfehlungen. Ich bin, wie immerhin, mit kindlicher Ergebenheit

Homburg vor der Höhe, Ihr
d. 10. Okt. 1798. Fritz.

Hier unsern Hyperion, Liebe! Ein wenig Freude wird diese Frucht unserer seelenvollen Tage Dir doch geben. Verzeih mirs, daß Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehemals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, notwendig. Liebste! alles, was von ihr und uns, vom Leben unseres Lebens hie und da gesagt ist, nimm es wie einen Dank, der öfters um so wahrer ist, je ungeschickter er sich ausdrückt. Hätte ich mich zu Deinen Füßen nach und nach zum Künstler bilden können, in Ruhe und Freiheit, ja ich glaube, ich wär es schnell geworden, wonach in allem Leide mein Herz sich in Träumen und am hellen Tage und oft mit schweigender Verzweiflung sehnt.
Es ist wohl der Tränen alle wert, die wir seit Jahren geweint, daß wir die Freude nicht haben sollten, die wir uns geben können, aber es ist himmelschreiend, wenn wir denken müssen, daß wir beide mit unsern besten Kräften vielleicht vergehen müssen, weil wir uns fehlen. Und sieh! das macht mich eben so stille manchmal, weil ich mich hüten muß vor solchen Gedanken. Deine Krankheit, Dein Brief – es trat mir wieder, so sehr ich sonst verblinden möchte, so klar vor die Augen, daß Du immer, immer leidest, – und ich Knabe kann nur weinen darüber! – Was ist besser, sage mirs, daß wirs verschweigen, was in unserm Herzen ist, oder daß wir uns es sagen! – Immer hab ich die Memme gespielt, um Dich zu schonen, – habe immer getan, als könnt ich mich in alles schicken, als wär ich so recht zum Spielball der Menschen und der Umstände gemacht und hätte kein festes Herz in mir, das treu und frei in seinem Rechte für sein Bestes schlüge, teuerstes Leben! habe oft meine liebste Liebe, selbst die Gedanken an Dich mir manchmal versagt und verleugnet, nur um so sanft, wie möglich, um Deinetwillen dies Schicksal durchzuleben, – Du auch, Du hast immer gerungen, Friedliche! um Ruhe zu haben, hast mit Heldenkraft geduldet und verschwiegen, was nicht zu

ändern ist, hast Deines Herzens ewige Wahl in Dir verborgen und begraben, und darum dämmerts oft vor uns, und wir wissen nicht mehr, was wir sind und haben, kennen uns kaum noch selbst; dieser ewige Kampf und Widerspruch im Innern, der muß Dich freilich langsam töten, und wenn kein Gott ihn da besänftigen kann, so hab ich keine Wahl, als zu verkümmern über Dir und mir oder nichts mehr zu achten als Dich und einen Weg mit Dir zu suchen, der den Kampf uns endet.
Ich habe schon gedacht, als könnten wir auch von Verleugnung leben, als machte vielleicht auch dies uns stark, daß wir entschieden der Hoffnung das Lebewohl sagten.

Aus Hölderlins Gesammelten Briefen

*

Rudolf Alexander Schröder / Von Mond und Lerche

Da nun der Tag gewendet
unter die Erde flieht,
spür ich und schau, geblendet,
hinter verschloßnem Lid

Leuchten unendlich reine,
Schein eines Widerscheins,
Lächeln, als wärs das deine,
Blicken, als wär es meins.

Ein andres

Schau den Mond zu gleicher Zeit
droben mit der Sonne:
Er verging vor Seligkeit,
er verblich vor Wonne.

Von ungefähr

Den ich gespürt
von ungefähr,
Hauch, der mich rührt,
wohin, woher?

Hauchst du mir, Mund,
aus totem Land,
tust du mir kund,
was auferstand?

Sprichst mir von dem,
das längst verscholl,
das wieder käm,
das werden soll?

Seit ichs gespürt,
blüht all mein Sinn;
Hauch, der mich führt,
woher, wohin?

Traum im Traum

Mir ist, als ob mir ein Etwas fehle,
und wenn ichs denke, so weiß ichs nicht.
Als spräche der Traum zum Traum: „O Seele,
o Seele süße, süßes Gesicht!"

Denn es ist nicht, daß ichs nicht hätte,
nicht, daß mirs über Tag gebricht.
Ist nur im Traum eine leere Stätte,
ist nur ein Schatte: dort war Licht.

Nicht, daß michs ängstige, daß michs quäle:
Und doch, ich sinn und ersinn es nicht,
daß mir dein Gruß und dein Lächeln fehle,
süße Seele, süßes Gesicht!

Halb und Halb

Halb und halb, als wärs zum Spiele,
gibt mir ein Gespenst Geleite,
mir vor Augen, mir zur Seite,
da! – und dort, wohin ich ziele.

Unterbricht und bringt ins Wanken
Reime, die sich kaum gefunden,
tritt mir zwischen die Gedanken,
und gedenk ich, ists verschwunden.

Wie die Frucht, vom Baum umnachtet,
die mein Gaumen nicht genossen,
wie die Rose halberschlossen,
deren Duft ich kaum geachtet,

eben klarer, eben trüber,
hellen Auges, heller Wangen,
halb Gelüst und halb Verlangen,
Geist und Schatte, schwebt vorüber

Antlitz, das ich nicht beschreibe,
Traum, den ich im Traum begrüße
heimlich halb gewährter Süße,
halb genossener. – Bleib! Oh, bleibe!

Eine Lerche

Ists die Lerche schon, die ruft
aus verklärtem Raum?
Eine Lerch im Morgenduft?
Ich vernahm sie kaum.

Lag der Morgen dunkelfahl
vor dem grauen Tag;
doch mein Herz mit einem Mal
schlug geschwinderen Schlag,

schlug, als ob mich einer rief,
und vernahm doch kaum,
da die Welt noch lag und schlief,
eine Lerch im Traum.

*

Duff Cooper / Talleyrands Rat und Rede

Die Nationalversammlung

Die Tagung der Reichsstände wurde in den ersten Maitagen des Jahres 1789 zu Versailles eröffnet. Die erste Frage, die ihre Aufmerksamkeit beanspruchte, galt der Geschäftsordnung; aber von ihrer Regelung hing alles Künftige ab. Es waren drei Stände vertreten: die Geistlichkeit, der Adel und der Dritte Stand, dessen Vertreter sich eigentlich zuerst, nach dem englischen Vorbild, als „die Gemeinen" bezeichnen wollten. Nun erhob sich die Frage: Sollten die drei Stände in gemeinsamer Versammlung tagen und nach Stimmenmehrheit beschließen, oder sollten drei getrennte Sitzungen mit ebenso getrennter Abstimmung stattfinden? Der Dritte Stand war zahlenmäßig stärker als die beiden anderen Stände zusammen genommen. Von

der Lösung dieser Frage hing es also ab, ob dem Dritten Stand beherrschender und entscheidender Einfluß zufallen – oder ob er gegenüber den beiden anderen in machtloser Minderheit bleiben sollte. Erstaunlicherweise hatte die Regierung nicht vorausgesehen, daß diese Frage auftauchen mußte, hatte ihre lebenswichtige Bedeutung nicht erkannt, hatte keinerlei politische Vorbereitungen für ihre Lösung getroffen. Es blieb den Ständen überlassen, sie unter sich auszumachen. Die Regierung ließ weder Vorschlag noch Rat noch Anweisung vernehmen – bis es zu spät war. Der Dritte Stand trat vom ersten Tage für gemeinsame Sitzung ein und verweigerte vor der Bewilligung dieser Forderung jede weitere Arbeit. Der Adel stand, obwohl er eine kleine Minderheit von Liberalen in seinen Reihen hatte, beinahe ebenso geschlossen auf der Gegenseite. Der Klerus war unschlüssig. Bei ihm waren viele Vertreter der niederen Geistlichkeit, und ihr Los war ebenso hart, ihre Klagegründe waren ebenso zahlreich wie beim Dritten Stand. Hier war die schwache Stelle in der Front der beiden bevorrechtigten Stände; und sie wurde ihnen zum Verderben. Angehörige der niederen Geistlichkeit schlossen sich dem Dritten Stande an, und ihrem Beispiel folgten bald auch Geistliche aus den höheren kirchlichen Ämtern.

Als es offenbar wurde, daß der Sieg des Dritten Standes gesichert war, versuchte der König einzugreifen. Als die Abgeordneten eines Morgens zu ihrer gewohnten Tagungsstätte kamen, fanden sie die Türen verrammelt. Sie traten im nächstbesten passenden Gebäude, einem Ballhause, zusammen und leisteten einen Eid, nicht eher wieder auseinander zu gehen, als bis ihre Arbeit abgeschlossen sei. In diesem gefährlichen Augenblick ließ der König ihnen zum ersten Male mitteilen, daß die drei Stände getrennt tagen sollten. Aber seine Autorität, die in einem früheren Augenblick vielleicht gesiegt hätte, war jetzt machtlos geworden. Der Dritte Stand, der sich nun bereits als Nationalversammlung bezeichnete, hatte den Kampf in dem Augenblick gewonnen, da die Geistlichkeit zögerte. Dem Beispiel des Klerus folgte schließ-

lich der Adel. Der Befehl des Königs wurde nicht befolgt, und die Revolution war zur Tatsache geworden.
Talleyrand ergriff in dieser Auseinandersetzung nicht offen Partei. Aber er war für Reform und gegen Revolution, und er sah klar voraus, was kommen mußte, wenn der Dritte Stand zur Macht gelangte. Er würde ein Zweikammersystem nach dem englischen Vorbild vorgezogen haben; dabei wären dem Dritten Stand die Befugnisse des Unterhauses zugefallen, und daneben wäre eine zweite Körperschaft aus den einflußreicheren Mitgliedern des Adels und den Häuptern der Geistlichkeit geschaffen worden, mit einem maßgeblichen Einfluß auf die Gesetzgebung, wie ihn damals das Oberhaus hatte.
Talleyrand war nicht unter den ersten Geistlichen, die ihr Schicksal mit dem des Dritten Standes verbanden – nicht einmal unter den ersten Bischöfen. Er entschloß sich erst dazu, als der fernere Verlauf der Ereignisse sich deutlich abzeichnete und weiterer Widerstand nutzlos gewesen wäre. Sein Freund und Verbündeter in dieser Zeit war wieder einmal Mirabeau, der damals bereits die Nationalversammlung beherrschte und der seine Begeisterung für die konstitutionelle Monarchie als Regierungsform teilte. Die beiden hätten gern eine Regierung nach diesem Grundsatz gebildet. Als Mirabeau sich einmal in einer langen Aufzählung der Eigenschaften erging, die ein Minister unter diesen besonderen Voraussetzungen haben müßte und dabei fast alle seine eigenen Wesenszüge aufgezählt hatte, fiel ihm Talleyrand ins Wort: „Nun solltest du eigentlich noch hinzufügen, daß ein solcher Mann ohne heftige Pockennarben nicht zu denken ist.“
Aber die Lenkung der Ereignisse entglitt rasch den Händen der gemäßigten Führer. Sogar Mirabeau vermochte ihren Lauf nicht mehr aufzuhalten. Inwieweit er oder Talleyrand jetzt oder später den Hof insgeheim berieten oder von ihm bezahlt wurden, ist heute kaum noch festzustellen; sicher dagegen ist, daß beide dem Könige ihren Rat anboten und daß er ihn ausschlug.
Talleyrands wichtigster Verbindungsweg zu Ludwig dem Sech-

zehnten führte über des Königs jüngeren Bruder, den Grafen von Artois, der auf den König und auf Marie Antoinette einigen Einfluß hatte. Die letzte Unterredung zwischen Talleyrand und Artois fand im Juli statt. Das war nach der Erstürmung der Bastille. Talleyrand besuchte ihn mitten in der Nacht und beschwor ihn, dem König dringlichst klarzumachen, daß die letzte Hoffnung für das Königtum jetzt in der Auflösung der Reichsstände durch königlichen Befehl und, wenn nötig, durch die Anwendung von Gewalt liege.

Talleyrands Beweisführung machte auf den jungen Prinzen einen so tiefen Eindruck, daß er wieder aufstand (er war bereits zu Bett gegangen), sich ankleidete, eine Audienz beim König durchsetzte und leidenschaftlich bemüht war, ihn zu überzeugen. Aber Ludwig wollte nichts von irgendwelchen Plänen hören, die zum Blutvergießen führen konnten. Am nächsten Morgen verließ der Graf von Artois Frankreich und gab damit das erste Zeichen zur Auswanderung des Adels. Das Schicksal wollte, daß er Talleyrand erst fünfundzwanzig Jahre später wiedersah, als er gleich nach dem Einmarsch der siegreichen verbündeten Streitkräfte erschien, um im Namen seines Bruders (Ludwigs des Achtzehnten) das wiedererrichtete Königtum in Besitz zu nehmen. Talleyrand sandte ihm an diesem Tage einen Boten, um ihn an jene mitternächtliche Unterredung zu erinnern. Der Graf von Artois entsann sich ihrer sehr wohl, und es war die erste Amtshandlung der wieder auf den Thron gelangten Dynastie, daß sie sich den Rat des Mannes sicherte, gegen den sie einst mit so verhängnisvollen Folgen taub gewesen war. Wenn die Bourbonen auch im Vierteljahrhundert ihrer Verbannung sonst nichts gelernt hatten – das eine hatten sie immerhin begriffen: daß man den Rat Talleyrands nicht mißachten durfte.

Der Wiener Kongreß

Der Kongreß, der sich im Herbst des Jahres 1814 in Wien versammelte, zog die glanzvollsten Namen und Persönlichkeiten

Europas in die österreichische Hauptstadt. Die führenden Staatsmänner eines jeden Landes erschienen, und in den meisten Fällen wurden sie von den regierenden Fürsten begleitet. Der kaiserliche Palast hat damals, so wird berichtet, gleichzeitig zwei Kaiser und zwei Kaiserinnen, vier Könige, eine Königin, zwei Thronerben, zwei Großfürstinnen und drei Prinzen beherbergt. Die Fürstlichkeiten geringeren Grades waren noch zahlreicher. Die Höflinge kamen im Gefolge ihrer Staatsoberhäupter. Die Blüte des europäischen Adels, alles, was durch Reichtum, durch Vornehmheit, durch Schönheit berühmt war, alles, was im politischen oder gesellschaftlichen Leben irgendeine Rolle spielte, strömte in Wien zusammen. Diese Herrschaften waren in ihrer Mehrzahl nicht fürs Arbeiten. Sie hatten niemals gearbeitet und hatten auch nicht die mindeste Absicht, es jemals zu tun. Die aus dem achtzehnten Jahrhundert überlieferte Vergnügungssucht war noch nicht aus der Welt verschwunden. Es war eine seltsam dazu passende Fügung, daß der achtzigjährige Fürst von Ligne, die lebendige Verkörperung des achtzehnten Jahrhunderts, nach Wien kam und sich da beweiskräftig umtat; daß er über den Kongreß das allbekannte Witzwort prägte: „Le Congrès ne marche pas, mais il danse"; daß er selbst dort getanzt und geliebt und bis zum letzten seiner Erdentage manches mitternächtliche Stelldichein bestanden hat; und daß er schließlich inmitten all dieses leichtfertigen Trubels starb, noch bevor der Kongreß auseinanderging. Als sein Ende nahe war, bemerkte er mit einem Lächeln, er freue sich, daß er dem Kongreß noch ein ganz neues Schauspiel bieten könne, nämlich die Bestattung eines Feldmarschalls und Ritters vom Goldenen Vlies.

Es war eine endlose Folge von Bällen und Banketten, Jagden aller Art und musikalischen Veranstaltungen. In den Theateraufführungen spielten bald die berühmtesten Berufsschauspieler Europas, bald Liebhaberdarsteller adeligen Geblüts. Es gab ein mittelalterliches Turnier, bei dem die Paladine des neunzehnten Jahrhunderts die Kampfessitten ihrer Ahnherren nachäfften und

in Rüstungen um die Gunst ihrer Damen buhlten, wobei sie sich so sachgerecht benahmen, daß einer der Prinzen bewußtlos aus der Arena getragen werden mußte. An Maskenbällen fehlte es nicht, und ihr ganz besonderer Zauber bestand darin, daß jeder geheimnisvolle Fremde der Beherrscher eines großen Königreiches sein und jeder Domino eine Königin bergen konnte.

Unter den vielen Gästen, die damals aus keinem anderen Grunde nach Wien kamen, als weil es nun einmal zur Mode gehörte, war der Graf von la Garde-Chambonas; wir verdanken ihm ein Buch, das sich ausschließlich mit dem gesellschaftlichen Teil des Kongresses befaßt. Er ging überallhin und sprach mit jedem, der wichtig war; so schildert er uns auch seinen ersten Besuch in der französischen Gesandtschaft: „Es ist ein denkwürdiges Ereignis im Leben eines jeden Menschen, wenn er einem Darsteller, der auf der Weltbühne eine Hauptrolle gespielt hat, persönlich gegenübertreten darf. – Ich kam schon frühzeitig in die Gesandtschaft und traf nur Herrn von Talleyrand, den Herzog von Dalberg und die Gräfin von Périgord an. Der Fürst begrüßte mich mit dem erlesenen Anstand, der ihm zur zweiten Natur geworden ist; er ergriff meine Hand mit jener gütigen Gebärde, die an ein versunkenes Zeitalter erinnert, und sagte: ‚Ich mußte also nach Wien kommen, Monsieur, damit ich das Vergnügen habe, Sie in meinem Hause zu begrüßen.‘

Ich hatte ihn seit dem Jahre 1806 nicht mehr gesehen, aber ich war wieder einmal tief angerührt von der großartigen Geistigkeit seines Ausdrucks, von der unzerstörbaren Gelassenheit seiner Züge, von der ganzen Haltung dieses außerordentlichen Mannes, in dem ich – gleich allen damals in Wien versammelten Besuchern des Kongresses – den größten Diplomaten der Zeit erblickte. Unverändert war der ernste und tiefe Klang seiner Stimme, unverändert waren die ungezwungenen und natürlichen Umgangsformen, unverändert auch seine tief verwurzelte Vertrautheit mit den Sitten der besten Gesellschaft; alles dies wirkte damals schon wie eine vom Schicksal aufbewahrte Spiegelung einer Welt,



Talleyrand
Zeichnung von Daniel Maclise
(Alfred Croquis) 1833

die nicht mehr bestand und die er als einer ihrer letzten Vertreter verkörperte. Er beherrschte, so schien es mir, die ganze erlauchte Versammlung durch den Zauber seines Geistes und die unwiderstehliche Kraft seines Genies."

An einem anderen Tage war der Graf bei der Morgentoilette des Fürsten zugegen. Es war Talleyrands einundsechzigster Geburtstag, und mehrere seiner Bewunderer erlebten in seinem Schlafzimmer den Augenblick, da sein Kopf zwischen den schweren Vorhängen des Bettes erschien. „Der Fürst, in einen weitfaltigen und gekräuselten Morgenmantel aus Seidenmull gehüllt, widmete sich nun zunächst der Pflege seines üppigen Haares; er überließ es zwei Haarkünstlern, die nach ausgiebigem Arm- und Kammgeschwinge endlich die uns allen bekannte Lockenfülle herrichteten. Dann kam der Barbier daran, der den Schluß seiner Tätigkeit in eine Puderwolke hüllte. Nachdem sie ihre Arbeit am Kopf und an den Händen beendet hatten, wandten sie sich der Pflege der Füße zu – ein etwas weniger erquicklicher Vorgang, da das Barègewasser, das der Fürst zur Kräftigung seines lahmen Beines brauchte, einen keineswegs angenehmen Geruch ausströmte. Nachdem alle Waschungen mit Wasser und Duftmitteln beendet waren, war die Reihe an seinem obersten Kammerdiener, der sich bisher auf die Überwachung des Ganzen beschränkt hatte und der nun des Fürsten Halsbinde zu einem höchst zierlichen Knoten knüpfte. Ich muß aber sagen, daß der Fürst bei dieser ganzen Verwandlung zur Tagesgestalt die gelassene Zwanglosigkeit des Grandseigneurs und eine Unbekümmertheit wahrte, die immer in den Grenzen der guten Haltung blieb; so daß wir immer nur den Mann sahen und uns über seine Verwandlung nicht den Kopf zu zerbrechen brauchten.

Bei Tisch gab sich Herr von Talleyrand mit gewohnter Liebenswürdigkeit und heiterer Umgänglichkeit – ja, er war sogar noch liebenswürdiger, als er es in seinen Empfangsräumen zu sein pflegte. Verschwunden war seine sonstige Schweigsamkeit, von der einmal jemand gesagt hat, er habe aus ihr eine Kunst der

Beredsamkeit gemacht – gerade wie er aus seiner Erfahrung eine Art von Ahnungsvermögen gemacht hat. Daß sein Gespräch hier weniger tiefgründig war, vergrößerte vielleicht noch seinen Reiz. Seine Rede kam geradenwegs aus dem Herzen und floß ohne Hemmung dahin."

Wenn auch die Hauptsorge des Kongresses in der Jagd auf das Vergnügen zu bestehen schien, so wurde doch auch wirkliche Arbeit geleistet, und in sechs Monaten wurde eine große Leistung vollbracht. Talleyrand war am 23. September angekommen und hatte alsbald entdeckt, daß die Großmächte – Rußland, Österreich und England – bereits verhandelt hatten, obwohl die feierliche Eröffnung des Kongresses erst am 1. Oktober stattfinden sollte. Die Ausschließung Frankreichs von diesen Verhandlungen war gerade das, was Talleyrand vorausgesehen hatte und zu verhindern entschlossen war. Unverweilt machte er sich daran, die Unzufriedenheit der kleinen Nationen zu schüren und ihnen seinen Beistand zuzusagen. Ein Frankreich, das allein stand, durften die Großmächte vielleicht ungestraft übersehen, aber ein Frankreich, das der Führer des ganzen übrigen Europas war, wurde mit einem Schlage ein gefährlicher Gegner.

Talleyrand vermied es sorgsam, sich zu beschweren oder gar höflichst um Einlaß zu bitten; aber er wußte es einzurichten, daß die Mächte über den von ihm beabsichtigten Kurs unterrichtet wurden: mit dem Ergebnis, daß er am 30. September von Metternich zu einer privaten Besprechung am Nachmittag eingeladen wurde. Eine ähnliche Einladung erhielt der spanische Bevollmächtigte, mit dem Talleyrand zusammengearbeitet hatte.

Talleyrand kam pünktlich, aber die anderen waren schon da. Castlereagh saß am oberen Ende des Tisches und schien den Vorsitz zu führen. Zwischen ihm und Metternich war ein leerer Stuhl, auf den Talleyrand sich setzte. Er fragte sogleich, weshalb er allein und nicht gemeinsam mit den anderen französischen Bevollmächtigten geladen sei. Antwort: Weil man es für richtig gehalten

hatte, daß die einleitenden Besprechungen nur von den Häuptern der Abordnungen geführt würden. Frage: Weshalb war dann der Spanier Labrador anwesend, der doch nicht der Führer der spanischen Abordnung war? Antwort: Weil der Führer der spanischen Abordnung noch nicht in Wien eingetroffen war. Frage: Weshalb denn aber war Preußen außer durch Hardenberg auch durch Humboldt vertreten? Antwort: Wegen der körperlichen Behinderung des Fürsten Hardenberg. (Er war so gut wie völlig taub.) „Nun, wenn es auf die körperlichen Behinderungen ankommt, so können wir ja alle damit aufwarten und Kapital daraus schlagen." Worauf man ihm versicherte, man werde in Zukunft nichts dagegen einwenden, daß jede Abordnung sich durch zwei Mitglieder vertreten ließ. Talleyrand hatte den ersten Stich gemacht; und wenn es auch ein kleiner Gewinn war, so sind doch in der Diplomatenkunst wie in der Feldherrnkunst die Kleinigkeiten bedeutsam, und jeder gewonnene Stützpunkt ist ein Schritt auf dem Wege zur ersehnten überlegenen Stellung.

Castlereagh verlas dann einen Brief des portugiesischen Bevollmächtigten, der zu wissen wünschte, weshalb man ihn von einer Besprechung, zu der die Vertreter Frankreichs und Spaniens zugelassen wurden, ausgeschlossen hatte. Das war eine sehr begründete Frage; Talleyrand und Labrador pflichteten ihm bei; ein Beschluß darüber wurde bis zur nächsten Sitzung vertagt.

„Es ist der Zweck der heutigen Besprechung," sagte Castlereagh, „Sie mit der Arbeit bekannt zu machen, die von den vier Mächten hier bereits geleistet worden ist." Er wandte sich zu Metternich und bat ihn um das Protokoll. Es wurde Talleyrand übergeben, der nur einen einzigen Blick darauf warf und gleich mit dem ersten Griff das Wort „Verbündete" packte.

Dieser Ausdruck, sagte er, zwinge ihn denn doch zu der Frage, wo man sich eigentlich befinde? Ob man immer noch in Chaumont sei? oder in Laon? Soviel er wisse, sei doch inzwischen Frieden geschlossen? Wenn man aber noch Krieg führe – gegen wen richte er sich? Gegen Napoleon nicht, denn er sei auf Elba; gegen den

König von Frankreich ganz gewiß auch nicht, denn er sei der Bürge für einen dauernden Frieden. „Lassen Sie uns doch offen reden, meine Herren: Wenn es hier immer noch ‚verbündete Mächte‘ gibt, so bin ich fehl am Ort.“

Die anderen Minister wußten darauf nicht viel zu antworten. Sie hätten, sagten sie, das beanstandete Wort nicht gebraucht, um damit irgendeine böse Absicht auszudrücken; es sei nur der Bequemlichkeit und der Kürze halber angewendet worden. „Kürze“, erwiderte Talleyrand, „sollte niemals auf Kosten der Richtigkeit erstrebt werden.“ Und er versenkte sich abermals in die Betrachtung des Protokolls. Gleich darauf legte er es aus der Hand und sagte: „Das verstehe ich nicht!“ – nahm es wieder auf und tat, als bemühe er sich angestrengt, seinen Sinn zu erfassen. „Ich verstehe immer noch nicht!“ rief er schließlich. „Für mich gibt es zwei festgelegte Tage, und dazwischen ist gar nichts: Der eine ist der 30. Mai, an dem beschlossen wurde, diesen Kongreß zu veranstalten; der andere ist der 1. Oktober, an dem der Kongreß eröffnet werden soll. Alles, was in der Zwischenzeit stattgefunden hat, ist, soweit ich damit zu tun habe, nicht vorhanden.“

Abermals mußten die anderen Minister sich geschlagen bekennen. Sie legten, sagten sie, dem Schriftstück wenig Bedeutung bei und waren bereit, es zurückzuziehen. Tatsächlich wurde es zurückgezogen, und es war niemals wieder die Rede davon.

Sodann aber kam ein bedeutsameres Schriftstück zum Vorschein; es enthielt den von den Mächten gefaßten Beschluß über das von ihnen gewünschte Verhandlungsverfahren. Die Mächte schlugen vor, daß alle Gegenstände, mit denen sich der Kongreß zu befassen hatte, in zwei Gruppen eingeteilt würden; jede dieser Gruppen sollte dann einem oder zwei Ausschüssen überantwortet werden, und erst wenn diese Ausschüsse ihre Arbeit beendet hatten, sollte der eigentliche Kongreß beginnen. Der wahre Zweck dieses Vorschlages war, daß die Großmächte sich die Regelung aller bedeutsameren Fragen vorbehalten wollten. Talleyrand erkannte sogleich die Gefahr. Solange die früheren Verbündeten einträchtig

zusammenarbeiteten, mußten er und sein spanischer Amtsgenosse immer in einer Minderheit von Zwei zu Vier bleiben und bei jeder Gelegenheit überstimmt werden. Deshalb sagte er, das sei ein völlig neuer Vorschlag, und er müsse Bedenkzeit haben. Wenn man alles schon vor Eröffnung des Kongresses regeln wolle, so heiße das nach seiner Meinung ans Ende setzen, was an den Anfang gehöre. Castlereagh gab Talleyrand recht oder vielmehr nicht ganz unrecht, und es setzte eine allgemeine Erörterung ein, ohne daß man zu einer Entscheidung kam.

Irgend jemand erwähnte den König von Neapel und meinte Murat. „Von welchem König von Neapel sprechen Sie?" fragte Talleyrand kühl und fügte hinzu: „Der fragliche Herr ist uns nicht bekannt." Die Unverfrorenheit dieser Behauptung aus dem Munde eines Mannes, der jahrelang in den Diensten Napoleons gestanden hatte, muß selbst die abgebrühten Diplomaten dieser Tafelrunde verblüfft haben. Und doch war der ganze Vorgang dermaßen gesättigt mit Ironie der Weltgeschichte, daß außer dem englischen Vertreter keiner von den Herren es sich hätte leisten können, Talleyrand an die Vergangenheit zu erinnern. Der Preuße mußte daran denken, daß sein König sich einmal sehr artig bei Napoleon bedankt hatte, weil ihm immerhin ein Bruchteil seines Königreichs gelassen worden war; der Russe hatte es miterlebt, daß sein Landesvater in Tilsit Napoleon mit inbrünstigen Lobpreisungen geradezu überschüttete; der Österreicher war stolz darauf gewesen, daß er die Tochter seines Kaisers an Napoleons Ehebett geleiten durfte. Wie hätte es ihnen da zu Gesicht gestanden, den guten Glauben des Mannes anzuzweifeln, der Seine Allerchristlichste Majestät vertrat – den einzigen Herrscher also, der kein Eroberer gewesen war? Als bei einer anderen Gelegenheit Zar Alexander mit Beziehung auf den König von Sachsen bitter von den „Verrätern an der Sache Europas" sprach, antwortete Talleyrand ihm mit Recht: „Das, Sire, ist nur eine Frage des Datums."

Aus dem Werk: Talleyrand

*

Es ist eine Tatsache, die den Tugendfreund immer verwirren wird und die doch nicht abzustreiten ist, daß Christus lieber mit den Sündern als mit den Pharisäern, den gebildeten, moralischen Menschen der israelitischen Gesellschaft umging. Er nahm die Einladung des Zöllners an und litt Frauen um sich, die keinen guten Ruf hatten und außer der Gesellschaft standen; wir dürfen uns vorstellen, daß Christus zwischen diesen Wilden, Scheelangesehenen, Ausgestoßenen, die sich im selben Maße leidenschaftlich an ihn drängten, wie die herrschenden Klassen mißtrauisch gegen ihn wurden, sich unbefangen wohl fühlte als ein Verschwender unter Verschmachtenden. Mit der Moral ist es niemals zu vereinigen, daß im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Der Vorwurf des tadellosen Sohnes, daß der Vater ihm nie ein Kalb schlachtete, wie er dem verlorenen tut, wäre berechtigt, wenn sich einem nicht der Zweifel aufdrängte: wäre er neidisch, wenn er wirklich so gut wäre, wie es den Anschein hat und wie er selbst glaubt? Die schneidende Ironie in den Worten des Erlösers, er sei zu den Kranken gesandt, die Gerechten bedürften des Arztes nicht, ist nicht zu verkennen. Denn wer hätte mehr des Arztes bedurft als gerade die Pharisäer? Die Sache ist die, daß diejenigen, die gerecht zu sein glauben, am weitesten davon entfernt sind. Wer sich auf das Gesetz beruft, dem ist es zur Hemmung geworden; erst wer es übertreten hat, steht auf dem Kreuzungspunkte, wo der Weg zu Gott hin und die Wege von Gott fort sich scheiden. Dabei ist vorausgesetzt, daß er nicht, wie es jetzt wohl geschieht, absichtlich übertrat, um vor den Gerechten die billige Glorie des natürlich ungestraften, womöglich bewunderten Sünders vorauszuhaben.

Es wird zuweilen bezweifelt, ob der Gott des Christentums Gott-Natur sei; gerade das beweist aber das Verhältnis des Erlösers zu den Sündern. Die Natur sündigt dadurch, daß sie individuell ist; zugleich aber offenbart sich Gott in ihr. Nirgends bemerken wir bei

Christus eine Abneigung gegen die Sünder oder Mangel an Verständnis für sie, solange es ihre Natur war, die sich offen äußerte. Er bezeugt ihnen immer herzliche Milde, verkehrt zutraulich mit ihnen; wäre ihre Sünde blutrot, Gott kann sie reinwaschen. Diesen Zusammenhang mit der Natur verkennen und verlieren die Asketen der katholischen wie die der protestantischen Kirche. Wegen des Zusammenhangs mit der Natur wurde Luther von katholischer wie von protestantischer Seite gelästert. Wenn man den Kirchen die Aufrichtung eines von der Natur losgelösten Geistes als herrschendes Prinzip zum Vorwurf machen kann, so niemals Christus. Wenn Goethe sagt, von Gott-Natur dürfe man bei Christen nicht sprechen, so trifft das weder Christus noch die Propheten des Alten Testaments. Es ist nämlich unmöglich, daß das Genie in diesen Fehler verfallen könnte, diejenigen Menschen, in denen Gott sich offenbart; denn sie wurzeln in der Natur.

Nicht um der Sünde willen, das ist selbstverständlich, zog Christus die Sünder vor, sondern um der Ehrlichkeit willen, mit welcher sie ihren sündigen Trieb äußerten und sich nachher als Sünder erkannten und bekannten. Er liebte nicht die verstockten, sondern die reuigen Sünder; hassen tat er aber nur diejenigen, die ihre Sünde versteckten. Sündig ist jeder Mensch, der ein eigener Mittelpunkt neben Gott ist, jedes bewußte Individuum, das gesund ist und deshalb wachsen, sich ausbreiten, herrschen möchte, dieser Machttrieb kann überwunden, aber er soll nicht verdrängt werden. Ins Innere zurückschlagend, wird er zu Gift, frißt um sich und höhlt das Innere aus, so daß die Seele jenen übertünchten Gräbern gleicht, von denen Christus spricht. Das Mittelalter gebrauchte, um dasselbe zu bezeichnen, das Bild von der äußerlich schön geputzten Frau Welt, die inwendig voll Gewürm und Unflat ist. Das Ziel der Welt ist, die Frucht der Sünde zu genießen, sich aber der Strafe zu entziehen, oder aber nicht zu sündigen, ja den Gesetzen gemäß zu leben, um nicht gestraft werden zu können, vielmehr geachtet und bewundert zu werden. Man kann Habsucht,

Neid, Eifersucht unter der Decke, auf Schleichwegen äußern, so daß man mit der Konvention der Gesellschaft in Übereinstimmung bleibt; man kann sich bereichern auf Kosten anderer, Schwächere unglücklich machen, ohne gesetzliche Strafen auf sich zu ziehen; man kann auch innerlich von Neid, Haß und Habgier verzehrt werden, ohne daß etwas anderes als vielleicht Bitterkeit und üble Laune und Wunderlichkeit ans Licht kommt. Das letztere ist das noch Schlimmere; der heimliche Sünder kann doch vielleicht einmal ein offenbarer werden; der Werkheilige, der Pharisäer, ist unheilbar vergiftet. Es kommt ein Augenblick, wo er nicht mehr weiß, daß er heuchelt, weil er an das Verbergen der Gefühle gewöhnt ist; er hat keine mehr, und wenn er auch wollte, könnte er sie nicht mehr äußern, außer in einer krampfhaften und verzerrten Art, die er selbst nicht versteht. Sowie aber jemand sich überhaupt nicht mehr äußern kann, ist er geistig tot; denn unser geistiges Leben ist Sichäußern, ist Bewegung von innen nach außen.

Wenn die Menschen sich nicht äußern können, entsteht jene Art Kunst oder Unkunst, die sich Expressionismus nennt, weil die Betreffenden sich eines krampfartigen Willens und zugleich Unvermögens zur Äußerung bewußt sind. Keine Art der vernünftigen Äußerung genügt ihnen; sie verfallen auf ein kindisches, halb blödsinniges Stammeln, und es würde nicht in Erstaunen setzen, wenn sie schließlich nur tierische Laute ausstießen; denn es kommt ihnen tatsächlich nur auf die Äußerung an sich an.

Der Gottesherrschaft oder göttlichen Ordnung steht als Welt oder menschliche Ordnung jede Einrichtung gegenüber, die auf erzwungenem Gehorsam oder denn auf Ausschaltung des persönlichen Willens überhaupt beruht. Eine Republik ist nicht weniger weltlich als eine Monarchie und eine beschränkte Monarchie nicht weniger als eine absolute, ja eher mehr; denn die Beschränkungen des festen Mittelpunktes beweisen zwar das Mißtrauen, das man gegen ihn hegt, aber nicht, daß man Vertrauen zu dem wahren, göttlichen Mittelpunkt haben würde, wenn man seiner bedürfe

und wenn er erschiene. Im Gegenteil erhält sich die Glaubens- und Gehorsamsfähigkeit eines Volkes je besser, desto mehr Raum die Verfassung einem persönlichen Willen läßt; je klüger hingegen eine Verfassung den Willen auf verschiedene Punkte verteilt, desto mehr unterdrückt sie den Glauben an den Berufenen, den sie doch niemals ersetzen kann. Im Altertum und Mittelalter gab es keine Republiken im heutigen Sinne; vielmehr waren gerade die Republiken groß durch die Führerschaft großer Männer, denen das Volk sich freiwillig unterordnete. Noch jetzt finden sich in der Schweiz Spuren von Neigung im Volke, Vertrauensmännern die Führung der allgemeinen Angelegenheiten zu überlassen: In diesem abgesonderten Winkel hat sich ein Überbleibsel des alten Römischen Reichs Deutscher Nation erhalten, der einzigen Gottesherrschaft im großen Stile in der nachchristlichen Welt.

Die mittelalterlichen Kaiser waren geniale Männer, die die Not der Zeit und das Volk beriefen. Wenn die Untauglichkeit ihrer dekadenten Nachkommen sich erwiesen hatte, erhob sich ein neues, blühendes Geschlecht. Ein wunderbarer Bau von kleinen Kreisen, die durch selbstgewählte Führer vertreten waren, die wieder höheren Führern dienten, mit dem Gipfel des Kaisers, dessen Kraft im freien Volke wurzelte, war dies Römische Reich; nur möglich durch ebendies freie Volk, die freie Bauernschaft, die dem Kaiser die Kraft gibt, durch die er seinen Willen ausführt. Er durfte sich frei Mehrer des Reichs nennen; denn er wollte nichts für sich, er ließ nur wachsen. Unendlich assimilationsfähig vermählte sich das Reich mit den verschiedensten Völkern, eins gab und nahm vom anderen und entfaltete sich reicher im glücklichen Austausch. Es konnte Stämme und Stände geben, denn die Verschiedenen fanden im Kaiser, der die Quelle des Rechts und der Freiheit war, die Einheit wieder. Anders als in einem persönlichen Willen, der alle vertritt, können verschiedene Individuen nicht eins werden. Was allzu eigenwillig das Haupt erhob und nicht mehr unter dem Kaiser sein wollte, verlor, was es nur zu Lehen hatte, und endlich

auch die Freiheit, die auf dem freiwilligen Gehorsam beruht. Von Anfang an wurde das Römische Reich Deutscher Nation bekämpft durch die Kirche, die die Tradition des alten Römischen Reiches, der eigentlichen Welt, aufgenommen hatte; sie unterstützte den Individualismus des Adels, der sich gegen den Kaiser auflehnte. Schließlich wird aber auch die kaiserliche Gottesherrschaft weltliches Fürstentum: die Habsburger schufen sich eine erbliche Hausmacht. Seitdem gab es keinen Kaiser im eigentlichen Sinne mehr und auch keinen freien starken Bauernstand. Das Römische Reich ging zugrunde, weil der Adel die freien Bauern legte, der Kaiser, der nicht mehr Kaiser war, sie den Fürsten auslieferte und diese wiederum sie dem Adel preisgaben. Der Eine war nicht mehr da, der die Idee der Volkseinheit in seiner Person vertrat.
Satan hatte Gott überwunden in dem ewigen Götterkampfe. Der Herrschaft der Stärkeren konnte nun nur noch durch Zwang entgegengearbeitet werden, dem wiederum durch Zwang entgegengewirkt wurde, so daß reines Recht auf keiner Seite mehr war. Revolutionen mußten von Zeit zu Zeit einen verhältnismäßigen Rechtszustand schaffen, der aber auch nur auf Zwang gegründet war.
Die Gottesherrschaft geht aus von gegenseitiger Treue und persönlicher Verantwortung des jeweils Höheren, es herrschen innerliche Beziehungen, die fließend, stets bewegt und wandelbar sind; die äußerlichen Beziehungen der Menschensatzung sind starr; sie beruhen auf dem Gesetz und suchen die Verantwortung zu teilen oder ganz auszuschalten.

Einst wird die Gottesherrschaft wiederkehren; es wird keine Könige, keine amtliche noch erbliche Obrigkeit irgendwelcher Art mehr geben, weil das Volk freiwillig den Propheten, den berufenen Herren, den Großen und Guten gehorchen wird. Die Menschen bedürfen dann keines Mittlers mehr zu Gott, weil sie unmittelbar unter Gott, also unbewußt sind. Die vollkommene Erkenntnis mündet wieder in dem Unbewußten ein: wie Wille und Vorstel-

lung eins waren, so werden sie auch wieder eins werden. Nicht als ob die Menschen dann alle überein sein würden oder zu herdenhaft lammsmütig, um ein Unrecht zu begehen: aber weil sie an den einen Gott glauben, der aller Vater ist, werden sie ein Gewissen haben und die Strafe annehmen, die den gestörten Frieden wieder ausgleicht. Die Persönlichkeit wird nicht so weit abweichen, daß sie ihres Ursprungs und ihrer Zusammengehörigkeit mit den anderen vergäße. Der einzelne wird fühlen, daß er nur als Teil eines Ganzen ein Ding für sich sein kann; er wird es fühlen, weil er das Ganze in sich fühlt. Denn gesagt wird das ja jetzt auch, und es ist eine Binsenwahrheit, die in jeder Zeitungsspalte zehnmal steht; aber das Erkennen nützt nicht, das tun die Teufel auch und zittern. Wenn man tatsächlich durch Individualisation so vom Ganzen abgewichen ist, daß man sein Siegel nicht mehr trägt, daß durch den allzu dünnen und lang ausgezogenen Wurzelfaden kein Saft mehr steigt, so hilft die Erkenntnis nicht und nicht einmal die Sehnsucht nach dem Ganzen. Wo diese sehr stark ausgeprägt ist, ist schon starke Abweichung da; wo nur geringe ist, so daß man noch im Ganzen geborgen ruht, wo das Paradies nicht verloren ist, kann auch kein Verlangen, es wiederzugewinnen, sein.
Daß die Gottesherrschaft wiederkommen wird, ist uns gesagt; nicht aber, auf welche Weise. Wir haben in der Geschichte erlebt und können uns deshalb vorstellen, daß sie durch ein junges Volk kam, wie das im Beginn unserer Zeitrechnung durch die Germanen geschah. Gibt es aber jetzt noch ein junges Volk? Sind nicht alle Völker, die jetzt auf einer tieferen Kulturstufe stehen als die europäischen Nationen, schon entartete? Abkömmlinge von einst blühenden Völkern, die, nachdem ihre Entwicklung vorüber war, in ein ungeschichtliches, unproduktives Dämmern zurückfielen?

Aus: Quellen des Lebens
(Insel-Bücherei)



Die Geschichte von dem Gewande, um das gestritten wurde

Da waren einmal drei Frauen von Kaufherren in einem Badehause und badeten; während sie in dem Badehause waren, sahen sie ein goldgesticktes Gewand bei der Badefrau hängen. Da sprach eine von ihnen zu ihr: „Willst du dies Gewand verkaufen?“ Darauf kam die zweite und sagte: „Willst du dies Gewand verkaufen?“ Schließlich kam auch noch die dritte und fragte: „Willst du dies Gewand verkaufen?“ Die Badefrau nun war in Verlegenheit, wem sie das Gewand verkaufen sollte, und sie sprach zu ihnen: „Schaut, eine jede soll ihrem Manne einen Streich spielen, und die, deren Streich der beste von allen ist, soll das Gewand erhalten.“ Die Frauen waren damit einverstanden und begaben sich nach Hause. Die erste sprach zu ihrem Manne: „Ehrenwerter Mann, bring uns eine Last Wassermelonen!“ „Gern“, sagte er; und am nächsten Tage ging er auf den Markt und schaffte eine Last Wassermelonen herbei. Am Abend setzten sie sich, um zu speisen; und da sprach er zu ihr: „Edle Frau, hole uns eine Wassermelone!“ „Gern“, gab sie ihm zur Antwort. Nun hatte sie aber – o Zuhörer, den Gottes Schutz behüten möge! – in die Mitte einer jeden Melone einen Fisch getan; und als sie die Melone geholt hatte und zerschnitt, fiel ein Fisch aus ihr heraus. Da rief sie: „Was ist das, du ehrenwerter Mann, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie Wassermelonen gesehen, in denen Fische sind; dies ist das erste Mal.“ Er sagte darauf: „Hol die anderen, damit wir nachsehen!“ Nun holte sie noch eine Melone; sie zerteilten sie und fanden auch darin einen Fisch. So holten sie eine Melone nach der andern, zerteilten sie alle und fanden in jeder einen Fisch. Darüber war der Mann sehr erfreut, und er sprach: „Schau her, brate diese Fische; ich will morgen die Söhne der Kaufleute zum Mittagsmahl bei mir einladen, und dann sollen sie von diesen Fischen essen; denn das ist ja das größte Wunder.“ „Gern, du ehrenwerter Mann“, erwiderte sie.

Dann ruhten die beiden jene Nacht über; und am nächsten Tage – Guten Morgen, ihr Zuhörer! (Auch dir guten Morgen, o Erzähler!) – ging jener Kaufmann auf den Markt und lud die Söhne der Kaufleute zur Mahlzeit bei sich ein um die Mittagszeit. Dann nahm er sie mit sich und ging nach Hause; dort trat er ein, setzte sich eine Weile, und danach rief er seine Frau. Als sie kam, sprach er zu ihr: „Trag auf für uns, damit wir die Fische essen, die aus den Wassermelonen herausgekommen sind." Doch sie entgegnete ihm: „Schweig still, Mann! Es wäre eine Schande, wenn deine Freunde dich hörten. Gibt es denn jemals Wassermelonen, in denen Fische sind?" „Wie denn," fuhr er fort, „haben wir beide, ich und du, sie nicht zusammen herausgeholt?" Sie erwiderte: „Pst doch! Du hast vielleicht einen Traum gehabt, da doch dein Verstand noch gesund ist." Darauf schwieg er, der Arme, und strafte sich selber Lügen; man brachte andere Speisen, und die Gäste aßen, während er befürchtete, sie würden, wenn er noch einmal davon spräche, von ihm sagen, er sei von Sinnen. Als die Gäste fortgegangen waren, sprach er zu ihr: „Haben wir beide, ich und du, nicht die Fische aus den Melonen herausgeholt?" „Wann denn?" „Gestern abend." „Mann, das ist vielleicht ein Traum. Werden denn jemals Fische in Wassermelonen gefunden? Sag das einem Verrückten; wir werden sehen, daß er es nicht glaubt." Da schwieg er still; die Frau aber ging zu der Badefrau und erzählte ihr davon. Die sprach: „Laß uns die Streiche deiner Freundinnen abwarten!" „So sei es!" erwiderte die andere.

Zu der zweiten, bei deren Nachbarn eine Hochzeit stattfand, hatte ihr Mann gesagt: „Geh nicht zu dem Fest!", und sie hatte ihm versprochen, es nicht zu tun. Nun war dort aber ein unterirdischer Gang von ihrem Hause zu dem Hause, in dem die Hochzeit stattfand; durch ihn ging sie, nachdem sie sich festlich gekleidet und geschmückt hatte, am Abend zu der Feier. Wie ihr Mann sie erblickte, war er außer sich, und er sprach in Gedanken: „Die da gleicht meiner Frau; und ich habe ihr doch gesagt, sie solle nicht

zu der Hochzeit gehen." Dann begab er sich nach Hause, um dort nachzuschauen. Sie aber hatte ihn beobachtet und lief rasch durch den unterirdischen Gang nach Hause, legte die Festkleider ab und setzte sich. Gleich darauf kam er und klopfte an die Tür; sie öffnete ihm und fragte ihn: „Was willst du?" Er antwortete: „Höre mal, edle Frau, ich habe im Hochzeitshause eine gesehen, die dir gleicht." Darauf sagte sie: „Ehrenwerter Mann, viele Leute gleichen einander." Nun ging er zum Fest zurück; aber sie legte ganz rasch wieder die Kleider an und kam ihm zuvor. Wie er sie dort fand, erstaunte er und sprach bei sich: „Das ist aber eine Sache! Dies ist doch meine Frau!" Dann wandte er seine Augen von ihr ab und sagte in Gedanken: „Gott mache den Teufel zuschanden!" Darauf kam sie auch noch zu den Männern herein und tanzte; er sagte sich: „Ist das aber eine Geschichte!" Als nun die Zeit des Abendessens kam, speisten die Leute, und wie nach der Mahlzeit die Männer ihre Hände wuschen, goß sie das Wasser für sie aus. Alle wuschen sich, und wie die Reihe an ihn kam, schaute er sie während des Waschens an; dann aber nahm er die Seife und schlug ihr damit auf die Stirn, so daß ihr das Blut rann. Da sagte er sich: „Jetzt habe ich sie gezeichnet", machte sich auf, ging nach Hause und klopfte an die Tür. Nun war sie bereits gekommen, hatte ihre Festgewänder abgelegt und sich gesetzt. Sowie er an die Tür klopfte, zog sie Stelzpantoffeln an, die eine Handspanne hoch waren, und ging hinab, um ihm zu öffnen. Während sie nun hinunterging, fiel sie von den Stufen und rief: „Weh, was ist denn das? Du machst mich ganz verrückt mit deinem ewigen Kommen und Gehen. Sieh, jetzt bin ich von der Treppe gefallen und habe mich verwundet." Da sprach er bei sich: „Mein Genüge ist bei Gott, und vortrefflich ist der Beschützer![1] Ich habe sie durch die Seife besonders gekennzeichnet; und nun ist sie von der Treppe gefallen!" Und zu ihr sagte er: „Ich habe dich bei der Hochzeit gesehen." Doch sie entgegnete ihm: „Wir sind jetzt seit zwanzig Jahren verheiratet. An welchem

[1] Nach Koran, Sure 3, Vers 167.

Tage hätte ich je deinem Worte zuwider gehandelt" – dabei weinte sie und legte ihre Hand an ihre Stirn – „so daß du durch dein Kommen und Gehen mich verwirrtest und ich hinfiel und mich verwundete? Und dabei sagst du noch, ich wäre auf der Hochzeit gewesen. Zum Henker mit allen Hochzeiten!" Nun strafte er sich selber Lügen. Am nächsten Tage aber ging sie zu der Badefrau und berichtete ihr; die wunderte sich und sprach zu ihr: „Nun muß ich noch von der dritten hören."

Jene dritte sprach zu ihrem Manne: „Ich wollte, du brächtest sechs Pfund Nudelgebäck." „Gern", sagte er und ging und holte sechs Pfund von dem Gebäck. Dann setzte er sich zu Hause nieder, um das Gebäck zuzubereiten, und wie er bei der Arbeit war, wurde er müde und sprach zu seiner Frau: „Edle Frau, stopfe mir die Pfeife!" Sie füllte ihm die Pfeife, tat aber auch Bändsch hinein; so wurde er, während er rauchte, betäubt. Darauf schor sie ihm den Schnauzbart und den Kinnbart ab, schaffte ihn fort und warf ihn vor der Stadt nieder. Gegen Morgen erwachte er, und wie er bemerkte, daß er keinen Kinnbart und keinen Schnauzbart hatte, machte er sich auf den Weg und begab sich in eine andere Stadt. Sie aber – o Herr, der du uns zuhörst! –, als sie erfuhr, daß er fortgegangen war, ging auf den Markt, suchte einen Mann, der ihm glich, und ließ ihn im Laden sitzen, indem sie zu ihm sprach: „Verkauf nichts, sondern bleib nur hier sitzen" – dabei zeigte sie ihm die Gewohnheiten ihres Mannes – „ich will dir jeden Tag einen Medschidi-Taler geben." Der war damit einverstanden; und so legte er Kleider von denen ihres Mannes an und ging jeden Tag zu dem Laden. Auch der Kaffeewirt kam jeden Tag, brachte ihm Kaffee und nahm seinen Lohn. Ferner hatte jener Kaufmann eine Schwester, die jeden Samstag zu ihm kam und der er drei Piaster zu geben pflegte; die kam jetzt wieder am Samstag, der Ersatzmann gab ihr drei Piaster, und sie ging dann fort. So übte der andere alle die Gewohnheiten, die der Mann jener Frau hatte. Nachdem er aber etwa drei Jahre fortgeblieben war, saß sie eines Tages im Erker und sah plötzlich

ihren Mann kommen. Da schickte sie rasch jemanden, der ihn betäubte und ins Haus brachte. Der Tag, an dem er fortgegangen war, war ein Freitag gewesen, und zufällig war der Tag, an dem er zurückkam, auch ein Freitag. Und nun ließ sie rasch Nudelgebäck kommen, bereitete es zur Hälfte zu und stopfte ihm die Pfeife; inzwischen hatte sie auch dem Manne, den sie an Stelle ihres Gatten im Laden hatte sitzen lassen, seinen Lohn gegeben, ihm gesagt, er brauche nicht mehr zu kommen, und hatte sich den Schlüssel von ihm geben lassen. Darauf – o Herr, der du uns zuhörst! – weckte sie ihren Mann durch das Gegenmittel von Bändsch auf, und als er aufwachte, rief er: „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers, wo bin ich?“ Und sie erwiderte ihm: „Gottes Name beschütze dich! Wo du bist? Hier bist du ja. Mach doch das Gebäck fertig, das du gebracht hast!“ „Was für Gebäck?“ „Das Nudelgebäck, da liegt es vor dir!“ Da schaute er hin, sah das Nudelgebäck und fuhr sie an: „Heda, ich bin doch drei Jahre lang fern gewesen?“ Sie gab ihm zur Antwort: „Was? Schweig doch! Niemand darf dich hören; sonst heißt es, du seiest von Sinnen.“ Doch er entgegnete ihr: „Wie kann man sagen, ich wäre von Sinnen? Ich sage dir, ich bin drei Jahre lang fort gewesen.“ Nun trat sie an ihn heran, sprach den Namen Gottes über ihm und sagte: „Laß gut sein! Mach nur das Nudelgebäck fertig!“ Da machte er das Nudelgebäck zurecht, und als es fertig war, aß er davon und legte sich zum Schlafen nieder; aber er konnte nicht schlafen. Am nächsten Morgen ging er zu dem Laden, und da kam der Kaffeewirt und setzte ihm Kaffee vor. Den schaute er an, indem er zu ihm sprach: „Warum wünschest du mir nicht Glück zu meiner wohlbehaltenen Heimkehr?“ Jener sagte darauf: „Warum denn? Wo bist du denn gewesen? Es war doch so, daß du jeden Tag kamst und ich dir Kaffee brachte.“ Aber der Kaufmann erwiderte ihm: „Ich bin drei Jahre lang in der Ferne gewesen!“ Der Kaffeewirt schaute ihn an und ging fort, indem er bei sich sprach: „Was mag wohl mit dem sein?“ Wie der Kaufmann dann eine Weile nachdenklich dagesessen hatte,

kam seine Schwester; er gab ihr drei Piaster und sagte zu ihr: „Warum begrüßest du mich nicht zur Heimkehr?“ Sie erwiderte: „Warum denn? Wo bist du gewesen? Ich bin doch noch am letzten Samstag zu dir gekommen, und du hast mir drei Piaster gegeben.“ Schließlich sagte er sich: „Also war dies wirklich ein Traum. Gott mache den Satan zuschanden!“ Und er schlug es sich aus dem Sinne. Am nächsten Tage begab seine Frau sich eilig zu der Badefrau und erzählte ihr von dem Streich. Die aber sprach: „Ich will das Gewand nicht verkaufen, keiner einzigen; ihr seid alle Töchter der Sünde, eure Streiche verwirren die Sinne.“ Mit diesen Worten kehrte sie nach Hause zurück und empfand Reue; auch ihre Freundinnen, die an ihren Männern so gehandelt hatten, bereuten es. Aber der Streich der Badefrau war doch der größte von allen; sie legte das Gewand in die Truhe und behielt es für sich.

Daus, daus – die Geschichte ist aus!

Aus: Enno Littmann, Arabische Märchen



Aus Lafontaines Fabeln

Heinrich von Kleist
Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden

Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen. Es braucht nicht eben ein scharfdenkender Kopf zu sein, auch meine ich es nicht so, als ob du ihn darum befragen solltest: nein! Vielmehr sollst du es ihm selber allererst erzählen. Ich sehe dich zwar große Augen machen und mir antworten, man habe dir in frühern Jahren den Rat gegeben, von nichts zu sprechen, als nur von Dingen, die du bereits verstehst. Damals aber sprachst du wahrscheinlich mit dem Vorwitz, *andere*, ich will, daß du aus der verständigen Absicht sprechest, *dich* zu belehren, und so könnten, für verschiedene Fälle verschieden, beide Klugheitsregeln vielleicht gut nebeneinander bestehen. Der Franzose sagt, l'appétit vient en mangeant, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodiert, und sagt, l'idée vient en parlant. Oft sitze ich an meinem Geschäftstisch über den Akten und erforsche, in einer verwickelten Streitsache, den Gesichtspunkt, aus welchem sie wohl zu beurteilen sein möchte. Ich pflege dann gewöhnlich ins Licht zu sehen, als in den hellsten Punkt, bei dem Bestreben, in welchem mein innerstes Wesen begriffen ist, sich aufzuklären. Oder ich suche, wenn mir eine algebraische Aufgabe vorkommt, den ersten Ansatz, die Gleichung, die die gegebenen Verhältnisse ausdrückt und aus welcher sich die Auflösung nachher durch Rechnung leicht ergibt. Und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, welche hinter mir sitzt und arbeitet, so erfahre ich, was ich durch ein vielleicht stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde. Nicht, als ob sie es mir, im eigentlichen Sinne, *sagte*; denn sie kennt weder das Gesetzbuch, noch hat sie den Euler oder den Kästner studiert. Auch nicht, als ob sie mich durch geschickte Fragen auf den Punkt hinführte, auf

welchen es ankommt, wenn schon dies letzte häufig der Fall sein mag. Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis, zu meinem Erstaunen, mit der Periode fertig ist. Ich mische unartikulierte Töne ein, ziehe die Verbindungswörter in die Länge, gebrauche auch wohl eine Apposition, wo sie nicht nötig wäre, und bediene mich anderer, die Rede ausdehnender Kunstgriffe, zur Fabrikation meiner Idee auf der Werkstätte der Vernunft, die gehörige Zeit zu gewinnen. Dabei ist mir nichts heilsamer als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte; denn mein ohnehin schon angestrengtes Gemüt wird durch diesen Versuch von außen, ihm die Rede, in deren Besitz es sich befindet, zu entreißen, nur noch mehr erregt und in seiner Fähigkeit, wie ein großer General, wenn die Umstände drängen, noch um einen Grad höher gespannt. In diesem Sinne begreife ich, von welchem Nutzen Molière seine Magd sein konnte; denn wenn er derselben, wie er vorgibt, ein Urteil zutraute, das das seinige berichten konnte, so ist dies eine Bescheidenheit, an deren Dasein in seiner Brust ich nicht glaube. Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht; und ein Blick, der uns einen halbausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganze andere Hälfte desselben. Ich glaube, daß mancher große Redner, in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde. Aber die Überzeugung, daß er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüts schöpfen würde, machte ihn dreist genug, den Anfang, auf gutes Glück hin, zu setzen. Mir fällt jener „Donnerkeil" des Mirabeau ein, mit welchem er den Zeremonienmeister ab-

fertigte, der nach Aufhebung der letzten monarchischen Sitzung des Königs am 23ten Juni, in welcher dieser den Ständen auseinanderzugehen anbefohlen hatte, in den Sitzungssaal, in welchem die Stände noch verweilten, zurückkehrte und sie befragte, ob sie den Befehl des Königs vernommen hätten? „Ja," antwortete Mirabeau, „wir haben des Königs Befehl vernommen" – ich bin gewiß, daß er, bei diesem humanen Anfang, noch nicht an die Bajonette dachte, mit welchen er schloß; „ja, mein Herr," wiederholte er, „wir haben ihn vernommen" – man sieht, daß er noch gar nicht recht weiß, was er will. „Doch was berechtigt Sie" – fuhr er fort, und nun plötzlich geht ihm ein Quell ungeheurer Vorstellungen auf – „uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation." – Das war es, was er brauchte! „Die Nation gibt Befehle und empfängt keine" – um sich gleich auf den Gipfel der Vermessenheit zu schwingen. „Und damit ich mich Ihnen ganz deutlich erkläre" – und erst jetzo findet er, was den ganzen Widerstand, zu welchem seine Seele gerüstet dasteht, ausdrückt – „so sagen Sie Ihrem Könige, daß wir unsre Plätze anders nicht als auf die Gewalt der Bajonette verlassen werden." – Worauf er sich, selbstzufrieden, auf einen Stuhl niedersetzte. – Wenn man an den Zeremonienmeister denkt, so kann man sich ihn bei diesem Auftritt nicht anders als in einem völligen Geistesbankerott vorstellen; nach einem ähnlichen Gesetz, nach welchem in einem Körper, der von dem elektrischen Zustand Null ist, wenn er in eines elektrisierten Körpers Atmosphäre kommt, plötzlich die entgegengesetzte Elektrizität erweckt wird. Und wie in dem elektrisierten dadurch, nach einer Wechselwirkung, der ihm inwohnende Elektrizitätsgrad wieder verstärkt wird, so ging unseres Redners Mut, bei der Vernichtung seines Gegners, zur verwegensten Begeisterung über. Vielleicht, daß es auf diese Art zuletzt das Zucken einer Oberlippe war oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette, was in Frankreich den Umsturz der Ordnung der Dinge bewirkte. Man liest, daß Mirabeau, sobald der Zeremonienmeister sich entfernt hatte, aufstand und vorschlug: 1. sich sogleich als

Nationalversammlung und 2. als unverletzlich zu konstituieren. Denn dadurch, daß er sich, einer Kleistischen Flasche gleich, entladen hatte, war er nun wieder neutral geworden und gab, von der Verwegenheit zurückgekehrt, plötzlich der Furcht vor dem Chatelet und der Vorsicht Raum. – Dies ist eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt, welche sich, wenn man sie verfolgen wollte, auch noch in den Nebenumständen bewähren würde. Doch ich verlasse mein Gleichnis und kehre zur Sache zurück. Auch Lafontaine gibt in seiner Fabel: „Les animaux malades de la peste", wo der Fuchs dem Löwen eine Apologie zu halten gezwungen ist, ohne zu wissen, wo er den Stoff dazu hernehmen soll, ein merkwürdiges Beispiel von einer allmählichen Verfertigung des Gedankens aus einem in der Not hingesetzten Anfang. Man kennt diese Fabel. Die Pest herrscht im Tierreich, der Löwe versammelt die Großen desselben und eröffnet ihnen, daß dem Himmel, wenn er besänftigt werden solle, ein Opfer fallen müsse. Viele Sünder seien im Volke, der Tod des größesten müsse die übrigen vom Untergang retten. Sie möchten ihm daher ihre Vergehungen aufrichtig bekennen. Er, für sein Teil, gestehe, daß er, im Drange des Hungers, manchem Schafe den Garaus gemacht; auch dem Hunde, wenn er ihm zu nahe gekommen; ja, es sei ihm in leckerhaften Augenblicken zugestoßen, daß er den Schäfer gefressen. Wenn niemand sich größerer Schwachheiten schuldig gemacht habe, so sei er bereit zu sterben. „Sire," sagt der Fuchs, der das Ungewitter von sich ableiten will, „Sie sind zu großmütig. Ihr edler Eifer führt Sie zu weit. Was ist es, ein Schaf erwürgen? Oder einen Hund, diese nichtswürdige Bestie? Und: quant au berger", fährt er fort, denn dies ist der Hauptpunkt: „on peut dire"; obschon er noch nicht weiß, was? „qu'il méritoit tout mal"; auf gut Glück; und somit ist er verwickelt: „étant"; eine schlechte Phrase, die ihm aber Zeit verschafft: „de ces gens-là", und nun erst findet er den Gedanken, der ihn aus der Not reißt: „qui sur les animaux se font un chimérique empire".

Und jetzt beweist er, daß der Esel, der blutdürstige! (der alle Kräuter auffrißt), das zweckmäßigste Opfer sei, worauf alle über ihn herfallen und ihn zerreißen. – Ein solches Reden ist ein wahrhaftes lautes Denken. Die Reihen der Vorstellungen und ihrer Bezeichnungen gehen nebeneinander fort, und die Gemütsakten, für eins und das andere, kongruieren. Die Sprache ist alsdann keine Fessel, etwa wie ein Hemmschuh an dem Rade des Geistes, sondern wie ein zweites, mit ihm parallel fortlaufendes Rad an seiner Achse. Etwas ganz anderes ist es, wenn der Geist schon, vor aller Rede, mit dem Gedanken fertig ist. Denn dann muß er bei seiner bloßen Ausdrückung zurückbleiben, und dies Geschäft, weit entfernt ihn zu erregen, hat vielmehr keine andere Wirkung, als ihn von seiner Erregung abzuspannen. Wenn daher eine Vorstellung verworren ausgedrückt wird, so folgt der Schluß noch gar nicht, daß sie auch verworren gedacht worden sei; vielmehr könnte es leicht sein, daß die verworrenst ausgedrückten grade am deutlichsten gedacht werden. Man sieht oft in einer Gesellschaft, wo, durch ein lebhaftes Gespräch, eine kontinuierliche Befruchtung der Gemüter mit Ideen im Werk ist, Leute, die sich, weil sie sich der Sprache nicht mächtig fühlen, sonst in der Regel zurückgezogen halten, plötzlich, mit einer zuckenden Bewegung, aufflammen, die Sprache an sich reißen und etwas Unverständliches zur Welt bringen. Ja, sie scheinen, wenn sie nun die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen haben, durch ein verlegnes Gebärdenspiel anzudeuten, daß sie selbst nicht mehr recht wissen, was sie haben sagen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Leute etwas recht Treffendes und sehr deutlich gedacht haben. Aber der plötzliche Geschäftswechsel, der Übergang ihres Geistes vom Denken zum Ausdrücken, schlug die ganze Erregung desselben, die zur Festhaltung des Gedankens notwendig wie zum Hervorbringen erforderlich war, wieder nieder. In solchen Fällen ist es um so unerläßlicher, daß uns die Sprache mit Leichtigkeit zur Hand sei, um dasjenige, was wir gleichzeitig gedacht haben und doch nicht gleichzeitig von uns geben können, wenigstens so schnell

als möglich aufeinanderfolgen zu lassen. Und überhaupt wird jeder, der, bei gleicher Deutlichkeit, geschwinder als sein Gegner spricht, einen Vorteil über ihn haben, weil er gleichsam mehr Truppen als er ins Feld führt. Wie notwendig eine gewisse Erregung des Gemüts ist, auch selbst nur, um Vorstellungen, die wir schon gehabt haben, wieder zu erzeugen, sieht man oft, wenn offene und unterrichtete Köpfe examiniert werden und man ihnen, ohne vorhergegangene Einleitung, Fragen vorlegt, wie diese: was ist der Staat? Oder: was ist das Eigentum? Oder dergleichen. Wenn diese jungen Leute sich in einer Gesellschaft befunden hätten, wo man sich vom Staat oder vom Eigentum schon eine Zeit lang unterhalten hätte, so würden sie vielleicht mit Leichtigkeit, durch Vergleichung, Absonderung und Zusammenfassung der Begriffe, die Definition gefunden haben. Hier aber, wo diese Vorbereitung des Gemüts gänzlich fehlt, sieht man sie stocken, und nur ein unverständiger Examinator wird daraus schließen, daß sie nicht *wissen*. Denn nicht *wir* wissen, es ist allererst ein gewisser *Zustand* unsrer, welcher weiß. Nur ganz gemeine Geister, Leute, die, was der Staat sei, gestern auswendig gelernt und morgen schon wieder vergessen haben, werden hier mit der Antwort bei der Hand sein. Vielleicht gibt es überhaupt keine schlechtere Gelegenheit, sich von einer vorteilhaften Seite zu zeigen, als grade ein öffentliches Examen. Abgerechnet, daß es schon widerwärtig und das Zartgefühl verletzend ist und daß es reizt, sich stetig zu zeigen, wenn solch ein gelehrter Roßkamm uns nach den Kenntnissen sieht, um uns, je nachdem es fünf oder sechs sind, zu kaufen oder wieder abtreten zu lassen: es ist so schwer, auf ein menschliches Gemüt zu spielen und ihm seinen eigentümlichen Laut abzulocken, es verstimmt sich so leicht unter ungeschickten Händen, daß selbst der geübteste Menschenkenner, der in der Hebeammenkunst der Gedanken, wie Kant sie nennt, auf das Meisterhafteste bewandert wäre, hier noch, wegen der Unbekanntschaft mit seinem Sechswöchner, Mißgriffe tun könnte. Was übrigens solchen jungen Leuten, auch selbst den unwissendsten noch, in den

meisten Fällen ein gutes Zeugnis verschafft, ist der Umstand, daß die Gemüter der Examinatoren, wenn die Prüfung öffentlich geschieht, selbst zu sehr befangen sind, um ein freies Urteil fällen zu können. Denn nicht nur fühlen sie häufig die Unanständigkeit dieses ganzen Verfahrens: man würde sich schon schämen, von jemandem, daß er seine Geldbörse vor uns ausschütte, zu fordern, viel weniger, seine Seele: sondern ihr eigener Verstand muß hier eine gefährliche Musterung passieren, und sie mögen oft ihrem Gott danken, wenn sie selbst aus dem Examen gehen können, ohne sich Blößen, schmachvoller vielleicht als der eben von der Universität kommende Jüngling, gegeben zu haben, den sie examinierten. H. v. K.

*

Rudolf G. Binding / Astronomisches Gespräch

Sieh den Mond mit schlanken Sichelarmen
glühend zücken nach dem schönsten Sterne.
Süße Ferne,
wo Gestirne liebend sich umarmen!

„Meinst du gar sie werden sich erreichen?
Wird der junge Mond den Stern umfangen?
Hold Verlangen,
fern von dir zu stehn, dem Stern zu gleichen!"

Menschenaugen werden's nicht erspähen.
Doch im Licht des Tages scheu verborgen
mag der Morgen
der uns trennt sie bei einander sehen.

Und wenn Tag mit flammenden Alarmen
auf mich scheucht vom Lager der Geliebten
liegen wohl im Ungetrübten
Mond und Stern sich liebend in den Armen.

„Freund, so laß mich lieber dich umschlingen.
Gib den Tag als Mantel den Gestirnen.
Von den Firnen
schwand das Licht um uns die Nacht zu bringen.“

*

Edzard H. Schaper / Der Kannel-Spieler

Aus den Aufzeichnungen des Pilgers Makarius

Unter den mannigfaltigen Aufzeichnungen, die der ehrwürdige Pilger Makarius im Kuremaa-Kloster zu Ehren der Himmelfahrt Mariä hinterließ, als er sich eines Morgens, sehr zum Schrecken einer jungen Novize, die ihm aufwartete, nicht mehr aus dem Sarge erhob, in dem er zwischen dem Mitternachts- und dem Morgengebet zu ruhen pflegte, – als er so diese Welt verlassen hatte und von den Nonnen seine an Äußerem arme Hinterlassenschaft geordnet wurde, fanden sich unter seinen Papieren mit Betrachtungen, Lehrstücken, Gebeten und Gleichnissen auch ein paar Blätter mit Aufzeichnungen über sein Leben, von des Ehrwürdigen eigener Hand geschrieben, denn sein Augenlicht war bis ins höchste Alter hinein ungetrübt. Als diese Berichte des Greises nun endlich gelesen wurden, ergriff die Leser große Bestürzung, und die Erinnerung an den Tod eines anderen Mannes mit dem Namen Makarius – von ihnen einstmals zur Unterscheidung Makari genannt – den Tod, den dieser vor noch nicht einem Jahr unter den Wölfen erlitten, ward in ihnen überwältigt durch des Pilgers Geständnis.

Über den Inhalt dieser Aufzeichnungen ist indessen wenig verlautet, es sei denn bis in den sehr engen Kreis von Freunden des Klosters und seiner geistlichen Welt. Sie wollen in den Geständnissen den schweren Sieg erblicken, den die Seele des Pilgers, dem geistlichen Auftrag des Pilgeramtes getreu, zu erringen vermag.

Das Pilgertum ist fast stets mit der Übung des „klugen Tuns“ verbunden, die „das Herz erwärmen“ und so zum unaufhörlichen



Gebet leiten soll; aber spricht aus den Aufzeichnungen auch nicht „das uneigennützige Wohlgefallen an der Welt“, wie es eine jede Pilgerschaft erfüllen soll, so vermag die Zeit, die der greise Jüngstverstorbene an jene Aufzeichnungen verwandte, dem angebeteten Heiligtum seines Lebens doch nicht verloren erscheinen, denn das uneigennützige Wohlgefallen dünkt in seinem oftmals schmerzlichen Bericht verwandelt in das Gefühl väterlicher, sorgender Liebe für jenen Makari, den inneren Streit zwischen Weisheit und Weltentsagung,– verwandelt am Ende in jenes seltsame: Gott untertan sein und ihm dennoch widerstehen; es gäbe aber viele Worte des Herrn, solche Torheit des Herzens vor allem klugen Tun zu loben.

Der erste Teil jener Erzählungen spricht mit sparsamen Worten von der Jugend des Ehrwürdigen in einem Dorf des südlichen Estland, von seinen frühen Mannesjahren und den ersten Zeiten der Ehe.

Der spätere Pilger war zu Anfang Lehrer einer kleinen Landgemeinde. Dort heiratete er ein Mädchen seines Dorfes, und alsbald wurde ihm ein Söhnchen geboren, das nach dem Vater Makarius genannt ward. Es war ein friedliches Leben, das der künftige Pilger dort lebte, von nichts anderem erfüllt als der Liebe zu Weib und Kind, einem behutsamen Dienst an den Schülern, die ihm anvertraut waren, und einer Neigung, gar Liebe zu den Wissenschaften, die so wenig genährt wurde in der äußeren Ärmlichkeit seines Daseins, wie sie niemals erkaltete und sich, gleich einer Blüte, wenn sie zur unrichtigen Zeit zu erwachen droht, lange im Stillstand gedulden mußte, bis ihre Zeit angebrochen war, um dann nicht Wissen zu erlangen, sondern Gewißheit und Weisheit darin.

Dieses gesegnete Leben zerstörte erst ein Aufstand der estnischen Bauern gegen die russische Obrigkeit, und dabei kam durch einen Irrtum das Weib des nachmaligen Pilgers ums Leben. So erzog nun Makarius seinen mutterlosen Sohn ganz allein, und weil der Knabe stets Liebe zum Ackerbau gezeigt, gab er ihn nach seinem vierzehnten Jahre auf den Hof eines Bauern im Westen des Landes zur Lehre. Er selbst war nun von allen verlassen und ward damals unter Umständen, die näher zu berichten er sich scheut,

zum Pilger. Er nennt die Stunde seiner Berufung nur „die Stunde, da das Licht kam und verzehrte die Finsternis".

Nun war er ein Pilger, der keine bleibende Statt hat, das Fernste zum Nächsten macht, das Nächste aber auch abweist von sich; ein Mann, dessen eigentliches Lehramt in der Gestalt ruht, die er seinem Wesen zu geben vermag: er lehrt sich selbst, der er zur Vollkommenheit und zum Vorbild strebt.

Die Mannesjahre seines Lebens füllten weite Wanderungen aus: zum Heiligen Lande, zum Berge Athos, kreuz und quer durch das rechtgläubige Land, und in all diesen Jahren verlor er seinen Sohn nicht aus dem Sinn. Aber dann kam der Krieg und riß die Nächsten zu Fernsten auseinander und führte die Fernsten einander zu, und dann kam die Blutwelle der Revolution und der Kriege nach dem großen Krieg, in denen jedes Wissen der Nächsten umeinander ertränkt ward. In Kriegen und Revolutionen vergaß Makarius seinen Sohn, und nur sein Herz, das allem Anhang in dieser Welt schon entsagt, bewahrte Liebe für ihn, der von ihm tot gewähnt werden mußte, denn der Sohn war schon vom ersten Krieg an Soldat.

Der Pilger hebt erst wieder an, von seinem Leben zu berichten in Zeiten des Friedens. Es sind zwei Jahre, bevor er diese Welt verließ, daß er die Wanderung zum Kloster der Auferstehung Mariä antritt, und dort wird er bleiben. Die Pilgerschaft ist zu Ende, „der Engel, der uns heimruft, will mit Andacht erwartet sein", spricht Makarius in biblischen Jahren. Aber er, der sich selbst unaufhörlich als Lehre gab und reiner und vollkommener zu werden getrachtet hat, um der Reinheit der Lehre willen, er, dessen Leben ein einziger Weg der Nachfolge war, – er spricht jetzt das Lob der Stätte:

Hier steht nun das erste Kloster der heiligen rechtgläubigen Kirche, und hier steht ihr letztes. Der Feind, der die Grenze im Osten überschritt und in dunklen Nächten vorstürmt, eräugt es als die erste Burg des Friedens; und der Pilger, der aus der Abendröte in den künftigen Morgen zieht, gewahrt es auf dem einsamen

Berge im Moor als eine große, vieltürmige Arche; ich wußte nicht, ob von den Zeiten der ersten Sündflut geblieben oder gerüstet für die künftige Drangsal eines himmlischen Zorns. Aber sehet: das gelbe Mauerwerk glüht gen Osten immer aufs neue rosig wider von Gottes Langmut, die da Licht leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte, und lange, nachdem die Sonne gesunken ist, strahlen die blauen Kuppeln noch auf dem einsamen Berge gleich Blumen, die sich allmählich ins Dämmern entfalten und eins werden mit dem Staub der Nacht, die sich über die Tiefe der Moore ringsum gesenkt hat, bis, wie der Rauch von unzähligen Opfern, der Nebel wunderbar zu steigen anhebt.

O gesegneter Friede, in den mein Leben einging!

Gleichwie der Berg, den der Mensch erstiegen, ihn unwillkürlich hinanhebt zum Himmel, so dünkte mich, nirgends wäre schöner auf den rufenden Engel zu warten als hier. Aber nun erst fühlte ich das letzte Stück der Pilgerschaft nahen: den Weg nach innen. Er ist der schwerste, aber er ist der köstlichste, denn stehet nicht geschrieben: „So sehet ihr mich in euch, wie irgendeiner von euch sich erblickt im Wasser oder im Spiegel ...?"

O heiliges Herz! und darin du heiligstes Unterpfand, das du im Geiste angebetet werden willst, und im Geiste der Wahrheit!

Wie ward ich nicht müde, meine Blicke gleich den Gedanken zur Höhe schweifen zu lassen, und wie beseligt empfand ich den Berg, auf den mich Gott im Alter enthoben! Meine letzte Wohnstatt vor der endlichen steht innerhalb des Mauerkranzes, der den Gipfel des Berges umzieht; vielfenstrig blicken allein die Häuser der Geweihten ins Land. Doch wenn ich vor die Mauer trat, schwindelte mich fast in der Weite, die sich nach allen Seiten hin auftat: die Moore, die unendlichen Moore, inmitten deren das Kloster steht. Ein einziger Weg, gewunden und steil gegen sein Ende, führte zu ihm hinauf. Zu allen Seiten dehnte sich das Moor und abermals Moor, wie ein düsteres Meer, von Kiefern spärlich bestanden und stillen Gewässern durchzogen, in deren dunkle Tiefe alles Leben zum Schlaf gebannt schien.

Wo die Kraft des Auges endete, begann in allen vier Winden der Wald, ein schier unendlicher Wald, ein dunkler Wall am Horizont. Aber hinter dem Wald . . . ? Ich wußte, hinter diesem Wald endete einmal die gläubige Welt; wie oft war ich doch dort gewandert! Gen Osten zog sich dort wie eine ewig offen gehaltene Wunde eine breite Rodung durch den Wald, von Norden nach Süden. Dort waren die wilden Dornsträucher des Waldes unter der Menschen Hand zu Stacheldrähten erstarrt, dort erhoben sich Türme, furchtbarer Waffen voll, dort verlief die Grenze zum Roten Reich. Und in jener Wunde, die man dem Wald geschlagen, zog sich auch ein Gewässer hin, trübe und faulig vom Auswurf schnell fahrender Schiffe, unüberquerbar unter dem Licht von künstlichen Leuchten, die ein Hälmchen und einen Fisch aus der Geborgenheit der Nacht zu reißen vermögen, und von dort kam alles Unheil für uns, gar für die Welt, wenn das Eis die Gewässer bedeckte. Nur flüchtig gebannt von den grellen Strahlen hüben und drüben, schleichen im Winter die Wölfe über das Eis und die Rodung, tollwütige Hunde, Ratten und Katzen, – tollwütig sie alle und von Hunger geplagt, nach Westen gejagt aus den Reichen der darbenden Fron. Es fallen Schüsse hüben und drüben, wie bösartige Arme tasten die Strahlen des Lichts von den Türmen; sie suchen Bären und Wölfe, die vor Hunger fast verdorrt sind, sie greifen nach den Hunden und Katzen mit der Ruhelosigkeit ihrer Tollwut, den Ratten endlich, die mit heißem, offenem Rachen zwischen den Baumwurzeln hasten – und dann und wann auch den Menschen, wenn ein Schlitten voller Flüchtlinge von Osten nach Westen jagt und in den nachgesandten Salven liegen bleibt.

Nur der Tollheit Getier rettet sich in die tiefen Wälder, und wenn es die mit gestilltem Heißhunger durchquert hat, betritt es spähend unsere Moore. Die Hasen flüchten von ihrer heimlichen Moosbeerenernte bis in unseren Hof hinein, der ihnen Frieden verheißt, alles Getier rettet sich gen Westen vor den hungrigen und tollen Botschaftern des Antichrist. Wie oft, wenn ich des Abends vor das Tor trat, sah ich im Mondlicht die Wölfe ruhelos

über die Einöde schweifen; sie kauerten sich in den Schnee und schrieen auf zu mir. Und wie oft bekümmerten mich die verderbengeladenen, unruhigen Schatten auf allen Seiten des Berges, so gequält von ihrer Sichtbarkeit auf der weißen Öde, gequält vom Hunger, von ihrer Feigheit und Vorsicht. Ja, die Hölle hatte ihre Boten zu uns entsandt; wie segnete ich den Berg, der unseren Frieden trug, und wie schloß ich inniglich jeden Tag alle Wandernden und Fahrenden in meine Fürbitte ein!
Aber ich gestehe es, mein Herr und Gott, dem alles offenbar ist – es schweiften meine Gedanken zu nächtlicher Stunde oft ab vom Gebet, denn in jener Öde unter dem Berg, tief in jenen eisigen Bezirken, da der Hunger aufschreit und den Rachen wider sich selbst richtet, wußte ich seit ein paar Wochen einen Menschen, einen Menschen gleich mir, der ich im Frieden weilte; es hatte ihm Gott der Herr auch meinen Namen zu tragen auferlegt: Makarius lebte dort fern im Moor, der Torfstecher des Klosters, kurz Makari genannt von allen, seitdem ich ins Kloster gekommen war.
Dort, wo das größte der Moorgewässer, der Kaldama-Bach, sich zur Rechten und Linken ein breites, sandiges Bett angeschwemmt hat, darin die Wasser still zu liegen scheinen, – dort hatte sich Makari, der das runde Jahr hindurch im Moor lebte, des Sommers den Torf stach und ihn zu Winterszeiten auf breiten Schlitten zum Klosterhang fuhr, eine tiefe, geräumige Höhle in die Erde gegraben, die das Gotteslicht nur durch die Tür, wenn sie offen stand, und aus einem winzigen Fenster empfing, das er in die zum Hügel gewölbte Decke eingelassen. Man hatte mir vieles von ihm erzählt, weil er meinen Namen trug und auch sonst im Umkreis seltsamen Ruf genoß.
Schon vor vielen Jahren hatte er sich dem Kloster verdingt: ein getreuer, fleißiger Knecht, ohne Ansprüche, es sei denn das Essen, das er in gewaltigen Vorräten mitnahm, wenn er seine Torflasten im Kloster abgeliefert. Im Sommer war er fast unsichtbar. Das Moor schien ihn verschluckt zu haben, denn wer ihn, wie es bisweilen vorkam, dort suchte, mußte lange und laut nach ihm

rufen, bis er irgendeiner tiefen Torfgrube entstieg. Und im Winter – ich habe ihn erlebt, aber in jener Zeit war sein Herz voll, und der Mund ging davon über, denn ehedem soll er sehr schweigsam gewesen sein und verschlossen.
Wie die lebendig gebliebene Sage, fast wie ein Märchen, das der abergläubende Mund der Bauerngeschlechter in den Fluß der Zeiten wirft, daß es weitergehe vom Ahnen zum Enkel, lebte Makari dort hinten im Moor, gleich einem noch nicht gebannten Naturgeist, vom Aberglauben der Einfalt umwoben. Alles von ihm klang düster, gegen das Licht unseres Heils gesehen: er lebte tief unter der Erde, und seine Seele hatte tausend Wurzeln in die düstere Unwegsamkeit der Moore gesenkt, das mählich dem Licht entsinkende Land. Wohl glaubte er unseren erhabenen Glauben, aber nur wie eine dünne Lichtschicht auf einem Schattenreich von Quellgeistern, Moorgeistern, Baum- und Erdwichteln und Göttern; er hätte sich einen Schrat geschnitzt aus Wacholderwurzeln und ihm Odem eingeblasen, auf daß er lebendig und dienstbar würde wie unser Herr seinen ersten Geschöpfen, erzählten die Leute. Über die finstere Unterwelt solcher Naturgeister hatte er gleichsam Christus als oberster Herrscher eingesetzt. Ja, er war ein Mensch unserer Tage, aber befangen geblieben in der Vorzeit oder wieder hinabgestiegen zur Dämmerung furchtsamen Wahns, in die, von uns Menschen einstmals so schwer erkannt, das große Licht gefallen ist, das die Augen der Heiligen für diese Welt immer geblendet hat. Aber dieser düstere Bewohner der Düsternis wußte die Gefahren der Einöde zu bannen, und ich habe ihn fröhlich lachen hören eines Winters. Er hatte ein Michaelsschwert gegen den Alp seiner Welt ...
Wie oft in dunkler Nacht gedachte ich seiner, über dem das Verderben wachte in hungrigen Rachen! Aber siehe, Gott hatte ihn aller Fährnis enthoben. Etwas Uraltes und Hehres schirmte ihn, ein Geschenk des Himmels, das unter unzähligen Händen geheiligt ward und mit der Menschheit gottseligsten Zungen; geheiligt durch die Würde, die man ihm verliehen, heilig von Gott

und geheiligt vom Menschen. Oh, David, König, der du Saul die Finsternis entrangst ohne Schwert, mit der Leier! Oh, ihr alle, himmlische Heerscharen, die ihr klingend in den Unfrieden niedergeschwebt!
Standen dort fern im Moor die Wölfe im Kreis um den hohen Hügel am Kaldama-Bach, aus dem ein schwarzes Ofenrohr stach, und scharrten gierig den Schnee mit den Läufen, – siehe, es sprühten Funken aus dem Rohr, der Torfrauch strich fahl über den Schnee hin, und mit einem Mal durchwob die frostharte Erde ein Klingen, das die Wölfe in Scharen davonstürmen ließ. Es konnte Makari getrost seine Tür öffnen und zum nächtlichen Gefild aufsteigen – kein Rachen gähnte gegen ihn, denn er hatte die mächtigste Waffe in Händen, ein köstliches Gut, einen Schatz, wie er sagte: das Kannel, die vielsaitige Harfe. Kein Untier wagte sich in den Bann der Töne; solange das Kannel erklang, hatte die Einöde Frieden mit seinem Ton; es bauten das Lied und der Saitenklang mächtige Mauern um den einsamen Mann. Darum auch trug Makari das Kannel bei sich, wo immer er war. Habe ich es nicht selbst später einmal in einer Sommernacht weithin über die Moore hallen hören? Mein Gott und Herr, du weißt es, daß ich erbebte, als Makari dort im Verborgenen sang! Oh, diese einfältigen Worte: ... Liebes Kannel, teures Kannel, goldensaitiges Kannel, du, ... komm, o komme, komme doch, du Windchen, trag des Kannels Töne fort ... Mir war, als trüge der Sommernachtwind, der aus der ewigen Helle um des Täufers Fest strich, meine eigene Jugend mir Greise zu ...
Ja, das war der Klang des Kannel, jener kleinen Harfe, der die Liebe unseres Volkes von den ältesten Zeiten an gilt, und das jetzt fast ausgestorben ist, wie alles, worin das Alter der Völker auf Erden noch lebt, die Ferne, die Vorzeit. Das war der Klang, der auch die Vorzeit meines Geschlechtes durchwob, der Klang, den jeder unserer Ahnen dem Enkel weitergab im Wissen um die Kunst des Spiels, im Schatz uralter Gesänge und Gesetze; denn wir sind ein Geschlecht, das von alters her dem Kannel untertan



Matthias Grünewald: Kreidezeichnung

und dienstbar war, ein Geschlecht, in dem diese kleine Harfe vom Sarg zur Wiege weitergegeben ward, wir standen lange im Ruhm der Sänger, Seher und Spieler und wahrten darin ein gottseliges Erbe von Jubals Zeiten an, eine Berufung, ein Geheimnis am Ende. Oh, ich kenne das stille, süße Lied wohl, das mich mein Vater gelehrt hat, wie es ihn einst gelehrt worden war vom Ahnen, und das jetzt Makari im Dunkel dort sang. Hatte ich selbst es nicht auch meinen Sohn gelehrt? Komm, o komme, komme doch du Windchen, trag des Kannels Töne fort ... Der Sommernachtwind, der leise, von Kühle getränkte wie aus dem Mund eines Engels – er trug sie fort. Ich saß am Brunnen vor der Mauer, wo ich gern verweile, gleich den biblischen Wanderern, und ich weinte, von meiner Jugend angerührt, indes der Wind das verhallende Lied zu mir trug.

Geliebte Brüder: Es stehet geschrieben: „Siehe, der Mensch ist wie eine Leier, und ich fliege hinzu wie ein Plektron. Der Mensch schläft, und ich wache."

Der letzte eines Geschlechtes von Spielern der Leier, bin ich selbst einmal in ferner Zeit zur Leier geworden, und der Herr kam wie ein Plektron, und ich erklang ihm zum Lobe. Dennoch rührte mich, dessen Saiten Gott bald zum Verstummen bringen wird, in jener Nacht noch einmal der Wind an, ein Hauch meiner Jugend, und brachte mich in Torheit zum Tönen. Und fast – erbarme dich meiner! – fast kam mich eine schwindelnde Lust an, noch einmal in die Saiten zu greifen; ich, selbst gespielt vom erhabensten Plektron und spielend mit jenem Griff, den das Wissen meines Geschlechtes mir vermacht hat. Einmal schon hatte ich es weitergegeben – doch in den Tod hinein, da nichts mehr klingt und alle Saiten entspannt sind. In jenem unsichtbaren Menschen nun, der noch eigenmächtig die Saiten rührte, ehe er vielleicht zur Leier wurde und selbst zu tönen anfing, ehrte und liebte ich die Allmacht, den göttlichen Ratschluß, der erwählen und berufen kann, der den einen selbst klingen und den anderen die Saiten rühren läßt. Ich liebte in Makari, dem fernen, unsichtbaren

Sänger, meine Jugend und das Geheimnis unseres Geschlechts, und ich segnete sein Tun, wie man ein geheiligtes Werk des Menschen, darin sich das unvergängliche Leben all seiner Vorfahren und die göttliche Gnade kundgeben, auch segnen muß.
Es kam die Stunde der Stille nach Mitternacht. Der Wind war zur Ruhe gegangen; langsam zog der Glanz des vergangenen Tages hinüber gen Osten, wo aus der glühenden Asche alsbald die erneute Flamme aufsteigen würde. Endlich umschloß Morgen und Abend und Mitternacht in den Himmeln ein purpurnes Band; es lohte noch einmal das Ende, vom Aufgang gespeist, und es lieh das Ende dem Anfang die goldene Schwinge. Still war es geworden über den Mooren, still eine letzte Stunde lang vor dem neuen Tag, der auf dem Morgenwind kam ...
Ich wähnte den Sänger jetzt schlafend. Mit einem Male da ertönte seine Stimme näher denn je. Es hatte den Anschein, als wäre er in der Stille nur ausgeschritten und stünde jetzt unter dem Berge. Ich hörte ihn in die Saiten greifen – ein Hauch des Morgens schon rührte mich an – und da erscholl auch seine klare Stimme, klar wie der aufbrechende Tag. Anfangs lauschte ich still, aber mit jedem Ton, der zu mir drang, war es, als lausche mehr und mehr in mir, bis endlich meine arme Seele ein Schauer durchrann, ein Erkennen, ein Entzücken ... ach, ein Träumen durchschäumte und ein Leuchten erhellte, wie ein Blitz, und Finsternis abermals in ihr zusammenschlug. Bänglicher Jubel, der mich durchhallte, zagendes Fragen! War es das Lied? Und war er der Sänger? Es erklang die Stimme und tönte das Kannel wie vor meinem Angesicht; ich schloß die Augen und tat mein Herz auf für verblaßte Bilder und längst verklungene Worte. Er war es! ich erkannte ihn in den Tönen! – und doch wünschte ich sehnlich, meine Ohren und mein Herz verschließen zu können. Dennoch: es war dieses Lied, nur dem Geschlecht der Sänger und Seher von ältester Zeit an bekannt, und meinem Geschlechte eigen. Was ich einstmals meinen Sohn gelehrt, – ich hörte es nun, gleichsam als Echo von der Wand der Jahre, die

sich erhoben. Er mußte es sein! So griff nur in die Saiten, wem ich selbst einst die Finger gelenkt; so konnte nur singen, wem mein eigener Mund Wort und Ton anvertraut! Es hatte die lange Reihe der Ahnen ihr Wissen und Wesen in die Hände eines Enkels gelegt und in seine weithallende Stimme, und diese Hände rührten jetzt die Saiten für einen, der selbst zur Leier Gottes geworden war. Denn der Mann, der dort im Unsichtbaren sang und spielte, selbst verborgen bleibend, als riefe er: Rufer für ein ganzes Geschlecht, mich zu Ahnen und Enkeln zurück mit der gebieterischsten, weil dem Geschlechte heiligsten Formel: dieser Mann mußte von meinem Geschlecht, es konnte nur und mußte mein eigener Sohn sein!



Holzschnitt von Hans Alexander Müller
zu Edzard H. Schaper, Die Arche, die Schiffbruch erlitt

Georg Bessell / Das Bürgertum als neue Macht

Vryheit do ick ju openbar,
de Karl und mennich vorst vorwar
desser stede ghegheven hat,
des danket gode is min radt.

So lautet die Umschrift auf dem Schilde des steinernen Rolands, den die Stadt Bremen im Jahre 1404 auf dem Markte zu Zeichen ihrer Freiheit errichten ließ. Es war zweihundert Jahre nach der Zerstörung der Witteborg. Der Kampf, der damals begonnen hatte, war, wenn auch noch nicht rechtlich – erst 1646 hat Bremen formell den Rang einer Freien Reichsstadt erhalten –, so doch tatsächlich gewonnen. Als in demselben Jahr der Graf von Hoya sich bei den Bremern beschwerte, weil sie angeblich den Delmenhorstern, mit denen er in Fehde lag, Vorschub geleistet hätten, da sprach der Rat, indem er den Vorwurf zurückwies, in seiner Antwort offen aus, was er für Recht hielt: „Wy hebben eine vrie stad."

Das war ein langer und zäher Kampf gewesen, den das Bürgertum, in Bremen wie anderswo in Deutschland, auszufechten gehabt hatte, ein namenloser Kampf, ohne Einzelhelden und große Entscheidungen. Die Kriege, die zur gleichen Zeit die Schweizer um ihre Unabhängigkeit geführt haben, sind in Sage und Dichtung vielfach verherrlicht, von Sieg und Niederlage der schwäbischen Städte erzählen Uhlands Balladen, und selbst kleine Bauernschaften, wie die Stedinger und die Dithmarscher, haben den Ruhm ihres Freiheitsringens bis heute lebendig erhalten. Aber von dem Aufstieg der norddeutschen Städte kündet kein Lied, kein Heldenbuch. Er vollzieht sich in der unscheinbaren, wirtschaftlichen Arbeit des Tages, in endlosen Fehden mit kleinen und großen Gegnern, denen jeder bürgerliche Gewinn nur als eine geeignete Gelegenheit zu mühelosen Einnahmen erscheint, in der Abwehr kurzsichtiger Begehrlichkeit auch innerhalb der eigenen Mauern. Seine Stationen sind Urkunden, Rechtsbücher und Verträge, von dem Reichtum und der kulturellen Leistung legen heute nur

noch Kirchen und Tore, Rathäuser und Patrizierbauten ihr stummes Zeugnis ab, das Gedächtnis jedes Einzelerfolges ist eingegangen in den großen Ruhm der deutschen Hanse.
Die Gemeinschaft ist alles in diesen zwei bis drei Jahrhunderten vom Sturz der Hohenstaufen bis zum Beginn der Reformation, die wir das bürgerliche Mittelalter nennen. Nirgends mehr tritt jetzt in Deutschland, wie es in der vorhergehenden Epoche der Fall gewesen war, die einzelne Persönlichkeit beherrschend hervor, kein Kaiser und kein Herzog, kein Bischof und kein Mönch, aber auch kein Bürger und selbst kein Künstler. Die großen Führer der Kaiserzeit haben gleichsam den Rahmen, die Formen geschaffen, die nun die erwachte Nation mit dem unübersehbaren bunten Reichtum ihrer Lebensäußerungen füllt. Und die Nation hat gezeigt, daß sie mündig geworden war. Die deutsche Geschichte kennt keine reichere und lebensvollere, sie kennt auch keine „deutschere" Zeit als diese Jahrhunderte. Fast möchte man sagen, es sei auch die glücklichste gewesen. Noch umgab sie der Glanz von Kaiser und Reich. Denn auch hier galt, und in noch höherem Maße, das, was sich schon nach Adalberts Sturz gezeigt hatte: das Ansehen, das die Reihe der großen Herrscher von Kaiser Karl bis Barbarossa in vier Jahrhunderten dem deutschen Namen gewonnen hatte, war für sich eine Macht, deren Wirkung den Untergang des deutschen Staates um Generationen überdauert hat. Noch immer bezeichneten die Deutschen sich im Auslande mit Stolz als „Kaufleute des Römischen Reiches", und es wird niemand entscheiden können, wie weit solches Bewußtsein einer ererbten und berechtigten Herrenstellung ihren geschäftlichen Erfolgen zugute gekommen sein mag oder umgekehrt wirtschaftliche Überlegenheit dies Herrentum befördert hat. Wohl hatte das Reich längst aufgehört, ein festgefügter und machtvoller Staat zu sein; aber die anderen Länder hatten noch kaum angefangen, es zu werden, und darin vor allem war es begründet, daß Deutschland sich noch lange Zeit unbestritten des Vorsprungs erfreuen konnte, den ihm seine jahrhundertelange Vormachtstellung kultu-

rell, politisch und wirtschaftlich verschafft hatte. Dazu kam die Gunst der Mittellage zwischen dem Kulturgebiet des Südens und Westens und dem Kolonialland des Nordens und Ostens, die dem deutschen Kaufmann nördlich der Alpen ein ähnliches Monopol gewährte, wie es im Mittelmeer der Italiener besaß. So konnten die Städte mehr als jeder andere Stand sich als die Haupterben der Herrlichkeit des Reiches betrachten. Noch sollte der Niedergang und die Schwäche des Kaisertums sie nicht ernstlich berühren. Niemals war in den Zeiten ihres Aufstiegs die Rede davon, daß sie das „Reich" vermißt hätten. Sie brauchten nicht nach seiner Hilfe zu rufen; denn sie selbst waren das Reich.
Sicherlich hatten die süddeutschen Städte die reichere Kultur, in ihrem Bürgertum war die größere Regsamkeit des Geistes zu finden, und ihr Handel stand an Großzügigkeit dem der hansischen Kaufleute gewiß nicht nach. Aber rein räumlich waren doch durch die nahe Nachbarschaft eines so überlegenen Handelsvolkes, wie es die Italiener damals waren, ihrem Unternehmungsgeiste weit engere Grenzen gesetzt, als es im Norden der Fall war. Eroberungen waren nur dort zu machen, an der Küste und über See, und noch immer waren die Grundlagen, von denen sie ausgingen, im wesentlichen die gleichen wie zu den Zeiten Ansgars, Adalberts und Heinrichs des Löwen: das Land und die Menschen des sächsischen Stammes. Aus Westfalen waren die Ahnherren der ältesten Lübecker Patrizierfamilien gekommen, ein Bremer Domherr hatte Riga gegründet, und das Vermögen der hansischen Niederlassung in Nowgorod verwalteten satzungsgemäß vier Elterleute aus Wisby, Lübeck, Dortmund und Soest. Wieder schien es so, als wollte der große Zwiespalt die Nation zerreißen und der sächsische Volksteil, im Bewußtsein seiner Kraft und seiner alten germanischen Sonderart, eigene Wege gehen. Aber es schien doch nur so. Gerade die Genossenschaft der deutschen Kaufleute in Wisby auf Gotland war es, die in ihrem Namen ihre Herkunft aus dem Römischen Reiche betonte, obwohl sie ausschließlich aus Norddeutschen, zum größten Teil aus Westfalen, bestand, und als sich

im vierzehnten Jahrhundert die bis dahin ganz lose Vereinigung der Städte eine festere Organisation zu geben begann und 1358 zum ersten Mal der seither so berühmt gewordene Name auftaucht, da wird der Bund immer nur die „deutsche Hanse" genannt. Diese Sachsen hatten das Reich Karls des Großen, in dem sie es nun mehr als einmal zu so hohen Ehren gebracht hatten, auch innerlich anerkannt. Wohl waren sie nach wie vor stolz auf ihre Freiheit. Aber es war eine Freiheit innerhalb der großen Ordnung des christliches Abendlandes, wie Kaiser Karl sie begründet hatte, und wenn sie, wie die Bremer auf ihrem Roland es taten, dieser Freiheit sich rühmten, so meinten sie nicht, daß sie selber sie sich errungen hätten, sondern gedachten des Kaisers, der sie ihnen gegeben habe.

So nahmen diese Menschen, die jetzt seit einigen Geschlechtern begannen, in den Städten aus der schlichten Gebundenheit der Natur sich zu lösen, dafür ein waches Bewußtsein der anderen lebendigen Zusammenhänge in sich auf, in denen sie nun lebten und wirkten. Freilich nannten sie sie nicht mit den Namen, die uns heute geläufig sind, nicht Vaterland, Nation oder Menschheit. Für sie war die große umfassende Gemeinschaft, der sie geistig mit Selbstverständlichkeit angehörten, die Christenheit, deren Einheit sich im römischen Papsttum und, für den Deutschen, auch immer noch im römischen Kaisertum verkörperte. Und diese Gemeinschaft war doch nicht nur rein idealer Art. Wie sie mit ihren Festen das Jahr einteilte und mit ihren Symbolen das ganze Leben durchdrang, so konnte sie unter Umständen noch ganz unmittelbar in die Regelung durchaus weltlicher Verhältnisse hineinwirken. Es ist eine merkwürdige Episode in der bremischen Geschichte, wie der Rat Anfang der neunziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts die Zustimmung des Papstes glaubt einholen zu müssen, um eine Änderung in der Ordnung der Ratswahl vornehmen zu können. Im Jahre 1305 war eine Bestimmung getroffen worden, die seitdem alljährlich neu beschworen wurde, daß der Rat stets zu je einem Viertel aus jedem der vier alten

Kirchspiele der Stadt gewählt werden sollte. Als man fast ein Jahrhundert später zugunsten einer freien Regelung davon abgehen wollte, hielt man es für nötig, daß zuvor das Oberhaupt der Christenheit von dem geschworenen Eide entbände, und erst als das geschehen war, wurde die an sich geringfügige Verfassungsänderung durchgeführt. Noch wagte die weltliche Gemeinschaft nicht den Anspruch zu erheben, über all und jedes Gesetz selbstherrlich zu entscheiden.

Im ganzen freilich war ja die Kirche, genau wie das Reich, nur eine geahnte Einheit, die kaum je in Erscheinung trat, gleichsam nur ein Ausdruck für die dunkel empfundene Verbundenheit in einem gemeinsamen Kulturbewußtsein. Die wirklich gefühlten, übersehbaren Gemeinschaften, in denen sich das tätige Leben abspielte und die den Werktag der Menschen regierten, waren die Städte. Ihre Entstehung, ihr erstes Aufblühen und das allmähliche Emporsteigen des städtischen, bürgerlichen Geistes zur wirtschaftlich, kulturell und bald auch politisch führenden Macht innerhalb der Kulturentwicklung, dieser Vorgang, dessen Anfänge bis in das elfte und zehnte Jahrhundert zurückgehen, gehört gewiß zu den entscheidendsten, von denen die Geschichte zu berichten hat. Aber zugleich ist er auch wieder einer von denen, die keine Vorstellung anschaulich machen kann. Wir sehen seinen Beginn in den Marktgründungen der sächsischen und salischen Kaiser, und wir sehen das Ergebnis in der Unabhängigkeit, die die Städte seit dem dreizehnten Jahrhundert, zuerst einzeln, jede gegenüber ihrem Landesherrn, schließlich vereinigt als die stärkste Macht Nordeuropas, als glänzende Mittelpunkte des nationalen Lebens gewonnen haben. Dazwischen liegt die lange Zeit des unmerklichen Reifens, in der die junge Pflanze in ihrem alles überwindenden Lebensdrang die besten Kräfte des Landes, aus dem sie emporwächst, an sich zieht, bis sie zuletzt dasteht als die Herrscherin, für die allein alle Fruchtbarkeit des Bodens dagewesen zu sein scheint. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß auch jene Jahrhunderte bereits genau dieselbe Anziehungskraft der Städte gekannt haben,

die wir heute, am Ende einer Entwicklung, als so verhängnisvoll zu betrachten gewohnt sind. Aber ebenso gewiß ist auch, daß diese Erscheinung in dem damaligen Jugendalter der Nation noch einen ausschließlich aufbauenden Sinn gehabt hat. Freiheit ist, damals wie heute, die lockende und gefährliche Zauberformel, die das Wesen der Stadt bezeichnet, Freiheit in der ganzen vielfachen Bedeutung des Wortes, von der rein rechtlichen äußeren Freiheit an, die der Hörige gewinnt, wenn es ihm gelungen ist, sich ein Jahr lang unangefochten in der Stadt aufzuhalten – denn „Stadtluft macht frei" –, bis zu der Freiheit des Schaffens, die der Künstler braucht und die auch er nun vornehmlich in den Aufgaben findet, die die Städte ihm stellen. Aber auch hier ist es eine Freiheit, die ihre Grenzen findet an einer umfassenderen Ordnung, aus der und innerhalb der sie entstanden ist, so wie die Städte dieser Zeit, selbst die größten, noch eingebettet erscheinen in die Landschaft, zu der sie gehören. Und nun ist es seltsam, wie auf der anderen Seite gerade die Freiheit an der Stätte ihrer neuen Herrschaft im besonderen Maße gemeinschaftsbildend wirkt. Denn indem die Freiheit für alle diese Menschen, ob sie sich ihrer bewußt sind oder nicht, ob sie sie in diesem oder in jenem Sinne auffassen, das eine ist, um dessentwillen sie die Stadt aufsuchen oder in ihr bleiben, wird sie ihnen der höchste und wertvollste gemeinsame Besitz, zu dessen Schutz sie sich vor allem andern verbunden wissen.

Diese noch deutlich empfundene Absonderung, das Gefühl einer neuen, noch nicht alltäglich gewordenen Überlegenheit über den Bauern ist das genaue Gegenstück zu der scharfen Grenze, die überall auch äußerlich sichtbar die Stadt vom Land und vom Dorfe scheidet und ihre Bewohner in einem engen Ringe fest zusammenschließt, auch wenn das Stadtbild durchaus noch nicht so, wie wir es aus späterer Zeit kennen, von Stein- und Holzbauten beherrscht wird. Die heutige Dichtigkeit der Bebauung ist noch bis zum Ende des Mittelalters immer nur an wenigen Stellen vorhanden gewesen, und der Besitz einer gemeinsamen

Weide weist ja, ebenso wie mancher bis heute erhaltene Straßenname, darauf hin, wieviel Landwirtschaft damals mit dem Wohnen selbst in größeren Städten noch vereinbar war. Aber von Anfang an, solange es überhaupt eine Stadt gibt, ist der entscheidende Unterschied vorhanden, daß der Städter nicht mehr, wie der Bauer, von dem leben kann, was die eigene Scholle ihm gibt. Damit ist die andere, die reale Grundlage der neuen Gemeinschaft bezeichnet: diese Menschen können wirtschaftlich ihr Leben nicht mehr für sich allein führen – hier zum ersten Mal wird der Handel, im kleinen oder im großen, eine Lebensnotwendigkeit. Noch einmal wird hier, von einer anderen Seite her, deutlich, wie eng die wirtschaftliche Entwicklung einer Stadt wie Bremen mit der Tatsache zusammenhängt, daß sie von Anfang an ein bedeutender Mittelpunkt kirchlichen Lebens gewesen ist. Denn auch die Kirche, und gerade sie, braucht ja den Handel für den weiten Kreis der Menschen, den sie in ihren Bereich zieht, und für ihren vielfachen Bedarf, den auch sie nicht aus eigener Arbeit zu decken vermag. Sie ist gewiß einer der ersten und größten Abnehmer für den bremischen Kaufmann von jeher gewesen und wird eine nicht unbeträchtliche Bedeutung in dieser Hinsicht auch noch zu den Zeiten bewahrt haben, in denen ihr politischer Einfluß hinter dem anderer Mächte zurücktrat. Auch darin, daß die Termine der beiden großen Jahrmärkte, die in der Stadt abgehalten wurden, mit dem Pfingstfest und dem Willehadstag zusammenfielen, lag eine Förderung, die der Handel unmittelbar durch die Kirche erfuhr. Denn nicht leicht konnte es ja für den Kaufmann eine günstigere Gelegenheit geben als das Zusammenströmen einer großen Volksmenge, das an solchen Tagen naturgemäß in der Hauptstadt eines Erzbistums besonders lebhaft war.

Wie zwischen Ländern und einzelnen Menschen, so erfüllte der Handel damit auch zwischen den Ständen und Gruppen des eigenen Volkes die Aufgabe, die mit seinem Wesen gegeben ist: Brücken zu schlagen. Der Bauer mag, ebenso wie auf der andern Seite der religiöse Mensch, eine Zeit lang wenigstens, für sich

allein bestehen können. Für den Kaufmann aber ist Leben gleichbedeutend mit Gemeinschaft und menschlich-weltlicher Ordnung. Sie herzustellen, zu sichern und zu erhalten in dem Bereich, den er überblickt, und in dem Maße, wie er sie für seinen Beruf braucht, an die Stelle regelloser Willkür den Frieden und die bürgerliche Sicherheit zu setzen, die geordnete Freiheit, die allein ihm seine gewinnbringende und notwendige Tätigkeit ermöglicht: das ergibt sich von selbst als der Inhalt seiner Bemühungen und Wünsche gegenüber der staatlichen Gewalt, von der Frühzeit an, da er als ihr Untertan sich für seinen Markt den Königsfrieden von ihr erbitten muß, bis zu den bürgerlichen Jahrhunderten, in denen er selbst als Ratsherr und Vertreter eines Bundes von Stadtrepubliken es unternehmen kann, seine wirtschaftliche Herrschaft durch ein ganzes System von Handelsvorrechten in fremden Königreichen mit Staatsverträgen zu befestigen.
Auch in dieser Entwicklung kommt die Verweltlichung des Kulturlebens zum Ausdruck, wie sie schon die Wandlung Bremens vom Missionszentrum zur Handelsstadt an einem Orte sinnbildlich darstellt. Das Wirtschaftliche, ursprünglich im Dienste eines durchaus religiös gedachten und mit der Kirche eng verbundenen Kaisertums, erstarkt und verselbständigt sich mit der Zeit so sehr, daß es in immer höherem Maße auf die Ordnung aller weltlichen Beziehungen, insbesondere auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse bestimmend einwirkt. Wieder erscheint so der Kaufmann, der der Träger dieser wirtschaftlichen Veränderungen ist, als der Pionier alles Fortschritts. Man wird gewiß nicht sagen können, daß alle Wandlungen im Leben einer Nation nur auf wirtschaftliche Gründe zurückzuführen seien. In Wirklichkeit ist das menschliche Geschehen, wie es sich im Bild der Geschichte darstellt, ein unentwirrbares Geflecht von Wechselwirkungen bewegender Kräfte, unter denen man niemals mit Sicherheit eine einzige als die erste Ursache aller Dinge wird herausheben können. Wohl aber tritt für unsern Blick in einzelnen Epochen die eine oder andere besonders hervor und wird dann leicht als die

führende gelten, auch wenn sie in Wahrheit nur die Aufgabe eines Vortrupps haben mag, der seinerseits von einer übergeordneten, ihm selbst vielleicht unbekannten Macht seine Weisung empfängt. So sehen wir heute in diesem spätmittelalterlichen Bürgertum die ersten Führer auf dem Weg zu der Auffassung von Staat und Gesellschaft, die in der Neuzeit überall die herrschende geworden ist. Es ist die Auffassung, die, ohne die religiösen Bindungen, die mit allem Leben gegeben sind, zu verkennen, dem Staate in erster Linie die einheitliche und unabhängige Ordnung und Leitung aller weltlichen Verhältnisse als Aufgabe zuweist und die damit also, mag sie sich dessen bewußt sein oder nicht, dem wirtschaftlichen Moment, der rein rationalen Zweckmäßigkeit einen entscheidenden Anteil bei allen politischen Erwägungen einräumt. Es hängt damit zusammen, daß von den Städten ja auch geradezu Wirtschaftspolitik getrieben werden muß. Hier zum ersten Mal wird einer Regierung die Verantwortung auferlegt, über die Sicherheit der Ernährung für eine große Menschenmenge, über die richtige Verteilung der angebotenen Güter zu wachen. Schon daraus ergibt sich alsbald die Notwendigkeit, allmählich eine vielgliedrige Verwaltung durch Beamte aufzubauen, ein ganzes System von Behörden, wie es das weltbeherrschende Kaisertum niemals gekannt hat. Schließlich ist es in all diesen Verhältnissen begründet, daß die Mitglieder einer solchen städtischen Obrigkeit, wie sie ja ursprünglich auch nur als Vertrauensleute einer Genossenschaft zu ihren Ämtern gekommen sind, viel stärker von der äußeren und inneren Zustimmung der Beherrschten abhängig sind, als es bis dahin bei den staatlichen Machthabern des Mittelalters der Fall gewesen war. Auch darin liegt etwas, was uns an diesen Gemeinwesen schon ganz modern anmutet, Hier ist keine Rede mehr von irgendwelcher religiösen Begründung dieser Regierungsgewalt. Ihre Inhaber führen das Amt in viel schlichteren Formen, gewiß nicht ohne Sinn für Würde und Repräsentation, aber im ganzen doch einfach als die bestellten Sachwalter der Gemeinschaft. Faßt man dies alles zusammen,

die Entstehung der neuen Gebilde aus dem gemeinsamen Bewußtsein der bürgerlichen Freiheit, die enge wirtschaftliche Verbundenheit und gegenseitige Abhängigkeit ihrer Glieder, die Ausbildung eines umfassenden, rein weltlichen Behördenaufbaus aus dem Geiste der Selbstverwaltung und der sozialen Verantwortung, so erkennt man, welche Bedeutung diesen Städten des Mittelalters auch in der inneren Entwicklung der Nation zukommt: sie sind die Keimzellen des modernen Staates.
Diese kleinen Gemeinschaften mit ihren noch übersehbaren Grenzen, die doch den Menschen zum ersten Mal vor höhere, über die einfachsten Lebensverhältnisse hinausgehende Aufgaben stellen, werden für einen nicht geringen Teil der Nation die erste hohe Schule politischen, staatsbürgerlichen Erkennens und Handelns. Es ist kein Zufall, daß das zu derselben Zeit geschieht, in der die Nation als Ganzes die große und gerade politisch so folgenreiche Tat der Eroberung des Ostens vollbringt. Überall wird es spürbar, daß diese beiden Jahrhunderte, das zwölfte und das dreizehnte, von Barbarossa bis zu Rudolf von Habsburg, trotz des Zusammenbruches der kaiserlichen Macht, ein Zeitalter großartigen Aufblühens sind. Überall sprengt die Kraft des erwachenden Volkstums die natürlichen Grenzen, von denen es bis dahin noch umschlossen geblieben war; erst jetzt tritt menschliches Wollen der Natur in größerem Maße als selbständige und gestaltende, als Kultur schaffende Macht, in Gesellschaft und Wirtschaft wie in Wissenschaft und Kunst, gegenüber. Und wie beinahe alles, was wir als mittelalterliche Kultur bewundern, in dieser Epoche seine Wurzeln hat, so hat sie auch für das staatliche Dasein der Nation sowohl nach außen hin die Grenzen gezogen, die dann nicht mehr überschritten worden sind, wie auch im Innern einen wesentlichen Teil der Formen entwickelt, innerhalb deren sich künftig das politische Leben abspielte. Nur dem Aufschwung und der Expansion des neunzehnten Jahrhunderts ist die tiefgreifende Umwälzung zu vergleichen, die Deutschland damals in der Zeit des Übergangs vom ritterlichen zum bürgerlichen Mittelalter

erlebt hat, und es wird immer des Nachdenkens wert sein, wie die neue staatliche und wirtschaftliche Machtbildung, die dem deutschen Volke in seiner zweiten Jugend, nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges, noch einmal gelingt, gerade von den beiden Kräften ausgeht, die sich auch in jener ersten Blütezeit nach dem Untergange des alten Kaisertums als die politisch und wirtschaftlich stärksten und erfolgreichsten erwiesen haben: der Staat des Deutschritterordens in Preußen und das Bürgertum der hansischen Städte.

Von Anfang an gehören diese beiden Bewegungen, der Aufstieg der Hanse und die Besiedlung des Ostens, zusammen. Die eine Leistung ist nicht ohne die andere denkbar. Die Ausbreitung des Deutschtums über die Elbe hinaus bedeutete, zumal da sie sich ja an der Küste am schnellsten vollzog, zugleich die Entscheidung darüber, daß die Ostsee ein deutsches, nicht ein slawisches oder dänisches Meer wurde. Sie bedeutete für den deutschen Kaufmann eine Erweiterung des Handelsgebietes, die in mehr als einer Hinsicht von besonderem Wert war. Denn es war ein Neuland, das seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch politisch vollständig unter deutscher Herrschaft stand und damit dem deutschen Handel von vornherein eine ganz andere Stellung gewähren konnte, als es in fremden Staaten selbst unter den günstigsten Verhältnissen möglich war. Weder von der einheimischen Bevölkerung noch von irgendeiner anderen Nation konnte es hier einen nennenswerten Mitbewerb geben in der Pflege der besonders engen und vielfachen Beziehungen, die sich sofort zwischen dem Mutterland und dem so erstaunlich rasch besiedelten Kolonialland entwickeln mußten. Es war in der Tat eine Lage, so glücklich und erfolgversprechend, wie der deutsche Kaufmann sie kaum jemals, selbst im neunzehnten Jahrhundert nicht wieder, gehabt hat. So sind die Deutschen unter den großen Kolonialvölkern des Abendlandes das erste gewesen, und es war natürlich nicht ein Nachteil, sondern ein Vorteil, wenigstens für die damalige Zeit, wenn ihre Kolonieen in Europa lagen. Genau wie später in Spanien,

Holland und England war auch dies, im Gegensatz zu den Kreuzzügen, eine überwiegend bürgerliche Bewegung, und wie das Bürgertum überall in diesen Kolonisationszeiten zugleich die Epoche seiner größten politischen und kulturellen Leistungen gehabt hat, so steht auch hier sein Aufstieg im engsten Zusammenhang mit diesem großen Werk, das ja, wie alles Bedeutende, gewiß nicht aus einem im schlechten Sinne händlerischen, kleinlich rechnenden Gewinnstreben, sondern aus einer im Kern noch ritterlichen Freude am Wagnis und Abenteuer, im tiefsten doch aus dem Willen zur Unabhängigkeit und zum Herrschen hervorgegangen ist.

Aus: Bremen, die Geschichte einer deutschen Stadt

*

Goethe über Schauspielerheiraten

Der Fall Deny

Ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, brauchbar, aber von mäßigen Anlagen, der sich schwerlich in eine höhere Sphäre erheben wird, um hier oder auswärts auf große Gagen Anspruch machen zu können, ist gegenwärtig in seinem Ökonomischen rangiert, war mit seinem Zustande zufrieden, gutwillig und tätig.

Er hatte ein früheres Verhältnis zu einem Mädchen; sie trennten sich und sind nun etwa vier Jahre auseinander. Sie befindet sich indessen als Schauspielerin bei verschiedenen Gesellschaften.

Unvermutet kommt sie nach Weimar als Durchreisende. Sie scheint frühere Gesinnungen und Versprechungen geltend zu machen; manche heiratbefördernde Frauen mischen sich in die Sache; Zudringlichkeiten, Klätschereien bringen leidenschaftliche Bewegungen hervor, und der junge Mensch wird zu einem Entschluß gedrängt.

Jeder Vorgesetzte hat zu seinen Untergebenen ein väterliches Verhältnis. Es war dieses glücklicherweise bei dem weimarischen Theater im höchsten und besten Sinne herkömmlich. Junge Schau-

spieler bildeten sich hier, die mit nichts als einigem Talent hierher kamen. Man sorgte für sie, man begünstigte sie, und sollte nun im Heiratsfalle, der eine neue Bestimmung fürs ganze Leben herbeiführt, nicht die Einwilligung solcher Vorgesetzten wichtiger als selbst der Eltern sein, die entfernt und gleichgültig einem erwachsenen Sohne, der sich selbst ernährte, wenig vorzuschreiben haben?

Hier soll nun ein Schauspieler, der dem heutigen Theater seine ganze Bildung und Existenz zu danken hat, von einer hergefahrenen Person, deren Charakter, Betragen, bisherige Lebensweise man nicht im mindesten kennt, nur so weggeheiratet werden.

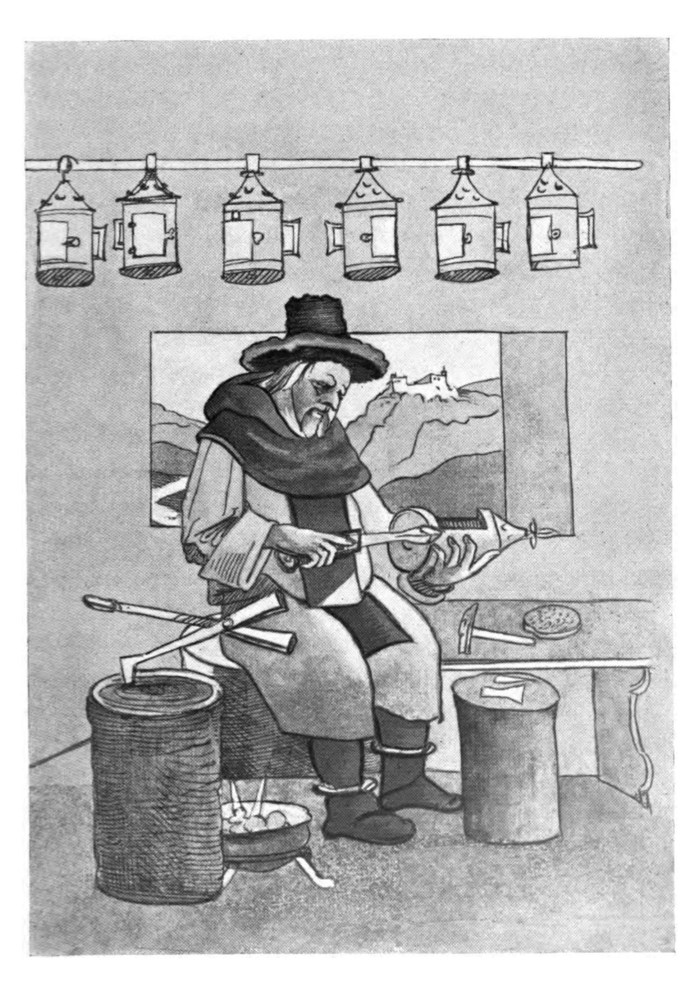
Hierzu kommt, daß sie selbst Schauspielerin ist, von deren Talent man so wenig als von ihren Sitten weiß. Willigte man von seiten herzoglicher Kommission in die Heirat, so würde man in wenig Wochen eine neue Zudringlichkeit erleben; man würde verlangen, Proberollen zu spielen, und sich durch hunderterlei Intrigen und Wege auf ein Theater zu drängen suchen, das gegenwärtig mit jungen Frauenzimmern zum Überfluß gesegnet ist, die man durch Rollen zu befriedigen und zu bilden sich keineswegs imstande befindet.

Bisher hat sich der junge Mann, durch Wirtschaft und gutes Betragen, in leidlichen Umständen befunden. Er konnte sich mit seiner Gage begnügen und durch Treue und Fleiß sich im ruhigen Gange einer Verbesserung wert machen. Für zwei Personen ist sein Einkommen unzulänglich, und es ist nichts klarer, als daß der Anschlag schon gemacht ist, diese Person auf Kosten der Kasse zu ernähren.

Ich habe diese meine Überzeugung im besonderen Falle, nebst meinen Überzeugungen im allgemeinen über die Heiraten der Schauspieler bei dieser Gelegenheit zu den Akten geben wollen, wie ich künftig immer tun werde, wenn leidenschaftliche Zudringlichkeiten uns aus unserm Gleise zu verdrängen drohen.

W., 23. März 1809. G.

Aus: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Zehnter Band



Deutsches Handwerk im Mittelalter: Laternmacher

Ernest Claes

Bruder Jakobus' Flucht aus dem Kloster

Die Brüder schlafen. Vigila super nos, aeterne Salvator, ne nos apprehendat callidus tentator. Bruder Pflaume hat im Schlaf etwas gemurmelt, aber niemand ist davon wachgeworden. Bruder Bernardus schnarcht wie eine stumpfe Säge in der Hand eines Faulpelzes, und Bruder Pförtner macht Bläschen: ph ... ph ... ph ... Sie schlafen fest und ruhig, alle Brüder, nach der schweren Arbeit, so wie sie jede Nacht schlafen unter dem heiligen Dach von Zeveslote.

Nur Bruder Jakobus ist wach. Er hat es elf Uhr schlagen hören, er hat es zwölf Uhr schlagen hören. Im Bett in der Ecke, in dem Bruder Servatius geschlafen hat, liegt er mit offenen Augen da und grübelt. Oder vielmehr, er grübelt nicht mehr, er stöhnt. Sein Kopf ist wie ein kochender Wasserkessel. Er hört sein Herz dumpf klopfen in seiner Brust, schnell, gerade als zähle es hastig etwas. An seinen Schläfen pocht es immer wie mit einem kleinen Hammer. Er versucht ruhig zu denken, einen Gedanken an den anderen zu knüpfen zu einer sinnvollen Folge, aber immer wieder wird alles in seinem Kopf holterdiepolter! durcheinandergeworfen, alle Gedanken zugleich. Es kocht und brodelt wie in einem Kessel, in dem mit jeder Blase etwas anderes vom Boden aufsteigt.

Und das alles ist so, seitdem er Mariechen Korneman über dem Wasser gehalten hat.

Die Turmglocke schlägt ein Uhr. Er hört den Schrei einer Eule über dem Dach des Klosters.

Er wirft sich im Bett auf die Kniee und blickt durch das Fenster. Der Mond steht wieder über dem Garten. Wie Milch ist das Licht auf den Bäumen. Ein leichter Nebelschleier breitet sich unten über die Erde. Er sieht kein Gespenst. Die Gespenster hocken nun in ihm selbst. Eine Nachteule fliegt dicht an seinem Fenster vorbei. Bruder Jakobus erschrickt und blickt hinter sich in das Dunkel

des Schlafraumes. Nein, sie schlafen alle fest wie Kieselsteine. Bruder Bernardus sägt langsam und bedächtig weiter, und Bruder Pförtner macht Blasen: ph ... ph ...

Wie lange hat Bruder Jakobus so dagesessen?

Die Kühle tut ihm gut. Er drückt seine heiße Stirn gegen die Fensterscheibe, die wie ein Stück Eis ist. Er hört das Klopfen seiner Schläfen und seines Herzens nicht mehr.

Nein, hier bleibt er nicht, er muß fort.

Vorsichtig setzt er seine beiden nackten Füße auf den kalten Fußboden. Es ist ein angenehmes Gefühl. Die Kälte steigt an seinen Beinen hoch, er bekommt eine Gänsehaut und schauert. Aber es ist trotzdem ein angenehmes Gefühl, gerade wie vorhin, als er die Stirn gegen die Fensterscheibe drückte.

Nein, er kann nicht hierbleiben ...

Bruder Jakobus sitzt auf dem Rand seines Bettes, die Hände auf den bloßen Knieen, und starrt mit heißen Augen durch das Fenster in die Nacht hinaus. Er lauscht dem Atem der Brüder hinter sich. Ihm ist, als wären sie lauter fremde Menschen, die er zwar kennt, weil sie ihm früher einmal begegnet waren, aber mit denen er nichts gemein hat. Er ist schon weit weg von ihnen.

Und er denkt nach. Ja, gewiß, im Grunde seines Herzens hat er es schon immer gewußt. Und Vater Broos wußte es auch, vielleicht auch Bruder Brauer. Er blickt hinter sich auf Bruder Brauers Bett. Er war mit der besten Absicht hierhergekommen, um heilig zu werden. Er hatte geglaubt, daß hier alles ganz anders wäre, daß es hier von selbst gehen und er an nichts anderes mehr denken würde. Er hatte in den Brüdern eine Art Menschen vermutet, die eigentlich keine Menschen mehr waren, sondern immer erhaben hoch über der Welt in einer heiligen Stimmung lebten, immer glücklich und zufrieden. Eine Ahnung dieses schlichten Glückes hatte er in den Augen der Hagemuhme entdeckt. Und es sind hier wirkliche Menschen, wirkliches Leben. Er weiß nicht, wie das über ihn gekommen ist, wohl fühlt er, daß dieser Traum in

ihm tot ist, für ewig dahin. Und er weiß nun auch, daß er nichts Böses tut, wenn er von hier weggeht. Er hat noch keine Gelübde abgelegt.

Heute nacht noch muß er gehen.

Uh!... Fast zu Tode erschrocken sieht er plötzlich jemand neben sich stehen, und Bruder Brauer legt die Hand auf seine Schulter. Flüsternd fragt er: „Bruder Jakobus, was ist denn, mein Junge?"

„Ach, Bruder Gerlachus... Ich muß fort von hier."

Bruder Brauer setzt sich dicht neben ihn auf den Bettrand. Er legt väterlich den Arm um Bruder Jakobus' Schulter, und eine große gütige Wärme geht von ihm aus. Einen Augenblick bleibt er so sitzen. Leise fragt er dann: „Hast du gut darüber nachgedacht, Bruder Jakobus?"

„Jawohl, Bruder Gerlachus, ich fühle, daß ich nicht hätte hierher kommen sollen, ich kann jetzt nicht mehr."

„Bruder Jakobus, vor Jahren habe ich hier eines Nachts auf demselben Bett neben Bruder Servatius gesessen. Ich hatte gerade von dem Nönnlein geträumt, das nun im Himmel ist... Ich habe das immer von dir gedacht."

„Ist das wahr, Bruder Gerlachus?"

„Jawohl... Vom ersten Tage an, und Pater Zellier wahrscheinlich auch. Du warst von Anfang an zu fromm, zu tiefsinnig, du dachtest, hier gleich mit einem Schlag ein Heiliger zu sein."

Bruder Jakobus lehnt seinen Kopf an Bruder Brauers Schulter. Es kommen Tränen in seine Augen. Er ist so unsagbar froh, daß Bruder Brauer neben ihm sitzt und das gesagt hat. Ihm ist, als wäre das Schlimmste nun vorüber, und sein Herz schlägt ruhiger. Bruder Brauer klopft ihm mit den Fingern leicht auf die Schulter, und diese dicken Finger sagen genau dasselbe, was aus seiner runden, warmen Stimme spricht: „Ich bin bei dir, mein Junge."

Das Dämmerlicht des Mondes wirft einen matten Glanz auf seinen kahlen Kopf.

„Bruder Jakobus, sag mir aufrichtig, es ist nicht ... Sünde, die dich fortgehen heißt?"
„Nein, Bruder Gerlachus, das ist es nicht. Aber ..." Den Kopf an die starke Schulter gelehnt und mit geschlossenen Augen fängt er an zu erzählen:
Von dem, was die Amsel sang, und vom Bruder Servatius, der ihm erschienen war.
„Das kommt vielleicht daher, weil du in seinem Bett schläfst, Bruder Jakobus, dem Bett, auf dem wir sitzen, und du weißt doch, wer bei dem Hund schläft, bekommt seine Flöhe, wie man so sagt."
Vom Heiland, der ihm auf dem Sandweg erschienen war und den Möhrenstummel aufgehoben hatte.
„Der Heiland selbst wird das wohl nicht gewesen sein, Bruder Jakobus, der hat für solche Dinge keine Zeit. Ich glaube, daß es vielmehr die Hitze war. So ähnlich geht es einem, wenn man zuviel getrunken hat, dann sieht man auch immer alles mögliche."
Und von Mariechen Korneman, die er über den Bach gehoben hatte.
„Das ist doch keine Sünde, Bruder Jakobus, wenn das Mädchen eben nicht hinüberspringen konnte."
„Gewiß, Bruder Gerlachus, aber als ich sie über dem Bach hielt, habe ich in das Wasser geblickt."
„Und? ..."
„Und ..."
„Das ist ernster, Bruder Jakobus, das ist wirklich ernster ..."
Sie schwiegen eine Weile, in schweren Gedanken versunken. Sie blicken durch das Fenster in den mondhellen Garten und sehen dort viele Dinge. Ihre nackten Füße auf dem Fußboden werden eiskalt. Dann sagt Bruder Brauer, indem er den Kopf schüttelt:
„Bruder Jakobus, ich weiß nicht, was das alles zu bedeuten hat, denn ich bin kein gelehrter Mann. Es gibt Dinge, die man immer ernst nehmen soll, wenn man Klosterbruder ist, aber ich sehe dennoch

keine Sünde darin, ein so braves Mädchen ... das ist wenigstens meine Meinung."
Seine linke Hand ergriff plötzlich die Hand des Bruders Jakobus.
„Bruder Jakobus, wollen wir nun erst zehnmal den Englischen Gruß beten, und dann gehe ich mit dir bis an das Tor."
Und sie beteten zehnmal den Englischen Gruß und zählten an den Fingern mit, der heilige Bruder Brauer, der die Sechzig schon überschritten hatte und Gastwirt gewesen war, und Bruder Jakobus, dem das Leben noch offen stand. Sie waren beide im Hemd, und ihre Augen blickten in die mondhelle Nacht über dem schlafenden Klostergarten. Als sie ihre Gebete gesprochen hatten, fragte Bruder Brauer: „Sind deine Kleider noch in deinem Koffer?"
„Jawohl, Bruder Gerlachus."
„Dann zieh dich an, aber gib acht, daß du niemand weckst."
Er geht zu seinem eigenen Bett hinüber, um in seine Kutte zu schlüpfen. Bruder Jakobus holt vorsichtig seinen Koffer unter dem Bett hervor, nimmt seine Hose, seine Jacke, den schwarzen steifen Hut von der Osterkerze und zieht sich an. Er kommt sich gleich völlig verwandelt vor. Er nimmt seinen Rosenkranz vom Kopfende des Bettes und steckt ihn in die Hosentasche. Das ist das einzige, was er aus dem Kloster mitnimmt. Seine Schuhe trägt er in der Hand, um keinen Lärm zu machen im Gang. Er wirft einen letzten Blick auf die beiden Reihen der schlafenden Brüder, die jeder in ihrem abgetrennten Kämmerchen daliegen. Dann öffnet Bruder Brauer leise die Tür, und sie gehen.
Der Mond lugt durch das hohe Fenster. Er blickt auf das leere Bett des Bruders Jakobus, auf dem die graue Kutte liegt, wie er vor Jahren auf dasselbe Bett geschienen hat, damals, als die verlassene Kutte des Bruders Servatius darauf lag.
Sie gehen durch den stillen Klostergang, dicht an den Wänden entlang, weil der Fußboden dort weniger knackt, und steigen die Treppe hinunter. Alles schläft nun. In der dunklen Klosterkapelle

schimmert die Gotteslampe vor dem Tabernakel, wo der Herrgott ewig wacht über die Ruhe des Klosters von Zeveslote. Non timebis a timore nocturno . . . Scuto circumdabit te veritas ejus.
Als sie die Vordertür aufmachen, stehen sie im Hof vor der Klosterkapelle. Dort hängt an der Mauer ein altes Bildwerk der Madonna des guten Rates. In der kleinen Laterne darunter brennt eine Kerze, die nun fast aufgebrannt ist. Es ist ein sehr altes Bildwerk, vermutlich so alt wie das Kloster selbst, und die Patres behaupten, daß ein Kreuzritter es mitgebracht und dort aufgestellt hat. Das Jesuskind hat keinen Kopf mehr, und niemand kann sich erinnern, das Köpfchen jemals darauf gesehen zu haben, so alt ist dieses Bildwerk.
Bruder Brauer und Bruder Jakobus bleiben einen Augenblick vor diesem Bildwerk stehen und werfen einen Blick darauf.
Jetzt schiebt Bruder Brauer die beiden schweren Riegel zurück, das Tor öffnet sich, und sie stehen draußen.
Vor ihnen liegt die helle Sommernacht. Der Vollmond steht hoch über den Wäldern des Kempenlandes, und der Sandweg gerade vor dem Klostertor schimmert im blassen Licht. Die Grillen geigen hier und da, sonst rührt sich nichts.
Bruder Brauer fragt: „Du gehst doch wohl nach Hause?"
„Nein, Bruder Gerlachus, später vielleicht . . . Ich gehe in irgendein Dorf, ich will erst unter Menschen sein und Gutes tun."
Bruder Brauer betrachtet ihn eine Weile und schüttelt den Kopf. Er begreift das nicht.
„Wie bist du auf den Gedanken gekommen?"
„Heute nacht, als ich an den Heiland dachte, der auf dem Sandweg an mir vorbeiging und den Stummel meiner Möhre auflas . . . Hier kann ich nicht bleiben, Bruder Gerlachus, aber ich will etwas tun, ich will mir Mühe geben, ein heiliges Leben zu führen. Wie ein einfacher Mensch möchte ich unter den Menschen wohnen und überall Gutes tun, wo ich nur kann."

„Wie du willst," sagt Bruder Brauer, „ich täte das nicht, aber du mußt nun selber wissen, was du tust."
So stehen sie da beisammen. Es ist, als könnten sie nicht auseinandergehen, sie blicken auf den blassen Sandweg und lauschen den Grillen. Dann legt Bruder Brauer die Hand auf Bruder Jakobus' Schulter.
„Geh nun", sagt er. Und dann mit ganz veränderter Stimme: „Siehst du, Bruder Jakobus, ich bin nur ein einfacher Klosterbruder, und in der Welt habe ich es nur bis zum Brauergesellen und Gastwirt gebracht. Aber das muß ich dir sagen, mein Junge, das Leben ist das Leben, ganz gleich, wo man steht und geht, und man muß es nehmen, so wie es ist. Launen, das hat in den Augen unseres Herrgottes keinen Sinn ... Ich glaube nicht, daß ich noch lange leben werde, Bruder Jakobus, ich habe heute nacht wieder von diesem Nönnlein geträumt, und sie sagte: ‚Bruder Brauer, dein Platz wartet auf dich ...' Aber solange Bruder Brauer noch leben wird, mein Junge, wird er jeden Tag für dich beten ... Nun geh!"
Er blickt ihm lange nach, wie er den Sandweg hinaufschreitet, im Mondschein und im leichten Nebel tief am Boden. Er sieht seine langen Arme, die neben seinem hageren Leib baumeln, und den runden steifen Hut auf seinem Kopf. Dann wird er zu einem schwarzen Schattenstreifen zwischen den Bäumen und über dem Nebel – und dann ist nichts mehr zu sehen. Bruder Brauer seufzt, wirft links und rechts einen Blick über die schweigenden Tannenwälder, auf den vollen Mond, hört die zirpenden Grillen – und kehrt ins Kloster zurück.
Im Mondlicht schreitet Bruder Jakobus dahin über den Sandweg, dem Osten zu, woher der neue Tag kommen muß. Als der erste blasse Lichtschein am Himmel sichtbar wird und ein rosiger Streifen am Horizont höher steigt, hört er hinter sich, fern, die Glocke des Klosters von Zeveslote, die jetzt zur Frühmette läutet. Er steht einen Augenblick still und lauscht.
Nun stehen die Brüder und Patres auf: Vater Abt, Pater

Prior, Pater Zellier ... und Bruder Pförtner, Bruder Pflaume, Bruder Honig ... Deus, Deus meus, ad Te de luce vigilo. Ding ... Ding ... Ding ...
Er holt seinen Rosenkranz aus der Hosentasche.
Und Bruder Jakobus ging seinen Weg.

Als Bruder Brauer den Beichtstuhl Pater Zelliers verließ, warf er sich vor dem Kruzifix auf die Kniee. Er hob beide Arme in die Höhe. Pater Zellier kniete auf dem Stuhl neben dem Beichtstuhl. Und plötzlich sah er, daß über Bruder Brauers dicke Wangen Tränen rannen. Und diesmal blickte Pater Zellier auf Bruder Brauer mit großer, großer Liebe.

Aus dem Roman: Bruder Jakobus



Zeichnung von Fritz Fischer zu Hauff, Das kalte Herz

Ein Brief von Rainer Maria Rilke

Château de Muzot s/Sierre/Valais,
am 26. Februar 1924

Sehr geehrter Herr Dr. Schaer,

eine längere, durch Unwohlsein verursacht gewesene Abwesenheit von Muzot hat mich in Arbeit und Korrespondenz so weit in Rückstand gebracht, daß ich mir, auch Ihnen gegenüber, ein arges Versäumnis vorzuwerfen habe; Ihr aufmerksamer Brief trägt das Datum des 3. Februar!

Wenn schon die Güte Ihrer Zuwendung mir an sich verpflichtend sein mußte, so wird mein Spätsein um so schuldiger vor der Tatsache, daß Ihr Schreiben zwei Fragen enthält, die raschere Beantwortung verdient hätten.

Die eine Anfrage zu beantworten, ist kurz und einfach: es ist, seit den beiden Bänden der Neuen Gedichte (Neue Gedichte und der Neuen Gedichte anderer Teil) keinerlei Veröffentlichung von Versen aus meinen Beständen erfolgt, bis zu den beiden neuen Büchern, die Sie ja kennen und nennen.

Was aber die zweite Erkundigung angeht, so wissen Sie selbst, wie schwer und langwierig eine Beantwortung des in ihr eröffneten Themas sein möchte; ja ich muß sofort gestehen, daß ich mich dazu nicht recht fähig fühle. In meiner frühesten Zeit, vor fünfundzwanzig, vor dreißig Jahren, konnte wohl von „Einflüssen", die sich einfach und namentlich anführen lassen, die Rede sein. Der Name Jacobsen für sich allein bedeutet da eine ganze bestimmte Epoche meines Lebens: er war wirklich der „Jahres-Regent" meines Himmels-Erdenjahrs. Und wenn ich an den Bang (des Grauen und Weißen Hauses) denke, so möchte da ein Stern erster Größe verzeichnet sein, nach dessen Erscheinung und Stellung ich mich eine ganze Weile in dem Dunkel meiner Jugend (die anders dunkel war und anders zwielichtig, als heute Jugenden sind) zurechtfand. Liliencrons Namen war mir sehr wunderbar in jenen Jahren, der Dehmels hart und bedeutend;

Hofmannsthals Dasein bewies einem irgendwie, daß der unbedingteste Dichter als Zeitgenosse möglich sei –, und in Stefan Georges unnachgiebiger Gestaltung ahnte man das wiederentdeckte Gesetz, dem keiner fortan, wenn es ihm um das Wort als Magie zu tun ist, sich würde entziehen können. In diese so erfahrenen Beziehungen wirkten die Russen hinein, Turgeniew zuerst, und, der mich auf diesen Meister hingewiesen hatte, Jacob Wassermann, durch seine Person sowohl, wie durch seine ersten, schon eigentümlich beherrschten Arbeiten. Gerhart Hauptmann, zu dem auch persönliche Beziehungen bestanden – Michael Kramer zu erkennen, war ein Stolz jener Jahre. Mit der ersten Reise nach Rußland (1899) und dem Erlernen der russischen Sprache, in der ich dann rasch und fast nicht mehr gehemmt, die Bezauberung Puschkins und Ljermontows, Njekrassows und Fets und so vieler anderer Einfluß erfuhr ..., mit diesen entscheidenden Einbeziehungen verändert sich dann die Situation so gründlich, daß ein Verfolgen von Beeinflussungen absurd und unmöglich erscheint: es sind unzählige! Was hat nicht alles gewirkt! Das eine durch seine Vollkommenheit, anderes, weil man sofort begriff, daß es besser oder anders zu machen sei. Dies, weil man es gleich als zugehörig und maßgebend erkannte, jenes, weil es sich aufdrängte, mit Feindschaft, ohne faßlich, ja beinah ohne erträglich zu sein. Und das Leben! Die Gegenwart des plötzlich unerschöpflich eröffneten Lebens, das mir in Rußland noch wie ein Bilderbuch sich aufschlug, in das ich dann aber, seit meiner Übersiedlung nach Paris (1902), mich einbezogen wußte, überall mitteilend, mitgefährdet, mitbeschenkt! Und die Kunst ... die Künste! Daß ich Rodins Sekretär gewesen sei, ist nicht viel mehr als eine hartnäckige Legende, erwachsen aus dem Umstande, daß ich ihm einmal, vorübergehend, während fünf Monaten (!), in seiner Korrespondenz behilflich war ... Aber sein S c h ü l e r bin ich viel besser und viel länger gewesen: denn auf dem Grunde aller Künste wirkte die eine, gleiche Forderung, die ich nie so rein übernommen habe, wie durch die Gespräche mit dem gewaltigen Meister, der

damals noch, obwohl im höchsten Alter, voll von lebendiger Erfahrung war; im eigenen Metier besaß ich einen sehr großen und rühmlichen Freund, Emile Verhaeren, den in seiner harten Herrlichkeit so menschlichen Dichter, – und als das stärkste Vorbild stand, seit 1906, das Werk eines Malers vor mir, Paul Cézannes, dem ich dann, nach dem Tode des Meisters, auf allen Spuren nachging.

Aber ich frage mich oft, ob nicht das an sich Unbetonte den wesentlichsten Einfluß auf meine Bildung und Hervorbringung ausgeübt hat: der Umgang mit einem Hund; die Stunden, die ich zubringen konnte, in Rom einem Seiler zuschauend, der in seinem Gewerb eine der ältesten Gebärden der Welt wiederholte, ... genau wie jener Töpfer, in einem kleinen Nil-Dorf, neben dessen Scheibe zu stehen, mir unbeschreiblich, in einem geheimsten Sinne ergiebig war. Oder daß es mir vergönnt gewesen ist, mit einem Hirten durch die Landschaft der „Baux" zu gehen, oder in Toledo, mit ein paar spanischen Freunden und ihren Gefährtinnen, in einer verarmten kleinen Pfarrkirche eine uralte Novene singen zu hören, die einmal, im 17ten Jahrhundert, als man die Überlieferung dieses Gebrauchs unterdrückte, in derselben Kirche von Engeln gesungen war... Oder daß ein so inkommensurables Wesen wie Venedig mir vertraut ist, bis zu dem Grade, daß Fremde mich in der Vielwendigkeit der „Calli" mit Erfolg nach jedem Ziele fragen konnten, das ihnen erwünscht war..., dies alles, nicht wahr?, war „Einfluß" –, und der größeste bleibt vielleicht zu nennen: daß ich allein sein durfte in so viel Ländern, Städten und Landschaften, ungestört, mit der ganzen Vielfalt, mit allem Gehör und Gehorsam meines Wesens einem Neuen ausgesetzt, willig ihm zuzuhören und doch wieder genötigt, mich von ihm abzuheben...

Nein, in diese einfachen Vollziehungen, die das Leben mit uns begeht, können, wenigstens später, Bücher nicht ganz entscheidend herüberwirken; vieles, was, aus ihnen, mit seinem Gewicht sich in uns legt, mag da rein aufgewogen sein durch die Begegnung

mit einer Frau, durch eine Verschiebung in der Jahreszeit, ja durch den bloßen Wechsel des Luftdrucks ..., dadurch zum Beispiel, daß unversehens zu einem so und so beschaffenen Morgen ein „anderer" Nachmittag gehört –, oder was Ähnliches dergleichen uns fortwährend widerfährt.
Die Frage nach „Einflüssen" ist natürlich möglich und zulässig, und es mag Fälle geben, wo die Antwort die überraschendsten Aufschlüsse mit sich bringt; indessen, wie immer sie auch lautet, sie muß sofort wieder an jenes Leben, aus dem sie stammt, zurückgegeben werden und gewissermaßen aufs neue in ihm aufgelöst. Diesem Gefühle folgend, versuchte ich hier, um überhaupt zu antworten, schon so etwas wie eine „Lösung" zuzubereiten. Möge sie, sehr geehrter Herr Doktor, in Ihrem Probierglas nicht zu verdünnt erscheinen und noch einige Eigenschaften beweisen, die die Untersuchung und Überwachung, die Sie daran wenden wollen, lohnen.

Empfangen Sie den Ausdruck meiner vollkommenen Ergebenheit:

Rainer Maria Rilke

*

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,
wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten
und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten,
da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Ernst Moritz Arndt





F. E. Sillanpää / Wehmut des ersten Schnees

Draußen im Hof geht ein Naturspiel vor sich, ununterbrochen... und das Sonderbare daran ist, daß es – Stille schafft. Schwer, es irgendwie neu auszudrücken, ... es ist ganz einfach ein stiller Schneefall. Und wirkt doch, jetzt wie schon manches Mal vordem und auf mich wie auf manch anderen Dichter, wirkt durch die Fensterscheiben hindurch zu mir hier drinnen. Dämpft in Wahrheit und auch dichterisch gesprochen alles Laute, gießt Stille und irgendwie auch Wärme in Leib und Seele und geistige Schau.

Müde bin ich und belastet, möchte ganz vergehn. Nicht daß ich darüber klagen will, – aber es ist so grausam wahr. Spottet drum nicht, wenn ich bitte: laßt mich ein wenig ruhen im Zauberbann des stillen Flockenfalls! Senkt sich so unerwartet tiefer Friede in Herz und Sinne, dann fühle ich besonders stark, wie erschreckend groß jene Friedlosigkeit gewesen – und weiter sein wird, wenn ich aus der Verzauberung wieder erwache – jene Unrast, die, wenn wir lange Zeit ihre Beute sind, uns schließlich als natürliches Lebensgesetz erscheint.

Dieser erste Schnee – deckt er nicht eine kleine Zeitspanne voller Ungeheuerlichkeiten zu? Und zu welch neuen bildet er den Auftakt...?

Jetzt aber, in dieser Stunde, ist nichts als dieses tiefgesättigte Schweigen, während die Flocken niedersinken – eine kurze Grenzspanne zwischen zwei Zeiträumen ... Und wehrlos fühle ich mich anheimgegeben dem Zurückschweifen, dem Untertauchen meines ganzen Bewußtseins in vergangene Zeiten. Jahreszahlen schweben hervor, die allein schon den leisen Duft des alten Hauskalenders meines Kindheitsheims aufsteigen lassen. Ich stütze die Ellbogen aufs Fensterbrett, wie vor Zeiten so manch liebes Mal, und schließe blinzelnd halb die Augen, so daß ich nur die Schneeflocken sehe ... Ach, Jahreszahl du ... bist du etwa achtzehnhundertfünfundneunzig? Wie fern sind Erleben und Stimmung deines Novembermonats! Wie ist es überhaupt möglich, daß ich dir so weit entrückt und doch immer noch am Leben bin?

– – –

Eine kleine Einödhütte. Ein Spätherbsttag. Die Freiwoche des Gesindes ist schon vorüber, mit tiefverhangenen, tropfendnassen Tagen, mit kotigen Wegen und des Hähers Schrei an der Korndarre. Kalt ist die Luft, der Boden festgefroren, am Himmel treiben die Wolken so düster und blauschwarz, als könnte jäh ein Blitzstrahl daraus hervorbrechen. Ein Eichhörnchen flitzt durchs Fichtengeäst; die letzten Kronsbeeren verdorren an ihren Stielen auf den Moosbülten.

Der einzige Junge des kleinen Häuslerheims kümmert sich um all diese Dinge nicht als um den leisen Hauch seines Atems; all das ist ja dort draußen hinterm Ackerzaun, und er, er ist halt grade hier drinnen hinterm Fenster. Ein Hemd hat er an, Kammgarnhosen an einem Leibchen, Jacke und Strümpfe, dazu seine kleinen Schaftstiefel. Not leidet er nicht; soeben hat er sein Brot und seine Dickmilch verzehrt. Und sind auch die Wolken düster, ein Blitz kommt um diese Jahreszeit nicht aus ihnen gefahren.

Der Knabe träumt und wartet – wartet, ohne zu wissen, worauf. Hinter ihm ruht die Stube in Schweigen. Der altersgeschwärzte Fußboden glänzt nach dem Scheuern; eine Bürde Holz liegt vor dem Herd; auf dem Ofensims dehnt sich die Katze. Ticktack,

geht die Uhr ihren Gang. Oh, wie genau er das alles kennt! Ein tiefer seufzender Atemzug gibt Kunde davon.

Jetzt miaut die Katze. Aber der Junge wendet nicht den Kopf, denn all sein Sinnen ist auf das gerichtet, was sich da draußen in der düster-bläulichen Luft zusammenbraut. War nicht schon eine vereinzelte Flocke da drüben irgendwo heruntergetaumelt? Oder kamen sie doch wohl schon auf mehreren Stellen? Denn jetzt fallen sie bereits in Massen, immer größere ... und immer lautloser wird die Stille. Vom Himmel her kommen sie, das sieht und begreift man. Und das Kind läuft auf den Hof hinaus, um ihrem Rieseln ganz aus der Nähe zu lauschen. Sieben Jahre lang ist er erst auf dieser Welt, der kleine Kerl, aber er weiß doch schon recht gut: das bedeutet Winter.

An seinen Händen, seinen Ärmeln haften die Schneeflocken. Gleich kleinen, geheimnisvoll bewegten Lebewesen sind sie, aber gar nicht Furcht einflößend. Da verflüchtigt sich schon eine, schmilzt. Aber man hat nicht das Gefühl, daß sie stirbt; nein, gleich kommt eine andere an ihre Stelle. Es ist nur eine Art kleiner Kniff, den sie alle anwenden, wie sie da so als ein dichter Schwarm umherwirbeln und duftende Kühle ausströmen. Und blickt man höher hinauf, sind überall welche, die ganze Luft ist erfüllt von ihrem Wallen und Wirbeln. Sogar in den offenen Mund stehlen sie sich hinein, wenn das Auge blinzelnd zu erspähen versucht, bis in welche Höhe man sie verfolgen kann. Sie kommen vom Himmel nieder, und nirgends scheint ihrem Flattern eine Grenze gesetzt: allüberall ein und dieselbe flockenerfüllte Himmelsluft, bis hinunter zu dem schauenden Knaben.

Vernehmbarer als vorher rauscht der Fluß. In Jokela drüben, beim Nachbarn, knallt eine Tür zu. Ach, wo ist denn Jokela? Gar nicht mehr zu sehen! Und die leichten, molligen Schneeflocken auf seinen Kleidern wandert der Junge zum Fluß hinab und von dort nach Jokela, um in des Nachbars gemütlicher alter Kate einzuschauen.

Die Fensterbänke und Fensterrahmen in jener Hütte waren dazumal schon durch die Ausdünstung der Scheiben vermorscht gewesen –, aber ihr alter, friedenspendender Geruch lag mir noch im Sinn, als ich mich – wieder zu der Bedrängnis meiner friedlosen Gegenwart erwacht – neben einem roh übertünchten Fensterrahmen fand. Wie um mir schüchtern Trost zu bringen, schmiegte sich ein kleiner Junge zwischen meine Kniee. Seiner Haut entströmte der Duft frischgefallenen ersten Schnees, vermengt mit jenem ganz eigenen Geruch von Knabenhaut, der an Teer erinnert. Ein kleines Weilchen half er mir noch – hinweg von „des Bewußtseins Qual".

Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist

*

Karl von Clausewitz / Der kriegerische Genius

Von allen großartigen Gefühlen, die die menschliche Brust in dem heißen Drange des Kampfes erfüllen, ist, wir wollen es nur gestehen, keins so mächtig und konstant wie der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache so ungerecht behandelt, indem sie ihn in „Ehrgeiz" und „Ruhmsucht" durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt. Freilich hat der Mißbrauch dieser stolzen Sehnsucht gerade im Kriege die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorbringen müssen; aber ihrem Ursprunge nach sind diese Empfindungen gewiß zu den edelsten der menschlichen Natur zu zählen, und im Kriege sind sie der eigentliche Lebenshauch, der dem ungeheuren Körper eine Seele gibt. Alle anderen Gefühle, wieviel allgemeiner sie auch werden können oder wieviel höher manche auch zu stehen scheinen: Vaterlandsliebe, Ideenfanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art, sie machen den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nicht entbehrlich. Jene Gefühle können den ganzen Haufen im allgemeinen erregen und höher stimmen, geben

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

L. Uhland.

aber dem Führer nicht das Verlangen, mehr zu wollen als die Gefährten, das ein wesentliches Bedürfnis seiner Stelle ist, wenn er Vorzügliches darin leisten soll; sie machen nicht, wie der Ehrgeiz tut, den einzelnen kriegerischen Akt zum Eigentum des Anführers, welches er dann auf die beste Weise zu nutzen strebt, wo er mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt sät, um reichlich zu ernten. Diese Bestrebungen aller Anführer aber, von dem höchsten bis zum geringsten, diese Art von Industrie, dieser Wetteifer, dieser Sporn sind es vorzüglich, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen. Und was nun ganz besonders den höchsten betrifft, so fragen wir: Hat es je einen großen Feldherrn ohne Ehrgeiz gegeben, oder ist eine solche Erscheinung auch nur denkbar?

Die Festigkeit bezeichnet den Widerstand des Willens in bezug auf die Stärke eines einzelnen Stoßes, die Standhaftigkeit in bezug auf die Dauer. So nahe beide beieinander liegen und sooft der eine Ausdruck für den andern gebraucht wird, so ist doch eine merkliche Verschiedenheit ihres Wesens nicht zu verkennen, insofern die Festigkeit gegen einen einzelnen heftigen Eindruck ihren Grund in der bloßen Stärke eines Gefühls haben kann, die Standhaftigkeit aber schon mehr von dem Verstande unterstützt sein will; denn mit der Dauer einer Tätigkeit nimmt die Planmäßigkeit derselben zu, und aus dieser schöpft die Standhaftigkeit zum Teil ihre Kraft.

Wenden wir uns zur Gemüts- oder Seelenstärke, so ist die erste Frage, was wir darunter verstehen sollen.

Offenbar nicht die Heftigkeit der Gemütsäußerungen, die Leidenschaftlichkeit, denn das wäre gegen allen Sprachgebrauch, sondern das Vermögen, auch bei den stärksten Anregungen, im Sturm der heftigsten Leidenschaft, noch dem Verstande zu gehorchen. Sollte dies Vermögen bloß von der Kraft des Verstandes herrühren? Wir bezweifeln es. Zwar würde die Erscheinung, daß es Menschen von ausgezeichnetem Verstande gibt, die sich nicht in ihrer Gewalt haben, noch nichts dagegen beweisen, denn man

könnte sagen, daß es einer eigentümlichen, vielleicht einer mehr kräftigen als umfassenden Natur des Verstandes bedürfe. Aber wir glauben der Wahrheit doch näher zu sein, wenn wir annehmen, daß die Kraft, sich auch in den Augenblicken der heftigsten Gemütsbewegung dem Verstande zu unterwerfen, welche wir die Selbstbeherrschung nennen, in dem Gemüte selbst ihren Sitz hat. Es ist nämlich ein anderes Gefühl, das in starken Gemütern der aufgeregten Leidenschaft das Gleichgewicht hält, ohne sie zu vernichten, und durch dieses Gleichgewicht wird dem Verstande erst die Herrschaft gesichert. Dieses Gegengewicht ist nichts anderes als das Gefühl der Menschenwürde, dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnis, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken. Wir würden darum sagen: ein starkes Gemüt ist ein solches, welches auch bei den heftigsten Regungen nicht aus dem Gleichgewicht kommt.

Werfen wir einen Blick auf die Verschiedenartigkeit der Menschen in Beziehung auf das Gemüt, so finden wir erstens solche, die sehr wenig Regsamkeit besitzen und die wir phlegmatisch oder indolent nennen.

Zweitens sehr Regsame, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten und die wir als gefühlvolle, aber ruhige Menschen kennen.

Drittens sehr Reizbare, deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind; endlich viertens solche, die durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewegung kommen, deren Gefühle aber eine große Gewalt annehmen und viel dauernder sind. Dies sind die Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften.

Dieser Unterschied der Gemütskonstitution liegt wahrscheinlich dicht an der Grenze der körperlichen Kräfte, die sich in dem menschlichen Organismus regen, und gehört jener Amphibiennatur an, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der andern dem Geiste zugewendet scheint. Wir mit

unserer schwachen Philosophie haben in diesem dunklen Felde nichts weiter zu suchen. Wichtig ist es uns aber, bei der Wirkung einen Augenblick zu verweilen, welche diese verschiedenen Naturen in der kriegerischen Tätigkeit haben, und zu sehen, inwiefern eine große Seelenstärke von ihnen zu erwarten ist.

Die indolenten Menschen können nicht leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden, aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäußerung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, daß solche Menschen eben wegen ihres beständigen Gleichgewichts im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind. Es fehlt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon die Tätigkeit, aber sie verderben nicht leicht etwas.

Die Eigentümlichkeit der zweiten Klasse ist, daß sie von kleinen Gegenständen leicht zum Handeln angeregt, von großen aber leicht erdrückt wird. Menschen dieser Art werden eine lebhafte Tätigkeit zeigen, einem einzelnen Unglücklichen zu helfen, aber von dem Unglück eines ganzen Volkes nur traurig gestimmt, nicht zum Handeln angeregt werden.

Im Kriege wird es solchen Männern weder an Tätigkeit noch an Gleichgewicht fehlen, aber etwas Großes werden sie nicht vollbringen, es müßte denn sein, daß in einem sehr kräftigen Verstande die Motive dazu vorhanden wären. Es ist aber selten, daß sich mit solchen Gemütern ein sehr starker, unabhängiger Verstand verbindet.

Die aufbrausenden, aufflammenden Gefühle sind an sich für das praktische Leben und also auch für den Krieg nicht sehr geeignet. Sie haben zwar das Verdienst starker Antriebe, aber diese halten nicht vor. Wenn indessen in solchen Menschen die Regsamkeit die Richtung des Mutes und des Ehrgeizes hat, so wird sie im Kriege auf niedrigen Stellen oft sehr brauchbar aus dem bloßen Grunde, weil der kriegerische Akt, über den ein Führer der niederen Stufen zu gebieten hat, von viel kürzerer Dauer ist. Hier reicht oft ein einzelner mutiger Entschluß, eine Aufwallung der Seelenkräfte

hin. Ein kühner Anfall, ein kräftiges Hurra ist das Werk weniger Minuten, ein kühner Schlachtenkampf ist das Werk eines ganzen Tages und ein Feldzug das Werk eines Jahres.

Bei der reißenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemüts zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf, und dies ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. Aber es würde gegen die Erfahrung sein, zu behaupten, daß sehr reizbare Gemüter niemals stark, d. h. auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten. Warum sollte auch das Gefühl für die eigene Würde in ihnen nicht vorhanden sein, da sie in der Regel den edleren Naturen angehören. Dies Gefühl fehlt ihnen selten, es hat aber nicht Zeit, wirksam zu werden. Hinterher sind sie meist von Selbstbeschämung durchdrungen. Wenn Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung sie früh oder spät das Mittel gelehrt haben, gegen sich selbst auf der Hut zu sein, um in Augenblicken lebhafter Anregung sich des in ihrer Brust ruhenden Gegengewichts noch beizeiten bewußt zu werden, so können auch sie einer großen Seelenstärke fähig sein.

Endlich sind die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten des kriegerischen Handelns vorstellen können. Die Wirkung ihrer Gefühle gleicht der Bewegung großer Massen, die, wenn auch langsamer, doch überwältigender ist.

Obgleich solche Menschen nicht so von ihren Gefühlen überfallen und zu ihrer eigenen Beschämung fortgerissen werden wie die vorigen, so wäre es doch wieder gegen die Erfahrung, zu glauben, daß sie das Gleichgewicht nicht verlieren und blinder Leidenschaft nicht unterwürfig werden könnten; dies wird vielmehr immer geschehen, sobald ihnen der edle Stolz der Selbstbeherrschung fehlt oder sooft er nicht stark genug ist. Wir sehen diese Erfahrung am häufigsten bei großartigen Männern roher Völker, wo die ge-

ringe Verstandesausbildung immer ein Vorherrschen der Leidenschaft begünstigt. Aber auch unter den gebildeten Völkern und in den gebildetsten Ständen derselben ist ja das Leben voll solcher Erscheinungen, wo Menschen durch gewaltsame Leidenschaften fortgerissen werden, wie im Mittelalter die auf Hirschen angeschmiedeten Wilddiebe durch das Gehölz.

Wir sagen es noch einmal: Ein starkes Gemüt ist nicht ein solches, welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist.

Mit dem Namen der Charakterstärke oder überhaupt des Charakters bezeichnet man das feste Halten an seiner Überzeugung, sie mag nun das Resultat fremder oder eigener Einsicht sein, und mag sie Grundsätzen, Ansichten, augenblicklichen Eingebungen oder was immer für Ergebnissen des Verstandes angehören. Aber diese Festigkeit kann sich freilich nicht kund tun, wenn die Einsichten selbst häufigem Wechsel unterliegen. Dieser häufige Wechsel braucht nicht die Folge fremden Einflusses zu sein, sondern er kann aus der eigenen fortwirkenden Tätigkeit des Verstandes hervorgehen, deutet dann aber freilich auf eine eigentümliche Unsicherheit desselben. Offenbar wird man von einem Menschen, der seine Ansicht alle Augenblicke ändert, wie sehr dies auch aus ihm selbst hervorgehen mag, nicht sagen: er hat Charakter. Man bezeichnet also nur solche Menschen mit dieser Eigenschaft, deren Überzeugung sehr konstant ist, entweder weil sie tief begründet und klar, an sich zu einer Veränderung wenig geeignet ist oder weil es, wie bei indolenten Menschen, an Verstandestätigkeit und damit an dem Grunde zur Veränderung fehlt, oder endlich, weil ein ausdrücklicher Akt des Willens, aus einem gesetzgebenden Grundsatz des Verstandes entsprungen, den Wechsel der Meinungen bis auf einen gewissen Grad zurückweist.

Nun liegen im Kriege in den zahlreichen und starken Eindrücken

welche das Gemüt erhält, und in der Unsicherheit alles Wissens und aller Einsicht mehr Veranlassungen, den Menschen von seiner angefangenen Bahn abzudrängen, ihn an sich und andern irre zu machen, als dies in irgendeiner andern menschlichen Tätigkeit vorkommt.

Der herzzerreißende Anblick von Gefahren und Leiden läßt das Gefühl leicht ein Übergewicht über die Verstandesüberzeugung gewinnen, und in dem Dämmerlicht aller Erscheinungen ist eine tiefe, klare Einsicht so schwer, daß der Wechsel derselben begreiflicher und verzeihlicher wird. Es ist immer nur ein Ahnen und Herausfühlen der Wahrheit, nach welchem gehandelt werden muß. Darum ist nirgends die Meinungsverschiedenheit so groß als im Kriege, und der Strom der Eindrücke gegen die eigene Überzeugung hört nie auf. Selbst das größte Phlegma des Verstandes kann kaum dagegen schützen, weil die Eindrücke zu stark und lebhaft und immer zugleich gegen das Gemüt mit gerichtet sind.

Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln von einem höheren Standpunkt aus leiten, können die Frucht einer klaren und tiefen Einsicht sein, und an ihnen liegt sozusagen die Meinung über den vorliegenden individuellen Fall gewissermaßen vor Anker. Aber das Halten an diesen Resultaten eines früheren Nachdenkens gegen den Strom der Meinungen und Erscheinungen, welchen die Gegenwart herbeiführt, ist eben die Schwierigkeit. Zwischen dem individuellen Fall und dem Grundsatz ist oft ein weiter Raum, der sich nicht immer an einer sichtbaren Kette von Schlüssen durchziehen läßt, und wo ein gewisser Glaube an sich selbst notwendig ist und ein gewisser Skeptizismus wohltätig. Hier hilft oft nichts anderes als ein gesetzgebender Grundsatz, der, außer das Denken selbst gestellt, dasselbe beherrscht; es ist der Grundsatz, bei allen zweifelhaften Fällen bei seiner ersten Meinung zu beharren und nicht eher zu weichen, bis eine klare Überzeugung dazu zwingt. Man muß stark sein in dem Glauben an die bessere Wahrheit wohlgeprüfter Grundsätze, und

bei der Lebhaftigkeit der augenblicklichen Erscheinungen nicht vergessen, daß ihre Wahrheit von einem geringeren Gepräge ist. Durch dieses Vorrecht, welches wir in zweifelhaften Fällen unserer früheren Überzeugung geben, durch dieses Beharren bei derselben gewinnt das Handeln diejenige Stetigkeit und Folge, die man Charakter nennt.

Wie sehr das Gleichgewicht des Gemüts die Charakterstärke befördert, ist leicht einzusehen, daher auch Menschen von großer Seelenstärke meistens viel Charakter haben.

Die Charakterstärke führt uns zu einer Abart derselben, dem Eigensinn.

Sehr schwer ist es oft, im konkreten Falle zu sagen, wo jene aufhört und dieser anfängt, dagegen scheint es nicht schwer, den Unterschied im Begriffe festzustellen.

Eigensinn ist kein Fehler des Verstandes; wir bezeichnen damit das Widerstreben gegen bessere Einsicht, und dieses kann nicht ohne Widerspruch in den Verstand als das Vermögen der Einsicht gesetzt werden. Der Eigensinn ist ein Fehler des Gemüts. Diese Unbeugsamkeit des Willens, diese Reizbarkeit gegen fremde Einrede haben ihren Grund nur in einer besonderen Art von Selbstsucht, welche höher als alles andere das Vergnügen stellt, über sich und andere nur mit eigener Geistestätigkeit zu gebieten. Wir würden es eine Art von Eitelkeit nennen, wenn es nicht allerdings etwas Besseres wäre; der Eitelkeit genügt der Schein, der Eigensinn aber beruht auf dem Vergnügen an der Sache.

Wir sagen also: die Charakterstärke wird zum Eigensinn, sobald das Widerstreben gegen fremde Einsicht nicht aus besserer Überzeugung, nicht aus Vertrauen auf einen höheren Grundsatz, sondern aus einem widerstrebenden Gefühl entsteht. Wenn diese Definition uns auch, wie wir schon eingeräumt haben, praktisch wenig hilft, so wird sie doch verhindern, den Eigensinn für eine bloße Steigerung der Charakterstärke zu halten, während er etwas wesentlich davon Verschiedenes ist, das derselben zwar zur Seite liegt und an sie grenzt, aber so wenig ihre Steigerung ist,

daß es sogar sehr eigensinnige Menschen gibt, die wegen Mangels an Verstand wenig Charakterstärke haben.

Nachdem wir in diesen Virtuositäten eines ausgezeichneten Führers im Kriege diejenigen Eigenschaften kennen gelernt haben, in welchen Gemüt und Verstand zusammenwirken, kommen wir jetzt zu einer Eigentümlichkeit der kriegerischen Tätigkeit, welche vielleicht als die stärkste betrachtet werden kann, wenn es auch nicht die wichtigste ist, und die ohne Beziehung auf die Gemütskräfte bloß das Geistesvermögen in Anspruch nimmt. Es ist die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden steht.

Diese Beziehung ist erstens ganz unausgesetzt vorhanden, so daß man sich einen kriegerischen Akt unserer gebildeten Heere gar nicht anders, als in einem bestimmten Raume vorgehend, denken kann; sie ist zweitens von der entscheidendsten Wichtigkeit, weil sie die Wirkungen aller Kräfte modifiziert, zuweilen total verändert; drittens führt sie auf der einen Seite oft zu den kleinsten Zügen der Örtlichkeit, während sie auf der andern die weitesten Räume umfaßt.

Auf diese Weise gibt die Beziehung, welche der Krieg zu Gegend und Boden hat, seiner Tätigkeit eine hohe Eigentümlichkeit. Wenn wir an die andern menschlichen Tätigkeiten denken, die eine Beziehung zu jenem Gegenstande haben, an Garten- und Landbau, an Häuser- und Wasserbauten, an Bergbau, an Jägerei und Forstbetrieb, so sind alle auf sehr mäßige Räume beschränkt, welche sie bald mit genügender Genauigkeit erforschen können. Der Führer im Kriege aber muß das Werk seiner Tätigkeit einem mitwirkenden Raume übergeben, den seine Augen nicht überblicken, den der regste Eifer nicht immer erforschen kann und mit dem er bei dem beständigen Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft kommt. Zwar ist der Gegner im allgemeinen in demselben Fall, aber erstlich ist die gemeinschaftliche Schwierigkeit doch immer eine solche, und es wird der, welcher ihrer durch Talent und Übung Herr wird, einen großen Vorteil auf seiner Seite haben, zweitens findet diese Gleichheit der Schwierigkeit nur im

allgemeinen statt, keineswegs in dem einzelnen Fall, wo gewöhnlich einer der beiden Kämpfenden (der Verteidiger) viel mehr von der Örtlichkeit weiß als der andere.
Diese höchst eigentümliche Schwierigkeit muß eine eigentümliche Geistesanlage besiegen, welche, mit einem zu beschränkten Ausdruck, der Ortssinn genannt wird. Es ist das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige geometrische Vorstellung zu machen und als Folge davon sich in ihr jedesmal leicht zurecht zu finden. Offenbar ist dies ein Akt der Phantasie. Zwar geschieht das Auffassen dabei teils durch das körperliche Auge, teils durch den Verstand, der mit seinen aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpften Einsichten das Fehlende ergänzt und aus den Bruchstücken des körperlichen Blicks ein Ganzes macht; aber daß dies Ganze nun lebhaft vor die Seele trete, ein Bild, eine innerlich gezeichnete Karte werde, daß dies Bild bleibend sei, die einzelnen Züge nicht immer wieder auseinander fallen, das vermag nur die Geisteskraft zu bewirken, die wir Phantasie nennen.

*

Um einen ganzen Krieg oder seine größten Akte, die wir Feldzüge nennen, zu einem glänzenden Ziele zu führen, dazu gehört eine große Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse. Kriegführung und Politik fallen hier zusammen, und aus dem Feldherrn wird zugleich der Staatsmann.
Man gibt Karl dem Zwölften nicht den Namen eines großen Genies, weil er die Wirksamkeit seiner Waffen nicht einer höheren Einsicht und Weisheit zu unterwerfen, nicht damit zu einem höheren Ziele zu gelangen wußte; man gibt ihn nicht Heinrich dem Vierten, weil er nicht lange genug gelebt hat, um mit seiner kriegerischen Wirksamkeit die Verhältnisse mehrerer Staaten zu berühren und in dieser höheren Region sich zu versuchen, wo ein edles Gefühl und ritterliches Wesen nicht so viel über den Gegner vermögen wie bei der Besiegung inneren Widerstandes.

Um fühlen zu lassen, was hier alles mit einem Blick umfaßt und richtig getroffen sein will, verweisen wir auf unser erstes Kapitel. Wir sagen: der Feldherr wird zum Staatsmann, aber er darf nicht aufhören, das erstere zu sein; er umfaßt mit seinem Blick auf der einen Seite alle Staatsverhältnisse, auf der andern ist er sich genau bewußt, was er mit den Mitteln leisten kann, die in seiner Hand liegen.

Da hier die Mannigfaltigkeit und die unbestimmte Grenze aller Beziehungen eine große Menge von Größen in die Betrachtung bringen, da die meisten dieser Größen nur nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen geschätzt werden können, so würde, wenn der Handelnde dies alles nicht mit dem Blick eines die Wahrheit überall ahnenden Geistes träfe, eine Verwickelung von Betrachtungen und Rücksichten entstehen, aus denen sich das Urteil gar nicht mehr herausfinden könnte. In diesem Sinne hat Bonaparte ganz richtig gesagt, daß viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen eine Aufgabe mathematischer Kalkuls bilden würden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht unwürdig.

Was hier von höheren Geisteskräften gefordert wird, ist Einheit und Urteil, zu einem wunderbaren Geistesblick gesteigert, der in seinem Fluge tausend halbdunkle Vorstellungen berührt und beseitigt, welche ein gewöhnlicher Verstand erst mühsam ans Licht ziehen und an denen er sich erschöpfen würde. Aber diese höhere Geistestätigkeit, dieser Blick des Genies, würde doch nicht zur historischen Erscheinung werden, wenn die Gemüts- und Charaktereigenschaften, von denen wir gehandelt haben, ihn nicht unterstützten.

Das bloße Motiv der Wahrheit ist in dem Menschen nur äußerst schwach und darum immer ein großer Unterschied zwischen dem Erkennen und Wollen, zwischen dem Wissen und Können. Den stärksten Anlaß zum Handeln bekommt der Mensch immer durch Gefühle und den kräftigen Nachhalt, wenn man uns den Ausdruck gestatten will, durch jene Legierungen von Gemüt und Verstand, die wir in der Entschlossenheit, Festigkeit, Standhaftigkeit und Charakterstärke kennen gelernt haben.

Wenn übrigens diese erhöhte Geistes- und Gemütstätigkeit des Feldherrn sich nicht in dem Totalerfolg seines Wirkens kund täte und nur auf Treue und Glauben angenommen würde, so würde sie nur selten zur historischen Erscheinung werden.
Was von dem Gange der kriegerischen Ereignisse bekannt wird, ist gewöhnlich sehr einfach, sieht einander sehr ähnlich, und niemand, der sich an die bloße Erzählung hält, sieht von den Schwierigkeiten, die dabei überwunden wurden, etwas ein. Nur hin und wieder kommt in den Memoiren der Feldherren oder ihrer Vertrauten oder bei Gelegenheit einer besonderen historischen Forschung, die sich auf ein Ereignis gerichtet hat, ein Teil der vielen Fäden an das Tageslicht, die das ganze Gewebe bilden. Die meisten Überlegungen und Geisteskämpfe, welche einer bedeutenden Ausführung vorhergehen, werden absichtlich verborgen, weil sie politische Interessen berühren, oder geraten zufällig in Vergessenheit, weil man sie als bloße Gerüste betrachtet, die nach Vollendung des Baues weggenommen werden müssen.
Wollen wir nun endlich noch, ohne uns an eine nähere Bestimmung der höheren Seelenkräfte zu wagen, einen Unterschied in der Verstandeskraft selbst gelten lassen nach gewohnten Vorstellungen, wie sie sich in der Sprache fixiert haben, und uns dann fragen, welche Art von Verstand dem kriegerischen Genius am nächsten angehört, so wird uns sowohl der Blick auf den Gegenstand als auf die Erfahrung sagen, daß es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe sind, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten.

Aus dem Werk: Vom Kriege



Frau Aja

Aus den Haimonskindern

Auf eine Zeit rief Reinold seinen Bruder Adelhart zu sich und sprach: „Lieber Bruder, du bist mein ganzer Trost. Es sind nun sieben ganze Jahr, daß ich unsere Mutter nicht gesehen habe. Darum ist mein Herz so traurig, daß ich sterben muß, wenn ich sie nicht bald sehe.“ Sprach Adelhart: „Lieber Bruder, was soll daraus werden? Du weißt doch, daß Vater und Mutter dem König Karl geschworen haben, uns in seine Hand zu liefern.“ Reinold antwortete: „Den Eid acht ich für nichts; denn es ist natürlich, daß Eltern ihre Kinder lieben.“ Und sprach weiter: „Ich weiß guten Rat. Wir wollen in den Wald reiten von Bordeele, und wenn dort Pilger durchfahren, wollen wir sie bitten, die Kleider mit uns zu tauschen. Dann gehen wir als Pilger zu unseren Eltern.“

Also gingen die vier Brüder aus Montalban in den Wald und harrten nicht lange, da begegneten ihnen vier Pilger, kamen aus dem Heiligen Land. Reinold grüßte sie freundlich und sagte, sie sollten mit ihnen die Kleider tauschen. Die Pilger kannten Reinold wohl und sagten: „Wie, Reinold, bist du ein Räuber geworden? Fürwahr, wenn wir nach Frankreich kommen zu dem König Karl, so will ich dich bei ihm verklagen.“ Da zuckte Reinold das Schwert aus und wollte den Pilger töten; einer fiel dazwischen und sprach: „Nehmt unsere Kleider und tut, wie euch gefällt.“ Sie wechselten die Kleider, und die Pilger zogen ihre Straße.

Die Brüder wanderten zu Fuß und kamen an das Tor von Pierlapont. Der Pförtner fragte, wer sie wären und was sie begehrten. „Freund, laß uns ein!“ sagte Reinold, „wir vier Pilger kommen von Rom und anderen heiligen Stätten, haben Hunger und Durst. Gebt uns Speise und gönnt uns Ruhe!“ – „Die Bitte kann nicht gewährt sein,“ sprach der Hüter, „ich darf niemand einlassen. Aber ich sag Euch, wär Euer Bart nicht so lang, ich wollte glauben, Ihr wäret der stolze Reinold, meines

Herrn Jüngster." – „Gott schütze deinen Herrn Reinold und seine Brüder vor König Karls Zorn!" Das Wort gefiel dem Torhüter; er sprach: „Um der vier Herren willen wag ichs und führe euch zu meiner Herrin, daß sie euch speise." Schloß das Tor auf und ließ sie ein.

Sie fanden ihre Mutter im Saale sitzen und grüßten sie in Ehrfurcht, wie's armen Pilgern ziemt. Reinold sprach: „Herrin, wir armen Pilger kommen von Rom und St. Jakob, haben viel Hunger und andre Not gelitten und bitten Euch um Speise." Frau Aja antwortete: „Seids zufrieden! Ihr sollt euch satt essen und trinken." Sie hieß ihnen den Tisch richten und auftragen. Da aßen sie, tranken und wurden fröhlich. Zuletzt brachte Frau Aja vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll und bot sie Reinold, daß er trinke. Als er getrunken hatte, sprach er: „Ach, liebe Frau, wenn Ihr des Weines noch mehr hättet! Es ist der beste Wein, den ich in allen Landen getrunken habe." Sie sagte: „Wenn er Euch schmeckt, so trinkt, soviel Ihr trinken mögt!" Reinold trank, daß er trunken ward, und sprach: „Noch einen Trunk davon! So will ich König Karl, meinen Vetter, nimmer fürchten!" Adelhart tadelte Reinold um des Wortes willen; so erkannte Frau Aja, wer ihre Gäste waren. Sie fiel Reinold um den Hals und wollte ihn nicht lassen, bis Adelhart sie aufnahm.

Nun war da ein untreuer Diener, der dem König Karl anhing; er sprach: „Herrin, ich sehe, daß diese Euere Söhne sind, die König Karls Sohn Ludwig erschlagen haben. Nun mahn ich Euch an den Eid, den Ihr geschworen habt: daß Ihr sie dem König gefänglich liefern wollt." Die Frau zürnte heftig und sprach: „Pfui, du böser Verräter! Du aßest viele Jahre mein Brot und willst meiner Kinder verderben? Und wenn ich Karl, meinem Bruder, tausend Eide geschworen hätte, wollte ich ihm meine Kinder nicht liefern, daß er sie henken ließ."

Der Böse lief zu dem Herrn Haimon und sagte ihm, daß seine Söhne bei der Herrin im Saale säßen: „Denkt an Euern Eid,

daß Ihr sie dem König liefern wollt! Tut Ihr das nicht, so will ich dem Herrn König die Kunde sagen.“ Haimon griff nach einem Prügel und schlug den Verräter, daß er tot niederfiel: „Nun bin ich sicher, daß du dem König nichts melden wirst!“
Dann rief er seine Herren und Knechte und hieß sie sich rüsten; sie sollten ihm helfen, seine Kinder zu fangen, wie er seinem Herrn, dem König Karl, geschworen hatte. Mit nackten Wehren zogen sie vor den Frauensaal. Adelhart sah sie kommen und sprach: „Gott steh uns bei! Ich seh unsern lieben Vater kommen mit all seinem Volk und nackten Schwertern, uns zu fangen. Liebe Mutter, was ratet Ihr zu unserer Hilfe? Reinold liegt in Unkraft wie ein Toter.“ Die Mutter sprach: „Tragt ihn hier neben in die Kammer! Es ist die festeste im Haus. Dann tretet vor die Tür und verwahrt sie mit den Waffen.“ Sie taten nach ihrer Mutter Rat und traten mit nackten Wehren vor die Tür. Und als Haimon kam mit seinem Volk, rief Adelhart: „Ihr Herren, weicht zurück! Und kommt uns nicht so nahe, daß unsere Schwerter euch träfen.“
Sie kamen aufeinander und stritten mit Haimons Volk, diesen Tag und den andern. Da wurden viele erschlagen. Auf den dritten Tag erwachte Reinold und sah die Brüder wider den Vater streiten, und daß sie gar müde waren. Er sprang vor sie mit gezuckter Wehr und sprach: „Gott soll mich strafen, wenn ich einen schonte – und wenns mein lieber Vater wäre!“ Sprang unter Haimons Volk, wo sie am dicksten standen, und trieb sie auseinander, daß sie flohen. Das sah Haimon und sprach: „Ich sehe wohl, daß meine Kinder diesmal ungefangen bleiben. Reinold ist stärker als alle miteinander, und wider sein Schwert schirmt nicht Helm noch Harnisch.“
Als Reinold sie weichen sah, drängte er gewaltig unter sie, daß er zum Vater käme. Die Brüder sahen es mit Angst und Trauer; Adelhart unterlief das Schwert, das schon gegen den Vater erhoben war, und rief: „Schlügest du den Vater, das bliebe uns Schande vor Gott und aller Welt.“ Sprach Reinold:

„Fürwahr, Bruder, ich will ihn lehren seine Kinder fangen." Griff den Vater um den Leib, band ihm Hand und Fuß und legt ihn auf ein Pferd. Dann rief er einen Buben, dem befahl er, das Pferd mit dem Gebundenen dem König Karl zu bringen und zu sagen: das Geschenk sende ihm Reinold; er möge mit ihm tun, was er an seinen Kindern habe tun wollen.

Der Knabe mußte gehorchen, denn Reinold war sehr zornig. Nahm also den Zaum und führte das Pferd, bis er an des Königs Palast kam. Der Torhüter fragte: „Wen bringst du gefangen?" Der Knabe sprach: „Es ist Haimon von Dordogne." Der Torhüter fragte Haimon: „Wer ist so stolz, daß er Euch zu fangen wagte?" Haimon antwortete: „Das taten mir meine Kinder." Sie führten ihn auf dem Pferd und gebunden vor den König. Da ward er herabgehoben und losgebunden. Der König fragte: „Wer tat dir das, Haimon?" – „Das taten mir meine Kinder, Herr König. Als sie in mein Haus kamen, dachte ich des Eides, den ich Euch schwur, und wollte sie Euch gefangen liefern. Da wehrten sie sich so mannlich, daß sie mir bei Fünfhundert meines Volkes erschlugen."

König Karl zürnte, der Schande wegen, die Herrn Haimon von seinen Kindern geschehen war. Er ließ sein Heer aufblasen, daß sie mit ihm nach Dordogne ritten, Reinold und seine Brüder zu strafen.

Reinold stand auf der Zinne, als des Königs Heer vor Pierlapont geritten kam. Sie schlugen Hütten und Zelte auf im Felde. Reinold ging zu seiner Mutter und sagte: „Herzliebe Mutter, König Karls Heer hat uns eng umschlossen. Was Rat wisset Ihr uns?" Die Frau sprach: „Zieh dein Pilgerkleid an! Ich will dich auslassen durch die Grabenpforte." Reinold nahm Abschied von Mutter und Brüdern und wanderte heimlich nach Montalban. Da war große Trauer zwischen Frau Aja und ihren anderen Kindern. Die Mutter weinte und sprach: „Ich weiß keinen bessern Rat, als daß ihr euch demütigt vor dem König Karl, meinem Bruder, und ihn um Gnade bittet."

Die Brüder folgten dem Rat der Mutter; ohne Wehr, barfuß, in wollenem Rock gingen sie aus der Burg vor König Karl. Sie beugten die Kniee und baten, daß er ihnen um Gottes Güte das Leben lasse, so wollten sie ihm treulich dienen bis zum Tode.

König Karl sprach: „Wo habt ihr Reinold gelassen?" Sie antworteten: „Wir wissen es nicht, wo er ist." Da befahl der König, sie zu binden an Händen und Füßen und gefangen zu legen, bis er den Reinold auch finge; dann sollten sie alle sterben. Frau Aja erschrak zum Tode; sie fiel dem Bruder zu Füßen und bat für ihre Kinder. König Karl sprach: „Sie sollen alle sterben! Wenn ich Reinhold gefangen habe, will ich sie nach Paris führen und auf Montfalkon henken lassen."

Aus: Severin Rüttgers, Die Deutschen Volksbücher

*

Reinhold Schneider / Die Schlacht von Hastings

Auf Grund eines in rechtlicher Hinsicht unhaltbaren Erbanspruchs hat Herzog Wilhelm von der Normandie dem Könige Edward dem Bekenner das Versprechen abgenommen, ihn zu seinem Nachfolger zu machen, zugleich hat sich Herzog Wilhelm den Grafen Harold, den mächtigsten Mann Englands und Schwager des Königs, durch einen erlisteten Eid verpflichtet. Aber Edward bestimmt auf seinem Totenbette Harold zu seinem Nachfolger; und dieser wird der letzte tragische Verteidiger des alten England gegen seine norwegischen Feinde und die normannischen Eroberer. Unmittelbar nachdem König Harold von England die in Northumbrien eingefallenen Norweger bei Stamfordbridge geschlagen hat, empfängt er in York die Nachricht von der inzwischen geschehenen Landung der Normannen.

Der Norden war geschlagen und für immer; die Insel forderte eine geformtere Kraft. Als Harold in York beim Bankett saß, stürzte ein Than aus Sussex in die Halle: er habe die Bauern klagen und jammern hören an der Küste und dann eine Flotte

herankommen sehen, die das Meer bedeckte. Hinter einem Hügel habe er sich verborgen und gesehen, wie die Segler Anker warfen, wie ein Fürst ans Land sprang, stürzte, aber dabei die Erde lachend faßte, als wolle er sie nicht mehr lassen. Ritter seien ihm nachgeeilt, diesen Bogenschützen und Knechte, die unter Schilden und Rüstungen keuchten, Zimmerleute mit Balken und Äxten, Schaufeln und Hacken; der Fürst habe, eine Standarte haltend, nach kurzem Suchen einen Platz bestimmt, und sie hätten begonnen, einen Graben auszuwerfen und einen Hügel aufzuschichten, dort, bei Pevensey, wo noch uraltes Mauerwerk lag aus der Zeit der Römer. Während sie die Palisaden aufsteckten, seien andere, die ihre Pferde aus den Booten gezogen, in das Land hinausgeschwärmt und noch immer Segler herangetrieben; er aber sei Tag und Nacht geritten, seinem Herrn zu berichten. – Bald darauf kam ein Bauer aus der Gegend von Hastings: das englische Land sei überschwemmt von einem fremden Heere, das so zahlreich sei wie die Sterne des Himmels, wie die Fische des Meeres; Feuerschein stände in der Nacht; sie zögen durch das Land, überfielen die Gehöfte, schleppten das Vieh mit, sengten und mordeten.

Auf der Straße, die er gekommen, durch dieselben Städte, jagte der König zurück mit den Housekarlen, deren mancher gefallen war bei Stamfordbridge, und wieder auf dem Marsche an Mannschaft erraffend, was immer zu folgen vermochte. Die Northumbrier sollten nachkommen; würden sie es tun? War auf die Grafen, die Brüder der Königin, Verlaß? Sie redeten im Heere vom Goldschatz des gefallenen Königs Harold Hardrada und murrten, weil ihn der Herr nicht verteilte. Aber wem gehörte das Gold, wenn nicht dem Lande? Wäre er, Harold, im Süden Englands gewesen, so wären die normannischen Räuber nimmer gelandet; er hätte sie im Meere ersäuft, ehe sie noch von ihren Schiffen gekommen wären. Warum durfte es nicht geschehen? Das war Gottes Wille; das Unglück, das er schickte, war größer als Menschenmacht. Gott hatte es angezeigt durch den feurigen

Stern, durch Stürme und Finsternis; Streit tobte draußen in der Welt; Roms Segen folgte dem Räuber, der Rom und die Welt mit seinen glatten Lügen betrog, Wilhelm, dem Bastard; der Fluch Roms aber lag auf dem, der seine Schuld wieder gut machen, das Alte wahren und das Recht wieder herstellen wollte. Warum? Ist es zu allem zu spät? Will die Schuld ihr Gericht, auch wenn das Gericht wieder Schuld und Unrecht ist?
Zehn Tage nach seinem Siege bei Stamfordbridge erreichte Harold London, das ihm seine besten Männer stellte; sie hatten das Recht, den König und seine Standarte zu schützen. Aus Kent kamen die Männer, deren Vorrecht es war, die Schlacht zu eröffnen; sie kamen aus Wessex und Ostanglien und einige selbst aus Mercien. Aus Northumberland kamen sie nicht. In Sussex hausten indessen die Plünderer, doch sie rückten nicht vor; nahe der Küste, wo er sich verschanzt hatte, Zuzug empfangen konnte, sich ohne Gefahr mit dem Gelände vertraut machte, erwartete Wilhelm den Feind. Noch einmal ritt der König nach Waltham, in seinem Münster zu beten. Er brachte die Reliquien aus seiner eigenen Kapelle als Opfergabe; lange kniete er vor dem Altar, sich Gott für den Fall des Sieges zum besonderen Dienst und für immer angelobend; er wollte fortan nur noch Werkzeug sein. Dann durchschritt er die Halle, gefolgt von den Geistlichen; vor dem Westtor, über dem das heilige Kruzifix von Waltham hing, kniete er nieder; sein Gesicht berührte die Steine, und so verharrte er betend; nur Thurkill, der Sakristan, bemerkte es, wie das Heilandsbild das Haupt neigte, so, als wolle es auf Erden keine Gnade mehr gewähren, aber die himmlische verheißen.
Noch immer, da die Entscheidung durch das Schwert völlig unvermeidlich war, suchte der Herzog den König durch Listen zu umstricken: er wollte ihn zu Fall bringen, um ihn dann um so leichter durch das Schwert zu töten. Wieder forderte sein Gesandter, ein normannischer Mönch, den König auf, vom Throne zu steigen; Wilhelm sei bereit, seine Sache vor englischen oder normannischen Richtern vorzubringen; falle ihr Spruch gegen

ihn, so möge Harold in Frieden herrschen; falle er für ihn, so möge ihm Harold die Krone überlassen. Den König packte der Zorn gegen den Normannen, der auch jetzt noch allein den Anschein des Rechtes, nicht das Recht suchte; fast vergriff er sich an dem Abgesandten; doch bestritt er in seiner Antwort weder den Eid, der unter Zwang geschehen sei, noch Edwards erstes Versprechen, das, gleich einem Testamente, vom Testator selbst rechtens aufgehoben worden sei. Für den Sonnabend bot er die Schlacht an; er wählte den Tag seiner Geburt, vielleicht weil er ihn für einen Glückstag hielt, vielleicht auch, weil er ganz eins sein wollte mit seinem Schicksal.

Gyrth, sein Bruder, wollte die Schlacht für ihn schlagen, um den König zu retten, der auch nach einer Niederlage von London aus sein Reich hätte verteidigen können; auch sollte der durch den Eid Gebundene das Gericht Gottes nicht herausfordern, indem er gegen Herzog Wilhelm kämpfte. Aber in der Entscheidung, die unumgänglich war, sollte ein Höherer entscheiden, in die Herzen blickend, nicht auf die Schuld. Der König kannte sein Land und war eins mit ihm; er kannte am besten den Ort, wo er dem Feinde begegnen konnte. So zog er südwärts durch die grünen Hügel und Weiden Kents und durch den Wald der Küste zu; es wurde erzählt, daß der Turm einer Kirche, in die er unterwegs eingetreten war, um zu beten, hinter ihm eingestürzt sei. Wenige Meilen von der See, auf dem Hügel von Senlac, der sich quer über die von Hastings nach London führende Straße wie ein Sperriegel legte, stellte er sein Heer auf; in der Mitte, hart an der Straße, wo der Hügel am höchsten war, pflanzte er die Standarte von Wessex ein, auf der ein goldener Drache leuchtete, und daneben die Königsstandarte, die einen in den Kampf ziehenden Krieger zeigte. Die Housekarlen umstanden die Feldzeichen mit ihren Äxten, leichter Gewaffnete bildeten die Flügel; Gräben und dreifache Palisaden, die in die Hänge eingerammt waren, umzogen das Heer, dessen vorderstes Treffen, Schild an Schild haltend, sich zu einem lebendigen Eisenwall

zusammenfügte. So ließen sie die Normannen, die in der Morgenfrühe des Spätherbsttages auf dem hügeligen Gelände eilig auf und nieder zogen, herankommen, die laufenden Bogenschützen und die Reiter, die ihre schweren Rüstungen abgelegt hatten und sie nun hastig umschnallten; Herzog Wilhelm und sein Bruder, der Bischof Odo von Bayeux, erschienen, vom päpstlichen Banner überweht und eisenbeschlagene Keulen tragend, in der Mitte. Das englische Heer stand unbewegt, der König wollte allein sein Land verteidigen, er hatte den Krieg nicht gesucht wie der Angreifer; nur um alten Rechtes willen, das er vertrat, sperrte er dem Feinde den Weg mit der alten Waffe, der zweihändigen Axt, die er, unter dem Königsbanner stehend, bereit hielt.
Vor dem französischen Reiterheer stand das Fußvolk der Insel auf seiner Höhe; beide Heere hatten zum Herrn gefleht, der Herzog am Morgen noch die Messe gehört, das Sakrament empfangen, der Bischof von Bayeux in der Nacht die Kreuzzugsbegeisterung geschürt; beide Heerführer sprachen zu den Ihren zum letzten Mal von ihrem Recht, von der Schuld des andern; sie gelobten sich Gott an, in dessen Namen sie zu kämpfen und zu sterben bereit waren.
Dann keuchte das normannische Fußvolk den Hügel empor, gedeckt von einem Pfeilschauer, die Palisaden niederzureißen; aber die Wucht der von oben geschleuderten Steine und Wurfspeere warf sie zurück; am Schildwall versagte der Ansturm der nachdrängenden Reiter, deren Lanzen und Kurzschwerter nichts ausrichteten; der linke Flügel der Angreifer, der von Bretonen und andern Hilfsvölkern gestellt wurde, floh, riß die Mitte nach; im Getümmel, das den Hang hinabstrudelte, wurde der Herzog sichtbar, der sich den Helm vom Kopfe riß, um zu zeigen, daß er noch lebe, und mit einem aufgegriffenen Speer die Fliehenden zurückjagte. Da wendeten sich die Bretonen plötzlich gegen ihre Verfolger, die, gegen den strengen Befehl ihres Königs, im Übermut des Sieges ihre Stellung verlassen hatten; eine Lücke klaffte im Schildwall auf dem rechten englischen Flügel und schloß sich

wieder. – Zum zweiten Mal führte Wilhelm seine Normannen gegen die lebendige Festung; er drang, die eisenbeschlagene Keule schwingend, bis zum Schildwall vor, fiel von dem durch einen Wurfspeer getöteten Pferd, schlug Gyrth, des Königs Bruder nieder und suchte diesen selbst; er machte sich wieder beritten, indem er einen französischen Ritter, der ihm sein Roß verweigerte, niederschmetterte, und verlor sein Tier noch einmal; indessen brach unter dem Druck des rechten normannischen Flügels die Umzäumung ein; aber die Eindringenden wurden von den Äxten zermalmt; der Schildwall stand. – Da besann sich der Herzog auf die List von Arques und auf die Flucht der Bretonen nach dem Scheitern des ersten Angriffs; er ließ sie wieder fliehen und lockte die Engländer vom westlichen Hange des Hügels, der am leichtesten ersteigbar war, herab; über die erklommene Höhe hinweg stürmten die Normannen von Westen gegen den goldenen Drachen. Aber Schilde und Äxte gaben nicht nach; fester zog sich der Ring der Gepanzerten zusammen, so daß selbst die Toten nicht niederfallen konnten; und auch als der Herzog seinen Bogenschützen befahl, die Pfeile in die Luft zu schießen, so daß die schweren Bolzen von oben niederstürzten, wankte der Wall nicht, in dessen Mitte der König die zweihändige Axt führte. Der umdrängte Haufe der Geharnischten unter den Bannern stand noch im Zwielicht des Oktobertages, von den Pfeilschauern wie von Nebelschwaden überweht, als sollte der Verlust der Hoffnung noch nicht den Mut vernichten; da bohrte sich ein Pfeil in das rechte Auge des Königs; er faßte danach, brach den Schaft ab, fiel vor der Standarte zu Boden, und die Meute normannischer Ritter machte sich über ihn und die Fahnen her; sie rissen das Königsbanner nieder, entführten den Drachen von Wessex, dann, in der viehischen Wut eines vielstündigen Kampfes, durchbohrten sie die Brust des noch atmenden Königs, enthaupteten ihn, hieben ein Bein ab, rissen den Leib auf und verstreuten die Eingeweide. Noch widerstand der Adel auf dem Schlachthügel, doch nur um den Tod zu finden, während die Geringeren flohen; aber auch sie

wendeten sich noch einmal in der namenlosen Erbitterung der verebbenden Schlacht, als hinter ihnen die normannischen Ritter über einen steilen Hang hinweg Hals über Kopf in den Sumpf schossen und schlugen, selbst als Besiegte, die Feinde tot.
Als die Frauen der Umgegend um die Erlaubnis baten, die Leichname ihrer Gefallenen bestatten zu dürfen und diese erhielten, kam auch die Dänin Gytha, Harolds Mutter, die bei Stamfordbridge ihren aufrührerischen Sohn Tostig und bei Hastings mit Harold auch ihre Söhne Gyrth und Leofric verloren hatte, und bat um den Leichnam ihres königlichen Sohnes, um ihn mit kirchlichen Ehren zu bestatten. Aber Wilhelm der Bastard schlug ihre Bitte ab; der Thronräuber, gegen den Gott selbst entschieden hatte bei Hastings, verdiente kein christliches Grab; gegen ihn war das Recht, er war schuldig am Blute aller, die hochgeschichtet auf dem Hügel von Senlac lagen; Gott selbst hatte ihn verdammt, Rom ihn ausgestoßen. Und als sie dann doch nach dem Leichnam des Helden suchten, um ihn wenigstens den Raben und den Geiern zu entreißen und in der Erde zu bergen, da erinnerten sie sich Eadgyths wieder, die Schwanenhals genannt wurde und die Geliebte des Herrn gewesen war, und riefen sie auf das Schlachtfeld. Sie erkannte den verstümmelten Leichnam an Zeichen, von denen nur die Liebe wußte, und folgte dem in ein purpurnes Tuch geschlagenen Toten zur letzten Ruhestätte auf den Höhen von Hastings. Nur aufgeschichtete Steine bezeichneten an der Küste das Grab des Königs, der sein Land nicht hatte retten können, weil Gott ihm seine Gnade verweigert hatte.

*

Bettina von Arnim an Goethe

Die Mutter ist listig, wie sie mich zum Erzählen bringt; so sagt sie: Heute ist ein schöner Tag, heut geht der Wolfgang gewiß nach seinem Gartenhaus, es muß noch recht schön da sein, nicht

wahr, es liegt im Tal? – Nein, es liegt am Berg, und der Garten geht auch bergauf, hinter dem Haus, da sind große Bäume, von schönem Wuchs und reich belaubt. – So! und da bist du abends mit ihm hingeschlendert aus dem römischen Haus? – Ja, ich habs Ihr ja schon zwanzigmal erzählt. – So erzähls noch einmal. Hattet ihr denn Licht im Haus? – Nein, wir saßen vor der Tür auf der Bank, und der Mond schien hell. – Nun! und da ging ein kalter Wind? – Nein, es war gar nicht kalt, es war warm und die Luft ganz still, und wir waren auch still. Die reifen Früchte fielen von den Bäumen; er sagte: da fällt schon wieder ein Apfel und rollt den Berg hinab; da überflog mich ein Frostschauer. – Der Wolfgang sagte: Mäuschen, du frierst, und schlug mir seinen Mantel um, den zog ich dicht um mich, und seine Hand hielt ihn fest, und so verging die Zeit – und wir standen beide zugleich auf und gingen Hand in Hand durch den einsamen Wiesengrund; – jeder Schritt klang mir wieder im Herzen, in der lautlosen Stille, – der Mond kam hinter jedem Busch hervor und beleuchtete uns, – da blieb der Wolfgang stehen und lachte mich an im Mondglanz und sagte zu mir: Du bist mein süßes Herz, und so führte er mich bis zu seiner Wohnung, und das war alles. – „Und das waren goldne Minuten, die keiner mit Gold aufwiegen kann, sagte die Mutter, und die sind nur dir beschert, und unter Tausenden wirds keiner begreifen, was dir für ein Glückslos zugefallen ist; ich aber versteh es und genieße es, als wenn ich zwei schöne Stimmen sich singend Red und Antwort geben hörte über ihr verschwiegenstes Glück.“

Da holte mir die Mutter Deinen Brief und ließ mich lesen, was Du über mich geschrieben hast, daß es Dir ein großer Genuß sei, meine Mitteilungen über Dich zu hören; die Mutter meint, sie könne es nicht, es läg in meiner Art zu erzählen, das Beste.

Da hab ich Dir nun diesen schönen Abend beschrieben.

Ich weiß ein Geheimnis: wenn zwei miteinander sind und der göttliche Genius waltet zwischen ihnen, das ist das höchste Glück.

Adieu, mein lieber Freund.



Die Mutter ist nun immer gar zu vergnügt und freundlich, wenn ich von meinen Streifereien komme; sie hört mit Lust alle kleinen Abenteuer an, ich mache denn nicht selten aus klein groß, und diesmal war ich reichlich damit versehen, da nicht nur allein Menschen, sondern Ochsen, Esel und Pferde sehr ausgezeichnete Rollen dabei spielten. Du glaubst nicht, wie froh es mich macht, wenn sie recht von Herzen lacht. Mein Unglück führte mich gerade nach Frankfurt, als Frau von Staël durchkam, ich hatte sie schon in Mainz einen ganzen Abend genossen, die Mutter aber war recht froh, daß ich ihr Beistand leistete, denn sie war schon preveniert, daß die Staël ihr einen Brief von Dir bringen würde, und sie wünschte, daß ich die Intermezzos spielen möge, wenn ihr bei dieser großen Katastrophe Erholung nötig sei. Die Mutter hat mir nun befohlen, Dir alles ausführlich zu beschreiben; die Entervue war bei Bethmann-Schaaf, in den Zimmern des Moritz Bethmann. Die Mutter hatte sich – ob aus Ironie oder aus Übermut, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß, wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rote, eine weiße und eine blaue – die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, – so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst geschminkt, ihre großen schwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals schlang sich der bekannte goldne Schmuck der Königin von Preußen, Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz verhüllte ihren Busen, und so stand sie mit weißen Glacéhandschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer, mit dem sie die Luft in Bewegung setzte, die andre, welche entblößt, war ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldnen Tabatiere mit einer Miniatüre von Dir, wo Du, mit hängenden Locken gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stützest, eine Prise nehmend.

Die Gesellschaft der vornehmen älteren Damen bildete einen Halbkreis in dem Schlafzimmer des Moritz Bethmann; auf purpurrotem Teppich in der Mitte ein weißes Feld, worauf ein Leoparde, – sah die Gesellschaft so stattlich aus, daß sie wohl imponieren konnte. An den Wänden standen schöne schlanke indische Gewächse, und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet; dem Halbkreis gegenüber stand das Bett auf einer zwei Stufen erhabenen Estrade, auch mit einem purpurnen Teppich verhüllt, an beiden Seiten Kandelaber. Ich sagte zur Mutter: die Frau Staël wird meinen, sie wird hier vor Gericht des Minnehofs zitiert, denn dort das Bett sieht aus wie der verhüllte Thron der Venus. Man meinte, da dürfte es manches zu verantworten geben. Endlich kam die Langerwartete durch eine Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin Constant, sie war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein ebensolches Gewand mit einer orangen Tunika, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hatte, ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch von einem mystischen Rot; die Handschuh waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin sie erwartet war, so viel tiefer liegt, so mußte sie vier Treppen herabsteigen. Unglücklicher Weise nahm sie das Gewand vorne in die Höh statt hinten; dies gab der Feierlichkeit ihres Empfangs einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz in orientalischen Ton überschwankende Gestalt auf die steifen Damen der tugendverschworenen Frankfurter Gesellschaft losrückte. Die Mutter warf mir einige couragierte Blicke zu, da man sie einander präsentierte. Ich hatte mich in die Ferne gestellt, um die ganze Szene zu beobachten. Ich bemerkte das Erstaunen der Staël über den wunderbaren Putz und das Ansehen Deiner Mutter, bei der sich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutierte sie, mit dem Fächer spielend, und

indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: „Je suis la mère de Goethe!“ „Ah, je suis charmeé“, sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präsentation ihres geistreiches Gefolges, welches eben auch begierig war, Goethes Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem französischen Neujahrswunsch, welchen sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Zähnen murmelte, – kurz, ich glaube die Audienz war vollkommen und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza. Bald winkte mich die Mutter herbei, ich mußte den Dolmetscher zwischen beiden machen; da war denn die Rede nur von Dir, von Deiner Jugend, das Porträt auf der Tabatiere wurde betrachtet; es war gemalt in Leipzig, eh Du so krank warst, aber schon sehr mager, man erkennt jedoch Deine ganze jetzige Größe in jenen kindlichen Zügen und besonders den Autor des Werthers. Die Staël sprach über Deine Briefe, und daß sie gern lesen möchte, wie Du an Deine Mutter schreibst, und die Mutter versprach es ihr auch; ich dachte, daß sie von mir gewiß Deine Briefe nicht zu lesen bekommen würde, denn ich bin ihr nicht grün; sooft Dein Name von ihren nicht wohlgebildeten Lippen kam, überfiel mich ein innerlicher Grimm; sie erzählte mir, daß Du sie Amie in Deinen Briefen nenntest; ach, sie hats mir gewiß angesehen, daß dies mir sehr unerwartet kam; ach, sie sagte noch mehr. – Nun riß mir aber die Geduld; – wie kannst Du einem so unangenehmen Gesicht freundlich sein? – Ach, da sieht man, daß Du eitel bist. – Oder sie hat auch wohl nur gelogen! – Wär ich bei Dir, ich litts nicht. So, wie Feen mit feurigen Drachen, würd ich mit Blicken meinen Schatz bewachen. Nun sitz ich weit entfernt von Dir, weiß nicht, was Du alles treibst, und bin nur froh, wenn mich keine Gedanken plagen.
Ich könnte Dir ein Buch schreiben über alles, was ich an den acht Tagen mit der Mutter verhandelt und erlebt habe. Sie konnte kaum erwarten, daß ich kam, um alles mit ihr zu rekapi-

tulieren. Da gabs Vorwürfe; ich war empfindlich, daß sie auf ihre Bekanntschaft mit der Staël einen so großen Wert legte; sie nannte mich kindisch und albern und eingebildet, und was zu schätzen sei, dem müsse man die Achtung nicht versagen, und man könne über eine solche Frau nicht wie über eine Gosse springen und weiterlaufen; es sei allemal eine ausgezeichnete Ehre vom Schicksal, sich mit einem bedeutenden und berühmten Menschen zu berühren. Ich wußte es so zu wenden, daß mir die Mutter endlich Deinen Brief zeigte, worin Du ihr Glück wünschest, mit diesem Meteor zusammen zu stoßen, und da polterte denn alle ihre vorgetragene Weisheit aus Deinem Brief hervor. Ich erbarmte mich über Dich und sagte: Eitel ist der Götterjüngling; er führt den Beweis für seine ewige Jugend. – Die Mutter verstand keinen Spaß; sie meinte: ich nehme mir zu viel heraus, und ich soll mir doch nicht einbilden, daß Du ein anderes Interesse an mir habest, als man an Kindern habe, die noch mit der Puppe spielen; mit der Staël könntest Du Weltweisheit machen; mit mir könntest Du nur tändeln. Wenn die Mutter recht hätte? – wenns nichts wär mit meinen neu erfundenen Gedanken, von denen ich glaubte, ich habe sie alleine? – Wie hab ich doch in diesen paar Monaten, wo ich am Rhein lebte, nur bloß an Dich gedacht. – Jede Wolke hab ich um Rat gefragt, jeden Baum, jedes Kraut hab ich angesprochen um Weisheit; und von jeder Zerstreuung hab ich mich abgewendet, um recht tief mit Dir zu sprechen. O böser, harter Mann, was sind das für Geschichten? Wie oft hab ich zu meinem Schutzengel gebetet, daß er doch für mich mit Dir sprechen soll, und dann hab ich mich still verhalten und die Feder laufen lassen. Die ganze Natur zeigte mir im Spiegel, was ich Dir sagen soll; wahrhaftig, ich habe geglaubt, alles sei von Gott so angeordnet, daß die Liebe einen Briefwechsel zwischen uns führt. Aber Du hast mehr Zutrauen in die berühmte Frau, die das große Werk geschrieben hat sur les passions, von welchem ich nichts weiß. – Ach glaub nur, Du bist vor die unrechte Schmiede gegangen, Lieben: das allein macht klug ... Bettine.

Hans Carossa / Porzellan

Aus einer Tagebuchdichtung

Auf zehn Uhr war die Besichtigung der Porzellanfabrik angesetzt. Wir legten die halbe Stunde zu Fuß zurück. Von einem leichten Morgenregen rauchten die Wälder. „Die Hasen backen Brot," sagte Barbara, „es wird weiterregnen am Nachmittag." Sie hatte ihr schönstes Kleid angezogen und beschenkte alle Kinder, die uns begegneten. Zwischen dicken viereckigen Mauertürmen hängt ein Holzgatter; durch dieses gelangen wir in den großen Park, der die Gebäude umgibt. Schmale Wege laufen auf eine haushohe weiße Porzellanvase zu, die sich mitten in einem Blumengarten erhebt. Ich erkannte in ihr das hübsche Signet jener ovalen Siegelmarke wieder, mit welcher die Freundinnen ihre Briefe verschließen. Von hier gehen wie Fächerstäbe Rabatten aus; mit Geruch des nassen Laubes mischten sich Düfte violetter Verbenen und weißer weinrot gestrichelter Nelken. Seitwärts fließt ein Kanal mit gelbem Wasser an hoher efeubewachsener Mauer hin; von dieser äugen Majolikapapageien herab, grüne, blaue und in der Mitte ein rosenpurpurner mit goldgezeichneten Federn. In der Lindenallee, die sich bis zum Haupteingang erstreckt, stehen Figuren, gleichfalls aus Majolika, aber nicht farbig, sondern weiß. Wären es Götter oder Könige, so sähe man sie vielleicht gar nicht an; doch sind es modisch gekleidete Männer und Frauen unserer Tage, die da weißglänzend im Schattengrün stehen, einige sogar in Sportkostümen, und diese Nachahmung unserer Alltäglichkeit macht sie gespenstisch. Arbeiter trugen hohe Ladungen starker Tonringe vor uns her in die Fabrik hinein, an deren Eingang uns Herr Hilger erwartete. Dieser machte mich mit vielem Neuen bekannt, wovon ich gleich einiges aufzeichnen will. Daß mich das Ganze freilich so sehr erregen, daß ich es wie eine lebendige Schöpfung empfinden würde, an der ich am liebsten mitschaffen möchte, das hätte noch vor wenigen Tagen der beste Erklärer nicht in mir bewirkt.

Ohne den dunklen Grund von Zersetzung und Gärung scheinen auch die reinen geistigen Eigenschaften des Porzellans nicht vollkommen zu werden. Wochenlang muß die Masse, sobald sie durch Filterpressen entwässert ist, im Keller faulen, um die höchsten Grade der Gestaltbarkeit zu erreichen. Als ich mich darüber verwunderte, lächelte Hilger und erzählte sagenhafte Dinge aus dem alten China. Dort habe man die Porzellanmischungen Jahrzehnte hindurch der Gärung überlassen und so eine unerhörte Feinheit erzielt. Nun besichtigten wir die Schlagmaschinen, wo der abgelagerte Brei noch einmal durchgeknetet und von den letzten Wasser- und Luftresten befreit wird. Hernach kamen wir in den Raum, wo Teller und Schüsseln gemacht werden. Ein Teller, der aus der drehenden Formerhand kommt, ist elastisch wie Gummi; er muß lange trocknen, muß zuletzt sogar verglühen, um so porös zu werden, daß er die halbflüssige milchige Glasiermischung, die man Schlicker nennt, gierig aufnimmt.
Alles Feuchte ist grau; je mehr es trocknet, um so weißer wird es. Aus der Tatsache, daß jedes geformte Stück beim Eintrocknen ein wenig schwindet, suchte mir der Führer zu erklären, wieviel bei diesem Vorgang verloren gehen kann. Ist nämlich die Masse nicht ganz gleichmäßig beschaffen, so erfolgt auch dieses Eingehen in verschieden starken Graden, und es gibt Sprünge. An einem Fenster sahen wir Sibylle stehen. Sie zog Tassen durch die Glasiermilch und stellte sie vorsichtig auf Untersätze von Gips. Barbaras Begrüßungsfreude war groß; die Freundin aber lächelte nur und unterbrach ihre Tätigkeit nicht, versprach jedoch, sich später uns anzuschließen. Durch die Wanderung ist sie erfrischt und gebräunt; ich spürte noch stärker als sonst, wie leicht und rein die Elemente ihres Wesens ineinandergreifen; ihre Figur wird keine Sprünge bekommen, wenn sie einmal altert.
„Das werden besonders kostbare Tassen, die durch Sibylles Hände gehen", bemerkte Barbara leise; „sie hilft aber nur gelegentlich aus, verpflichtet ist sie zu nichts, ein Mensch wie sie muß frei sein."

An den anderen Fenstern saßen junge Leute in weißen Kitteln, verschiedenartig beschäftigt. Einer klebte mit Schlicker ein Schweifchen an ein Pferd; ein anderer schnitt rautenförmige Stückchen aus dem breiten Saum eines Tellers und zeigte so, wie die zierlich durchbrochenen Teile des Porzellans entstehen. Auf den Stufen hoher Gestelle sind weiße Telegraphenglocken übereinander geschichtet; gegenüber stehen ganze Völker von Reitern, Jägern, Wanderburschen, Tigern, Katzen und Mäusen, – alles billige Dutzendware sicherlich; nie hätte ich dergleichen sonst beachtet; nun aber lächelt mich jedes dieser Geschöpfchen wie ein blutsverwandtes Wesen an. Freilich würde man sich alles anders wünschen, freier, lebendiger, schöner. Echte kleine Kunstgebilde zu erzeugen, sollte es nicht möglich sein in diesem großen einsamen Betrieb, der einem alten Sehnen der Seele so mächtig entgegenkommt? Schon beneidete ich ja jeden Angestellten um seinen stillen mitschöpferischen Platz; der Wunsch, nicht müßig hier herumzugaffen, sondern tätig zu sein, wenn auch als Lehrling, bewegte mich so, daß ich ihn schließlich äußerte. Barbara lachte; sie ist in viel zu glücklicher Stimmung, um dergleichen ernst zu nehmen.

Der Führer war zurückgeblieben, um Anordnungen zu treffen, holte uns jedoch wieder ein, während wir durch einen Hof in das nächste Gebäude hinübergingen. Hier ist ein großes Gelaß zu einem Drittel von dem Ofen eingenommen. Es gibt einen alten Stich, der auf naive Weise den babylonischen Turm darstellt; ich dachte daran beim Anblick dieses Ofenungeheuers. Es besteht aus mehreren Stockwerken; von acht Seiten strömen durch Kanäle die Flammen hinein. Bei tausend Grad entstehen die Glühscherben, die noch porös und rauh sind; aber die Glut muß bis zu vierzehnhundert gesteigert werden. Um die Gegenstände vor der unmittelbaren Feuerwirkung zu schützen, wird jeder einzelne in eine Kapsel aus feuerfestem Ton eingeschlossen. Wichtig ist es, den Ofen bis zum letzten Winkel zu füllen; es gibt sonst keinen gleichmäßigen Brand. Hilger fragte, ob uns die heiße Luft lästig

sei; Barbara verneinte es, und auch ich versicherte, mich wohl zu fühlen; doch entsprach es nicht ganz der Wahrheit. Eigentlich setzte mir die Sphäre des gewaltig arbeitenden Läuterungsofens gleich empfindlich zu; es war, als zöge er die Seele aus dem Leib heraus in seine Glut hinein. Wie beneidete ich die Arbeiter, die ihn bedienten! Ihnen, den Tätigen, kann er, so scheint es, nichts anhaben. Jetzt aber gelangten wir in den kühleren Raum, wo die Farben eingebrannt werden. Dazu genügen achthundert Grad. Manche Farben halten auch diese Temperatur nicht aus; namentlich Gold verbrennt bei starker Erhitzung leicht. Über breite Stufen stiegen wir zu dem langen, von Terpentin und Nelkenöl durchdufteten Saal der Maler hinauf. Sie saßen in Leinenmänteln an kleinen Fenstertischen und versahen Teller, Vasen und Figuren mit Bildern. Die Gewandtheit, mit welcher sie in wenigen Minuten eine Unzahl Schmetterlinge, Käfer, Gräser und blühende Zweige auf das Porzellan hinpinseln, hat etwas von Zauberei. Hilger bezeugte, daß eine solche Fertigkeit nur in vielen Jahren erworben werde, auch besitze jeder von diesen Kunstgewerblern seine eigene Handschrift, er wenigstens vermöge von jedem neuen Stück bestimmt zu sagen, wer es bemalt habe. „Sie werden aber gleich", setzte er leise hinzu, „in einem anderen Saal das begonnene Werk eines wirklichen Künstlers bewundern. Er läßt sich nicht gern bei der Arbeit zusehen, und wir müssen die halbe Stunde abwarten, die er drüben in der Kantine beim Mittagessen verbringt."

Auf den letzten Plätzen saßen alte Frauen, die man für taub halten konnte; ohne zu grüßen oder auch nur aufzublicken, hielten sie die grauen Häupter über ihr Tun gebeugt. Die Gefäße, die von ihnen behandelt werden, haben zunächst schmutzig braungelbe Ränder, und es klang märchenartig, als ich vernahm, diese Mißfarbe sei das Gold, das unerkannt bleiben wolle, was ihm aber nichts helfe; denn die Greisinnen reiben es unerbittlich mit Stiften von Blutstein oder Achat, bis es sich auf einmal nicht mehr halten kann und seinen Sonnenglanz entläßt.

Nun aber gesellte sich Sibylle zu uns. „Ich habe euch etwas mitgebracht", flüsterte sie bedeutsam und drückte jedem von uns beiden einen kleinen Stein in die Hand. „Es sind Bruchstücke von Serpentingestein; über solches bin ich gestern Stunden lang gegangen." Die Wanderung durch Böhmen scheint sie sehr froh gemacht zu haben; sie ist auch zu großen Lagern von Porzellanerde gekommen und meint, es gebe nirgends in der Welt eine schönere. Versonnen betrachtete Barbara ihren schwarz-grünlich schuppigen Steinbrocken; dieses Mitbringsel freute sie augenscheinlich ungemein, und so freute ich mich denn auch, mußte mich aber doch an gewisse elbische Geister erinnern, die, wie man sagt, mit Vorliebe die unscheinbarsten Dinge verschenken. Wohl dem, der sie dankbar annimmt, sie verwandeln sich später meistens in Gold.
Jetzt aber brannte Hilger darauf, mir die großen Vitrinen zu zeigen, worin die geglücktesten Erzeugnisse der Fabrik verwahrt sind, welche das Werk seit neunzig Jahren hervorgebracht hat, Gegenstände, von denen die meisten gar nicht mehr in den Handel kommen. Da sieht man porzellanene Schachbretter mit bunten Königen und Bauern, ferner Tafelgeschirre mit Blumen und Fruchtzweigen bemalt; aber die Früchte werden nach außen hin zu Reliefen und überragen als plastische Gebilde den Rand. Weithin schimmert eine kostbare Wiederkehr vergoldeter Leuchter, mit Sternchen von Platin geschmückt; dahinter lächeln Gärtnerinnen mit gelben Hüten, die Schürzen voll Veilchen. Abgesondert stehen Vasen mit jenen wundersamen Kristallglasuren, deren Zeichnung dem Spiel der Flammen überlassen wird. Es gibt alte Teetassen, dünn wie Eierschalen und durchscheinend wie trübes Eis; doch sprachen sie mich weniger an, als die königsblauen goldgesäumten Kaffeetassen mit ausgesparten Halmen in Weiß und Gold. Zu sehr muß ich mein Entzücken gezeigt haben. „Wollen wir ihm nicht eine schenken?" sagte Sibylle halblaut zu Barbara, und „Ja, das tun wir!" bekräftigte diese. Hilger erschrak vor so viel Gunst, faßte sich aber, als die Freundinnen seine Zu-

stimmung erbaten, was doch wohl nur aus Höflichkeit geschah. „Kaufen könnte sich solch ein Ding ja heutzutage doch niemand mehr", setzte er, sich tröstend, hinzu. Es wäre für mich wohl schicklich gewesen, die große Gabe abzulehnen; aber mir war wieder so heiß geworden wie vor dem babylonischen Ofenturm; das Herz ließ ein paar Schläge aus und suchte dann die Versäumnis mit ungeschickten Anstrengungen nachzuholen. Der Leiter betrachtete mich mit gefurchter Stirn und fragte, ob mir ein Glas Wermut angenehm wäre. Er winkte einen Angestellten herbei; aber Barbara selbst lief wie ein kleines wildes Mädchen hinaus und über die Stiege hinab, um den Wein zu holen. „Sie sind ganz blaß geworden," bemerkte Sibylle, – „bedeutet es Ihnen wirklich so viel, daß Sie nun Ihren Mokka nicht mehr aus unseren irdenen Schalen trinken müssen?" Sie hatte einen Finger im Henkel und ließ die Tasse schwingen; dann schnippte sie mit zwei anderen Fingern daran, es gab einen hellen, fast gläsernen Ton. – „Es kann auch nicht jeder den scharfen Balsamgeruch vertragen", meinte Hilger und ließ alle Fenster öffnen.
Barbara kam zurück, und ich folgte den Freundinnen in das Zimmer, wo von Zeit zu Zeit der Aufsichtsrat seine Sitzungen abhält. Heute war es leer. Außer einem länglichen Tisch und etlichen Stühlen hat es wenig Einrichtung. An einer Wand hängen Bilder von Barbaras Eltern und Großeltern; gegenüber glänzen die goldenen Preismedaillen, die sich das Unternehmen im Lauf der Jahre erworben. Die Mädchen waren in ein Gespräch über die körperlichen Übungen geraten, die ihnen so viel bedeuten. Sibylle scheint ein wenig zu befürchten, Barbaras turnerischer Eifer könnte sich vermindert haben. Während ich einige Gläschen leerte, stellten sich die beiden auf einmal nebeneinander, blickten andächtig zum Himmel, erhoben hoch die Arme und senkten sie dann, indem sie, bei gestreckten Knieen, langsam den Rumpf beugten, bis die Handflächen dem Fußboden auflagen. Vom Wein ermutigt stand ich auf und ahmte die Bewegung nach, erreichte aber nicht einmal mit den Fingerspitzen ganz den Boden und vermochte

die kleine Spanne mit keiner Anstrengung zu überwinden. Jetzt aber klopfte Hilger, winkte herein und entführte mich durch einen langen Gang zu dem entlegensten der Säle. Am Eingang mußte ich stehen bleiben; denn drinnen war der ganze Fußboden, bis zur Schwelle heran, mit Kacheln, teils leeren, teils bemalten, überdeckt. Ein wahres Weltbilderbuch scheint hier entstehen zu wollen. „Der Künstler hat versprochen, das Ganze in drei Wochen zu vollenden", erklärte Hilger. „Die Tanzraum-Wände eines riesigen Ozeandampfers sollen mit diesen Kacheln ausgelegt werden, – der größte Auftrag, den wir seit dem Krieg erhalten haben."
Man konnte zuerst an eine Landkarte denken. Die Meere ruhen wie von Ewigkeit; Strand und Land sind erst im Auftauchen. Mitten im blauesten Ozean, wie das Blatt einer Seerose, liegt eine grüne Insel; hier bedrohen sich Tiger und Elefanten, und nackte Mänaden rasen dem Ufer zu, wo braune Mönche einem Schiff entsteigen. Am Festlandufer ist ein Vulkan fast ausgeführt, aber nicht, wie man es gewöhnlich sieht, als behaglich qualmender ferner Berg; sondern ein Teil der Kraterwand ist abgetragen, man überblickt eine Strecke des grünlichgrauen Lavaschollengrundes, der da und dort noch raucht und aus tiefen Spalten die glühende Masse heraufscheinen läßt. Soweit ist alles naturgetreu; doch über den steilen Aschenkegel, der die Mitte einnimmt, flieht eine geisterhafte Wanderung unübersehbarer dunkler Völker schräg aufwärts in den Feuerqualm hinein, der dem unterirdischen Schlot entströmt. Hoch im Norden sind blühende Landschaften, die aber nach und nach einen eisengrauen Ton annehmen, und auf einmal bestehen ganze Städte, ja sogar das Laub der Wälder aus Metall. In einer anderen Gegend ziehen Krieger über gewölbte Brücken, Städte brennen, und aus fliegenden Geschwadern schillert Gift auf grüne Lande nieder. Frei im Himmel aber, wie mit Licht gezeichnet, schläft ein Kind in höchst unwirklichem Luftschiff. Aus einer Gondel, die der Mondsichel gleicht, wächst baumig stark ein Weinstock auf und verzweigt sich zur Sonne hin, die mit ihren Strahlen in das wundersame Fahrzeug hineingreift

und es durch den Äther trägt. Über den Wurzeln dieses Weinstockes, den Kopf in die Hand gelegt, ruht mit geschlossenen Augen das Kind. Von seinen flammenhellen Locken geht ein blauer Schein aus, der sich deutlich zart vom Azur unterscheidet. Und hier dringt einem die tiefe Seelenüberlegenheit des Künstlers ins Gefühl; man weiß auf einmal: diese ganze halb sichtbare, halb unsichtbare Welt samt Himmel und Erde, dies alles ist nur ein Traum des im Schlafe lächelnden Kindes.

Während nun der Blick zu den Einzelheiten der Festlandfläche zurückkehrte, legte sich auf jede meiner Schultern eine Hand. Es waren die Freundinnen; sie mahnten zum Weitergehen. Dicht neben dem Ausgang, in gewölbter Nische, steht ein Tischchen; darauf lagen unscheinbar drei faustgroße Steine, ein weißer kreidiger, ein alabasterheller fettglänzender und ein rötlichbrauner. „Das sind die Grundstoffe des Porzellans," erklärte mir Hilger, „Kaolin, Quarz und Feldspat. Ohne sie bestünde keins von den hübschen Dingen, die Sie heute gesehen haben."

*

Daß niemand weiß, was ihm die nächste Minute zutragen wird, ist natürlich; warum aber sogar in den Träumen, die doch aus der eigenen Seele kommen, das Unvorhergesehene geschieht, wie erklärt sich das? Wer ist auf dieser Bühne Spieler, und wer schaut zu? Letzte Nacht ängstigten mich Gesichte; doch wars immer, als hinderten mich nur Spinnwebfäden, eins zu werden mit der gewaltigen Bewegung der Welt. Ich war ein verbannter Fürst und ging durch meine frühere Hauptstadt. Es dämmerte stark; eine Truppe marschierte mit Musik die Straße herauf, durch die ich oft gefahren war, vom Volk umjubelt. Eine Fahne flatterte näher und näher im Fackelglanz. Es war Pflicht, sie zu grüßen, und zwar mit einer genau vorgeschriebenen Gebärde; wer diese unterließ, verfiel dem Tod. Ich wußte, daß unter den Heranmarschierenden sich auch mein Sohn befand, und sehnte mich, ihn zu sehen; aber die geforderte Form des Grußes fiel mir nicht

mehr ein. Das beste war, in eine Seitengasse einzubiegen, die ich kannte; aber wie es in Traumstädten geht: sie war nicht mehr da. Ich dachte mir eine Rede aus, die ich an die Abteilung halten wollte: „Liebe Zeitgenossen! Ehrwürdige Jugend!“ wollte ich sagen, „ich bin nicht wert, von euch bestraft zu werden“, – aber da streifte schon die Standarte mein Gesicht, und die sie trug, war Sibylle. Die Krempe ihres grauen Lederhutes, ihr Regenmantel, sogar ihre Schuhe waren mit porzellanenen Rosen besetzt. Ihr zur Seite schritt Barbara, gekleidet wie die Freundin, aber ohne Porzellanrosen. Mit der Linken hielt sie ein Fahnenband; mit der Rechten schlug sie die Trommel. Dann aber kamen lauter singende, lachende, rufende Knaben und Mädchen, alle mit Porzellanblumen. Sie hatten große Eile; niemand erwartete einen Gruß oder eine Ehrenbezeigung von mir, niemand bemerkte mich überhaupt.

*

Josef Mühlberger / Der Feldrain

Was ist denn schon viel an einem Feldrain, diesem dürren Stein- und Sandwall mit den spärlichen Kräutern und dem verdächtigen Geraschel und Geknister! Er ist etwas Nebensächliches, gewissermaßen Zufälliges am Weg entlang zwischen dem blauen Kornfeld und den breiten Wiesen, auf denen eben das erste Heu duftet. Man hat hier Steine aus den Feldern zusammengeworfen oder den Acker des Hanges durch eine Mauer dämmen müssen oder hat einen Fahrweg gebraucht – gleich hat sich allerlei Unkraut festgesetzt, das nicht einmal dicht genug wächst, daß man es abhaun könnte; die Sichel würde mit jedem Schlag eine Scharte bekommen. So ein Feldrain ist etwas richtig Nichtsnutziges.
Es ist wahr, es ist zunächst lange Zeit darauf nichts los: Schnee und Eis liegen noch zwischen den Steinen, wenn aus dem verwesenden Laub des Waldes längst die blauen Sterne des Leberblümchens leuchten und auf den feuchten Wiesen die Himmel-

schlüssel in üppigen Dolden stehen. Selbst zur Veilchenzeit, auch dann noch, wenn das weißliche Violett des Wiesenschaumkrautes alles Grün überdeckt, ist so ein Feldrain noch immer schmierig, grau und leblos. Seine Zeit kommt mit dem Sommer. So in den Tagen, wenn das Gras reif zu werden beginnt und die Wiesenblumen abblühen. Wenn dann die Landschaft hügelauf, hügelab einförmig grün zu werden anfängt, durchweht von den ersten Zeichen des Gilbens, erwacht der Feldrain. Da blüht alles langsam und bescheiden aus dem Sand und zwischen den Steinen hervor, darum vermögen auch Kraut und Blüte der größten Hitze zu trotzen. Ja, das kleine Zeug freut sich geradezu auf Dürre und Sonnenglut. An den Sand darf man gar nicht rühren, gleich fängt er an zu rieseln; so trocken ist er. Der Feldrain leuchtet vor Freude und Wohlbehagen. Die gelben Dolden der Wolfsmilch, der sommerblaue Günsel und die funkelnde Pechnelke, die fallen selbst dem auf, der flüchtig vorbeigeht. Aber unsichtbar regt sich ein vielfaches Leben: bescheidene Kräuter und Blüten, die klein und hart, aber zäh sind und lustig und munter bleiben, wenn die Landschaft, selbst bis in die Wälder hinein, matt und erschöpft liegt. Dann schlägt es uns aus dem Feldrain wie aus einem duftenden Bad entgegen. Der Thymian mit seinen bescheidenen Blütenflocken – weiß, zart rosa oder auch purpurrot – hat große Polster gebildet, aus welchen die Flämmchen der Steinnelke brechen, Mariä Tränen, wie sie das Volk nennt; stärker noch ist der Geruch von den Lavendelstengeln, darauf zwischen zwei, drei kleinen, mattgrünen Blättern vier, fünf und mehr zierliche, rötlichblaue Lippenblüten stehen: die Düfte des Thymians und Lavendels sind zugleich süß, bitter und herb und säuerlich; den süßesten Geruch strömt der Klee aus, weißer, gelber, roter; der gewöhnliche Steinklee ist hier auf dem kargen Sandboden ein anderer als auf Feld und Wiese; er ist purpurrot. Über ihm schweben, nur wie eine duftige Wolke, die schleierzarten, weißen Blüten des Labkrautes; sind sie gelb, dann duften sie honigsüß; dieses gelbe Labkraut nennt das Volk Unsrer Lieben Frauen Bettstroh.

Wer findet sich in dem Wirrwarr von rötlichblauem Ruprechts-kraut, dunklen Kreuzblumen, Hirtentäschchen, Ehrenpreis, den silberweißen Stengeln und goldgelben Blüten des Fingerkrautes zurecht? Welch liebliche, duftende Wirrnis, durch welche sich die meterlangen Ranken der Ackerwinde („Unsrer Lieben Frauen Weinbecher" – fast alle Blumen hat das Volk in Beziehung zu Maria gesetzt–) und der verschiedenfarbigen Wicken schlängeln! Es müßte ein kleines Buch werden, die Blumenpracht eines solchen nichtsnutzigen Feldrains zu beschreiben! Wenn man erst von den kupfern oder grünspanig schillernden Eidechsen zwischen Halmgewirr und Steinbrocken, erst von den diamantfarbenen Schmetterlingen, die im brennenden Licht der Sonne über den Blüten ihre Flügel auseinanderbreiten, erzählen wollte! Und von den blauen Flämmchen, den roten Blutstropfen, den pechschwar-zen Körnchen, den Käfern!

Zwischen der kahlen und heißen Dürre der Steine und des Sandes liegt, kaum eine Hand groß, dunkel, feucht und fruchtbar eine Ackerscholle. Sie mag mit einem Büschel verfilzter Wurzeln vom Feld hierher geworfen worden sein. Aber so etwas kann auch hier nicht müßig bleiben, es trägt einige schlanke Halme, die alles hoch überragen und auf denen die Kornähren im leichten Wind bedächtig schaukeln. Um dieses Stück guter Ackererde haben sich im Kranz Silberdisteln angesiedelt, vornehm und verhalten wie die Kornhalme, aber in bescheidenem Abstand. Beide schimmern in einem matten, kühlen Blau, beim Korn ist es goldgelb, bei der Distel silbern durchsponnen. – Ich erinnere mich des Altar-tuches, das ich in der Kapelle eines schwedischen Schlosses gesehen habe: auf zartblauem Grunde war mit silbernen Fäden eine Distelmusterung eingestickt. Es war ein sehr altes Tuch, und ich muß der sinnigen Hände, des Mädchens oder der Frau gedenken, die es gearbeitet haben mag. Dieses schlichte Muster zu dem hei-ligsten Amt aufgerufen, den Tisch des Herrn zu bedecken und zu zieren – welch schöner Einfall! Auf wie sanfte Art aber wandelt sich das unfaßbare Wunder der weihevollen Verwandlung auf



Das eingefrorene Posthorn
Aus Maria Distelis Münchhausen-Buch

diesem Tisch ins Faßbare, Schöne und Einfache zurück! Silberdisteln umstehen im Kranz die braunen Ähren des Kornes, wachsen zwischen Weinstöcken mit schweren blauen Reben. Das Unscheinbare ward Zierde des Größten, der lebendigen Nahrung des Leibes und der Seele. Ähre und Distel – welch ein versöhnliches Bild!
Am Abend, wenn es von den Wiesen feucht heraufschlägt und aus Wald und Kornfeld Kühle weht, erwachen die Düfte des Feldrains völlig, und den Steinen und dem Sand entströmt die Glut des Tages. Dann meint man: solche Feldraine mag es nur in Deutschland geben. Auf einem abendlich duftenden Feldrain müssen zum ersten Mal jene alten Volkslieder von Krauseminz und Siebenschön und rotem Klee gesungen worden sein. Der Feldrain mit seinem nutzlosen Blühen und Duften ist so recht der Ort der Liebe und des Singens! Dort, wo die Steine zu einem großen Haufen aufgeschüttet liegen, steht, ineinander verwachsen, seine Ranken übermütig auswerfend, mit etwas bleichen Blüten, der Wildrosenstrauch, daran sich der liebende Knabe verwundet hat...
Ganz anders ist es in der brütenden Mittagsglut auf dem Feldrain. Die gelben Schirme der Wolfsmilch sind jetzt schon abgeblüht, dafür wuchert ein anderes Gelb zwischen den Steinen: der Mauerpfeffer. Das ist schon in den ersten Tagen nach der Sonnenwende. Wenn auf dem Feldrain das Gelb vorzuherrschen beginnt, feiert der Sommer seine Hochzeit. Die roten Blumen, das sind die ersten; dann kommen die blauen, jetzt herrschen die gelben. Aber allenthalben ist ein feuriges Rot in länglichen Tropfen eingesprenkelt, die einzigen Früchte, die der karge Feldrain hervorbringt: Erdbeeren. Sie sind hier nicht so groß wie auf Waldhängen, wo der Boden feucht und beschattet ist; sie sind klein, dafür aber zuckersüß. Da meinen wir auch: diese kleine, rote Erdbeere müßte so etwas ausgesprochen Deutsches sein. Damals, als wir von unserer Wanderung zum Olymp aus brennend heißem Steingeklüft in schönen Fichtenwald kamen, wie wunderbar, wie selig und heimatvertraut berührte es uns, als wir in dem kühlen Gras Erdbeeren, rote, würzige Erdbeeren fanden!

Da sind wir auf einmal ganz von Erinnerungen südlicher Wandertage eingehüllt. Wir haben uns zurückgelegt, wir fühlen unter unseren Händen den heißen Sand, die heißen Steine, streicheln über das harte Grün des Thymians; die Sonne liegt brennend über uns; die Grillen zirpen; Duftwolken streichen über uns hin. Und da wir, in die weiße Glut blinzelnd, die Augen ein wenig öffnen, flammt es vor uns wie das goldhelle Braun einer Säule. Gluthitze, Duft und Grillenzirpen, das ist alles so, als rasteten wir, wohlig hingestreckt, am Fuße eines Tempels zwischen zerschlagenen Säulentrommeln.

... Wie das so durcheinanderklingt am abendlichen, am mittäglichen Feldrain! Bis in den toten Herbst hinein bleibt uns hier das Blühen und Duften treu. Selbst wenn das Heidekraut, das hier am farbigsten blüht, braun und räudig geworden ist, wenn in der Nacht schon Reif gefallen ist, sich aber tagsüber die Sonne noch einmal herbstselig und verschwenderisch über den Hang legt, rührt es sich zwischen den kalten Steinen und dem feuchten Sand, ein Duft steigt auf, stark und berückend, als verströme der Sommer seine letzte Süße.

*

Josef Mühlberger / Mohrenfalter

Hat das Schwarz von deinen Schwingen
eine lichte Hand gewischt,
daß sie nun die fremde Pracht
braunen Schmelzes Dämmernacht,
goldumsäumte Lichter tragen?
Sind in deinem Flügelschlagen
dunkle Schwere, leichtes Schweben,
taumelnd Traum und Tag gemischt?

Kamst du aus dem Reich der Schatten
in das irdische Sommerleuchten?

Liegt nicht lähmendes Ermatten
noch in deiner Schwingen Last?
Da sie sich zu süßer Rast
auf dem blauen Kelch ausbreiten,
bricht ein samtig dunkler Schimmer
durch den diamantnen Glast.

Taumelst weiter durch die Düfte,
ungewohnt und nicht ganz sicher,
doch schon erdentrunkner Gast.

Bote du aus jenen Reichen,
da sich Licht und Schatten finden
zu des Zwielichts weichem Dämmer;
wo sich Tag und Nacht versöhnen,
Tod und Leben sanft umwinden.

*

Heinrich Seuse / Wie manche Menschen unbewußt von Gott geführt werden

Es hatte sich ein wildes Gemüt bei seiner ersten Auskehr aus sich selbst verirrt in die Wege der Ungleichheit. Da begegnete ihm in geistlicher unsäglicher Erscheinung die Ewige Weisheit und führte den Menschen durch Süß und Sauer, bis sie ihn auf den rechten Pfad der göttlichen Wahrheit brächte. Und wie er die wunderlichen Wege recht überdachte, da sprach er zu Gott: Liebster Herr, mein Gemüt hat seit Kindestagen irgend etwas mit dürstendem Verlangen gesucht, Herr, aber was es ist, das habe ich noch nicht vollkommen begriffen. Herr, ich hab ihm viele Jahre heftig nachgejagt, und es konnte mir doch nie recht zuteil werden, denn ich weiß nicht recht, was es ist, und es ist doch etwas, das mein Herz und meine Seele an sich zieht und ohne das ich niemals recht zur Ruhe kommen kann. Herr, ich wollte es in den frühesten Tagen

meiner Kindheit suchen, wie ich es vor mir wirken sah in den Kreaturen, aber je mehr ich suchte, desto weniger fand ich, und je näher ich hinging, desto weiter entfernte ich mich davon; denn von jeder wahrgenommenen Erscheinung sprach es auf mich ein, ehe ich sie ganz erfahren hatte oder mich ihr mit Ruhe hingab: das ist es nicht, was du suchst. Und dieses Getriebensein ist mir immer und immer bei allen Dingen zuvorgekommen. Herr, nun wütet mein Herz danach, denn es hätte es gerne, und es hat immer wieder empfunden, was es nicht ist, Herr, aber was es ist, das ist ihm noch nicht gezeigt worden. Ach, geliebter Herr vom Himmelreich, was ist es, und wie ist es beschaffen, was so verborgen in mir spielt?

Antwort der Ewigen Weisheit: Erkennst du es nicht? Es hat dich doch liebend umfangen und hat dir oft den Weg verstellt, bis es dich nun für sich allein gewonnen hat.

Der Diener: Herr, ich sah es nie und hörte es nie, ich weiß nicht, was es ist.

Antwort der Ewigen Weisheit: Das ist nicht unbillig, denn das kommt von deiner Vertrautheit mit den Kreaturen und von deiner Fremdheit ihm gegenüber. Aber nun tu deine inneren Augen auf und schau, wer ich bin. Ich bin es, die Ewige Weisheit, die dich in Ewigkeit für sich auserwählt hat mit dem Umfangen meiner ewigen Vorsehung. Ich habe dir so oft den Weg versperrt, sooft du von mir geschieden wärest, wenn ich dich verlassen hätte. Du fandest in allen Dingen immer einen Widerstand; und das ist das sicherste Zeichen meiner Auserwählten, daß ich sie für mich selber haben will.

Der Diener: Liebliche schöne Weisheit, und bist du das, was ich so lange gesucht habe? Bist du das, wonach mein Gemüt immer und immer rang? Ach, Gott, warum erzeigtest du dich mir nicht schon lang? Wie hast du es so lange aufgespart? Wie hab ich mich so manchen mühsamen Weg geschleppt!

Antwort der Ewigen Weisheit: Hätte ich es damals schon getan, so würdest du mein Gut nicht so deutlich empfinden, wie du es jetzt erkennst.



Der Diener: Ach, grundloses Gut, wie hast du dich nun so süß in mir erfüllt! Als ich nicht war, da gabest du mir Wesen; als ich mich von dir geschieden hatte, da wolltest du nicht von mir scheiden; als ich dir entrinnen wollte, da hattest du mich so süß gefangen. Eia, Ewige Weisheit, könnte doch mein Herz in tausend Stücke aufbrechen und meine Herzenswonne dich umfangen und mit steter Liebe und vollem Lobe all meine Tage mit dir verbringen, das wäre meines Herzens Begierde! Wahrlich, der Mensch ist selig, den du so liebend behütest, daß du ihn niemals recht zur Ruhe kommen läßt, bis er in dir allein seine Ruhe sucht.
Ach, auserwählte liebliche Weisheit, da ich nun an dir gefunden habe, den meine Seele liebt, so verschmähe du nicht dein armes Geschöpf; sieh an, wie mein Herz so ganz verstummt ist all dieser Welt gegenüber in Lieb und in Leide! Herr, soll mein Herz auch immer stumm gegen dich sein? Erlaube doch, erlaube doch, geliebter Herr, meiner elenden Seele, ein Wort zu dir zu sprechen, denn mein volles Herz kann es nicht mehr allein ertragen; es hat doch in dieser weiten Welt niemanden, an dem es sich erquicke, außer dir, lieber auserwählter geliebter Herr und Bruder! Herr, du siehst und kennst allein die Natur eines liebreichen Herzens und weißt, daß niemand lieben kann, was er nicht auf irgendeine Weise erkennen kann. Da ich nun dich allein lieben soll, so gib dich mir noch besser zu erkennen, damit ich dich ganz mit meiner Liebe umfassen kann.
Antwort der Ewigen Weisheit: Den höchsten Ausfluß aller Wesen von ihrem ersten Ursprung nimmt man nach der natürlichen Ordnung durch die edelsten Wesen in die niedrigsten; aber den Wiedereinfluß zu dem Ursprung nimmt man durch die niedrigsten in die höchsten. Willst du mich darum anschaun in meiner ungewordenen Gottheit, so sollst du mich hier erkennen und lieben lernen in meiner erlittenen Menschheit, denn das ist der schnellste Weg zu ewiger Seligkeit.
Der Diener: Herr, so erinnere ich dich jetzt an die grundlose Liebe, daß du von deinem hohen Thron herabstiegst, von dem

königlichen Stuhl des väterlichen Herzens in Elend und Schmach dreiunddreißig Jahre lang, und an deine Liebe, die du zu mir und allen Menschen empfandest und am meisten in dem allerbittersten Leiden deines gräßlichen Todes erzeigtest. Herr, erinnere dich, daß du dich meiner Seele geistig erzeigtest in der lieblichsten Gestalt, zu der dich die unermeßliche Liebe jemals gebracht hat.

Antwort der Ewigen Weisheit: Je mehr ich verströme, je mehr ich sterbe aus Liebe, desto lieber bin ich einem recht geordneten Gemüt. Meine grundlose Liebe erzeigt sich an der großen Bitterkeit meines Leidens so wie die Sonne an ihrem Glanz, wie die schöne Rose an ihrem Duft und wie das starke Feuer an seiner inbrünstigen Hitze. Darum höre mit Andacht zu, wie herzlich um deinetwillen gelitten worden ist.

Aus: Das Büchlein der ewigen Weisheit (Insel-Bücherei)

*

Otto Nebelthau

Vom Apfel und von fruchtbarer Muße und Arbeit

Die Alten haben es nicht beschrieben, vielleicht aber dennoch gewußt, daß nicht nur der Samen des Apfels den merkwürdigen Hang hat, immer wieder zum Wildling zu werden, also ganz untreu zu fallen, wie es in der heutigen Gärtnersprache heißt, sondern daß der Apfelbaum auch eine sehr seltsame Fruchtbildung besitzt. Das haben erst unsere genauen Großväter in Schriften niedergelegt. Es werden beim Apfel nicht die im Innern der Blüte liegenden edelsten Teile, die Fruchtblätter, fleischig, sondern höchst rätselhafterweise der Blütenstiel. Der Apfel gibt sich wahrhaftig Mühe, sich deutlich von den übrigen Pflanzen und Bäumen zu unterscheiden.

Gewiß unterliegt die Birne nahezu denselben Gesetzen, auch in gewissem Grade die Pflaume, der Pfirsich und die Kirsche, in tropischen Ländern der Brotbaum, wenigstens was die Fort-



pflanzung der köstlichen Sorten anbetrifft, doch nirgendwo sonst hat es dem Schöpfer gefallen, den Menschen und die edle Frucht so ausschließlich aufeinander anzuweisen wie beim Apfel. Einmal zeigte er dem einen Menschen unter Millionen von Bäumen den einzigen, der süße Frucht trug, und überließ dem Menschen diesen Baum, daß er in aller Zukunft mit ihm verbunden bleibe, nicht durch ruhige und gedankenlose Hinnahme von edlen Früchten, sondern dadurch, daß der Mensch immer wieder von neuem die Arbeit der Veredlung machen müsse und so seinem Wunsch nach immer höherer Vollkommenheit nie mehr eine Grenze gesetzt sei.
Es hat denn ja auch der Apfel unter allen Früchten die größte Beispielskraft in der Geschichte der Menschheit gefunden! Er ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit geworden, aber auch das Sinnbild des Zwistes. Der Apfel war es, der in der schönsten und einzigen welterfassenden Geschichte die Menschen sehend machte und sie die Sünde erkennen ließ, der ihnen alle Nöte und Laster dieser Welt auferlegte, aber auch die nie erlöschende Sehnsucht, zu Gott heimzufinden.
Bedenke ferner, daß der Apfelbaum mit dir die Dauer des Lebens gemeinsam hat, daß ihm durch sein Dasein hindurch in gleicher Verteilung die Kräfte und Säfte schwellen und wieder abnehmen – wie dir. Mit dem fünfzehnten Lebensjahr tritt er nach strenger Erziehung in das Alter der wirklichen Fruchtbarkeit und bleibt darin besonders stark bis zu seinem vierzigsten. Dann endlich weise und zäh geworden, hängt er wie du mit allen Wurzeln in seinem Umkreis, läßt nicht davon trotz Sturm, trotz Krankheit, trotz schwerer ärztlicher Eingriffe, wehrt sich gegen den Tod, der ihn dennoch, nehmt alles nur in allem, wie dich, im sechzigsten Jahre befällt.

*

Hast du schon einmal einen Bauern an einem Sonntagnachmittag im Winter auf seiner Obstwiese beobachtet?
Ich habe es oft getan.

Er hat seinen guten Rock an, er raucht seine Pfeife, er hat die rissigen Arbeitshände auf dem Rücken übereinandergelegt. Langsam geht er über seinen Grund.
Hin und wieder bleibt er stehn und sieht in die Krone einer seiner Bäume und brummelt etwas vor sich hin. Hin und wieder tritt er nah an einen Stamm heran und wendet den Rand eines Rindenblättchens um, oder er bückt sich und streicht mit dem Daumen über die Stelle, wo der Wurzelhals sitzt.
Er hat einen andern Blick als bei der Arbeit, sein Körper ist nicht gespannt, sondern locker. Was treibt er da wohl mit seinen Bäumen?
Im Umherschlendern, in einem ruhigen, bedächtigen Gang über seine Wiese, geht er mit ihnen zu Rate. Am Wochentag, während der Arbeit, sieht er sie kaum, da sind sie still. Heute teilen sie sich ihm mit, ihre Wünsche, ihre Nöte. Er beschließt, wie ihnen zu helfen sei.
Auch du solltest, ohne irgendein Gerät in der Hand zu haben, nur mit aufnahmebereiten Sinnen, einmal an einem Sonntagnachmittag an deinen Bäumen auf und ab schlendern, die Stämme betrachten, in die Kronen sehn, die Gabelung der Äste verfolgen, und wie die Zweige von den Ästen streben und wie die Zweige sich wieder verzweigen. Weiter nichts!

*

Was verlangst du eigentlich von deinen Bäumen? Gewiß doch nur eins: daß sie recht viele und wohlschmeckende Früchte bringen. Du hast sicher schon im Herbst bemerkt, daß die Äpfel, die schon von weitem sichtbar waren, die ganz außen an den Zweigen hingen, die schönste Färbung aufwiesen und den größten Wuchs, während die, die unter den Blättern versteckt und mehr zur Mitte hin reifen mußten, längst nicht die Schönheit erreichten. Woher kam das?
Ganz einfach daher, daß die schönen Früchte sich an mehr Luft und Licht ergötzen konnten.

Willst du nicht also auch ganz allgemein mehr Luft und Licht schaffen? Ich könnte gewiß mit andern und auch leichteren Fragen und Aufgaben anfangen; ist es Frühling oder Sommer, so eile auch rasch über diesen ernsten Beginn hinweg. Ich stelle ihn voraus, um die vernachlässigte Liebe zu dem unbelaubten Baume wieder zu wecken. Er kann uns einen Trost in den langen Wintermonaten geben, wenn wir seine Schönheit erkennen und auf sie bedacht sind. Das soll auch dem ganzen Büchlein voranstehn, im Obstgarten ist die größte Schönheit der größte Nutzen.

Je mehr wir Menschen uns mit dem Obstbau beschäftigten, um so mehr grübelten wir darüber nach, wie es möglich sei, die Kronen von Licht und Luft durchfluten zu lassen. Wir haben uns im Lauf der Zeit ein Idealbild davon aufgestellt, wie eine Krone beschaffen sein soll, damit sie nicht nur stark sei, sondern diese Voraussetzung zur Schönheit erfülle.

Du bist nun eben aus deinem Garten zurückgekehrt und hast dir, wie der Bauer, deine Bäume in Muße angesehn. Ich kann mir denken, daß du gewaltig erschrecken wirst, wenn du dir daraufhin das Bild in diesem Büchlein betrachtest, das den idealen Wuchs eines Apfelbaums zeigt, und zwar eines Hochstammes. Aber da du dir vorgenommen hast, ein tüchtiger Obstbaumpfleger zu werden, rate ich dir, es zu studieren und nicht viel Zeit zu versäumen. Deine Ernte im kommenden Jahre muß besser werden; du weißt es selbst.

Aus: Mein Obstgarten (Insel-Bücherei)

*

Gebrüder Grimm / Die ungleichen Kinder Evas

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbare Erde sich ein Haus bauen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen. Adam hackte das Feld, und Eva spann Wolle. Eva brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt, die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbieten, daß er kommen

und ihren Haushalt schauen wollte. Eva, freudig, daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämmte ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemden an und ermahnte sie, in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen bescheiden und verständig antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Heu, das andere unter das Dach, das dritte in das Stroh, das vierte in den Ofen, das fünfte in den Keller, das sechste unter eine Kufe, das siebente unter das Weinfaß, das achte unter ihren alten Pelz, das neunte und zehnte unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das elfte und zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt. Eben war sie fertig geworden, als es an die



Haustüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah, daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er, und der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar und knieten nieder. Der Herr aber fing an sie zu segnen, legte auf den ersten seine Hände und sprach: „Du



sollst ein gewaltiger König werden", ebenso zu dem zweiten: „Du ein Fürst", zu dem dritten: „Du ein Graf", zu dem vierten: „Du ein Ritter", zu dem fünften: „Du ein Edelmann", zu dem sechsten: „Du ein Bürger", zum siebenten: „Du ein Kaufmann", zu dem achten: „Du ein gelehrter Mann." Er erteilte ihnen also allen seinen reichen Segen. Als Eva sah, daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie: „Ich will meine ungestalten Kinder herbeiholen, vielleicht daß er ihnen auch seinen Segen gibt." Sie lief also und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wo sie sonsthin versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und rußige Schar. Der Herr lächelte, betrachtete sie alle und sprach: „Auch diese will ich segnen." Er legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm: „Du sollst werden ein Bauer", zu dem zweiten: „Du ein Fischer", zu dem dritten: „Du ein Schmied", zu dem vierten: „Du ein Lohgerber", zu dem fünften: „Du ein Weber", zu dem sechsten: „Du ein Schuhmacher", zu dem siebenten: „Du ein Schneider", zu dem achten: „Du ein Töpfer", zu dem neunten: „Du ein Karrenführer", zu dem zehnten: „Du ein Schiffer", zu dem elften: „Du ein Bote", zu dem zwölften: „Du ein Hausknecht dein Leben lang."

Als Eva das alles mitangehört hatte, sagte sie: „Herr, wie teilst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch alle meine Kinder, die ich geboren habe: deine Gnade sollte über alle gleich ergehen." Gott aber erwiderte: „Eva, das verstehst du nicht. Mir gebührt und ist not, daß ich die ganze Welt mit deinen Kindern versehe: wenn sie alle Fürsten und Herrn wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen? wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den andern erhalte und alle ernährt werden, wie am Leib die Glieder." Da antwortete Eva: „Ach, Herr, vergib, ich war zu rasch, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille geschehe auch an meinen Kindern."

Die Holzschnitte schuf Fritz Kredel

*

Noch vor Sonnenaufgang war ich in der Gesellschaft von zwei Bergbauingenieuren zu einer Autofahrt durch das südliche Madagaskar aufgebrochen und in die Riesensteppe des Dornen- und Wolfsmilchlandes hineingefahren. Die Herren wollten in der Nähe des Steppenflusses Menandra neue Glimmerfundstellen besichtigen, ich aber hatte die Absicht, am Fluß nach Kaimanen auszuschauen, von deren Vorkommen im Menandra mir ein eingeborener Silberschmied erzählt hatte. Der Wagen ratterte und knallte durch weite Gras- und Buschsteppen, mahlte sich durch tiefe Staubsandfurten, umsteuerte gefährliche, tiefeingerissene Wasserfurchen, deren Ränder abstürzten, und geriet zu einer mühseligen Fahrt in die furchtbaren Dickichte der Dornenbüsche, der Stachel- und Nadelpflanzen, wo nur Beile und Buschmesser vorwärts halfen. Als wir die Dornen hinter uns hatten, erwarteten uns die seltsamen, spukhaften Beseneuphorbien, Wolfsmilchbäume bis zu zehn Meter Höhe, deren Laub in der Hitze und Trockenheit zu winzigen Blättchen an den Zweigspitzen verkümmert und zurückgebildet war. Aschiggrau loderten die riesigen Besen in den glühenden Himmel.
Endlich nach achtstündiger Fahrt, bei der wir nur 47 Kilometer zurückgelegt hatten, war der Fluß Menandra erreicht. Er hatte ein tiefes Bett gegraben, zu dem ein für das Auto unfahrbarer Hohlweg hinunterführte. Da es nun Mittag war und die Hitze sengend, lagerten wir uns unter einem großen ulmenähnlichen Baum. Aber ich verspürte keinen Hunger. Nach dem Essen ließen die Ingenieure durch ihre Diener aus einem nahen Eingeborenendorf Trägermannschaften herbeiholen. Ihr Häuptling, ein schnurriger Steppenkauz, führte sie. Das Auto wurde entladen und die Kolonne gerüstet. Unter einem breitschattigen Baum schlage ich mein Feldbett auf, versehe mich mit Brot, Rotwein und Trinkwasser und bleibe mit dem Wagen zurück, während die Ingenieure mit ihrem Troß über den Fluß waten und verschwinden. Sie

haben Nahrung, Decken für die Nacht, Werkzeuge und Kisten für die Ausbeute mitgenommen.
Ich bin nun allein in der Steppe, mitten in fremder, doch urfriedlicher Wildnis. Es ist drei Uhr und Zeit für ein Mittagschläfchen. Ich lege mich aufs Ohr und schlafe zwei Stunden. Nach dem Erwachen esse ich von meinem Brot, stärke mich mit einem Viertel Rotwein und fühle mich daraufhin bedeutend besser. Ich habe Lust zu einem kleinen Ausflug. Es ist nicht mehr so heiß.
Durch saftiges Grün watend, durchquerte ich die herrlichen Baumbestände des Ufers. Ein Hüterbub, ein Mahafalyjunge, der eine große Zebuherde vorübertrieb, blieb bei meinem Anblick wie gelähmt und zu Tode erschrocken. Ich war ein Gespenst, ein weißer Baumgeist, der seinen hölzernen Bau verlassen hatte. Offenen Maules starrte er mich mit seinen aufgerissenen, funkelnden Tieraugen an – dann rannte er davon. Wunderbare Vögel und strahlende Schmetterlinge trieben sich in dieser grünen Saftwelt umher. Sie besuchten viele glänzende Blüten und verschwanden im Laub. Kleine Papageien, Grauköpfchen, lärmten in den Wipfeln, und ganz junge, hellgrüne Chamäleons, die Schwänze um die Zweige gerollt, glotzten aus den Büschen. Alle Falter, Vögel und Tiere waren weltallein, weltfern, paradiesesfroh. Und, wie eine schweifende Seele, wie der Geist der Wohlgerüche selber, umströmte mich plötzlich, so daß ich gebannt stehen blieb, der Duft einer unsichtbaren Blume, ein feenhaftes Parfüm. Schritt eine madagassische Elfe vorüber? Dann war sie fort.
Bis zum Abend durchstreifte ich die reiche Baumwelt. Endlich finde ich zu meinem Schlafbaum zurück, gleich den in seinen Wipfel einschlüpfenden Vögeln. Hallo, ich habe Besuch, werde erwartet. Eine Dame erwartet mich, eine schwarze Frau. Was will sie?
Sie bietet mir eine Kalebasse Zebumilch an. Soll ich die Gefahr auf mich nehmen, zu trinken? Sie schaut mich aus ihrer Hockstellung erwartungsvoll an. Ich darf die Milch nicht zurückweisen, und ich leere die Kalebasse. Als ich damit fertig war, versuche ich

eine kleine Unterhaltung. Sie ist die Frau des Häuptlings, jenes Steppenkauzes, der mit den Ingenieuren in den Glimmerbruch marschierte. Aus ihrem vier Kilometer entfernten Dorf ist sie gekommen, um mir ihre Aufmerksamkeit zu erweisen. Was schenke ich ihr bloß? Ach, auf Damenbesuch habe ich mich nicht vorgesehen. Ich gebe ihr die leergetrunkene Kalebasse zurück. Zufrieden erhebt sie sich. Wunderbar tief leuchten ihre runden Wildnisaugen. Die silbernen Armbänder und Halsketten blinken im Abendlicht. Im scheidenden Sonnenstrahl funkelt das große Messer, das sie zum Zeichen ihrer Würde in der Hand hält. Ich mache der schönen Häuptlingsfrau eine leichte Verbeugung. Langsam trottet sie heim in ihr Grasdorf.

Die Schwarze ging, die Nacht kam. Über das Blätterdach meines Schlafbaums wölbte sich der reiche Tropensternenhimmel. Verspätete Reiher zogen in langen Schimmerlinien zu ihren Nachtbäumen. Heimlich begann ein träumerischer Nachtvogel zu zirpen. Leuchtende Helle erhob sich im Osten, der Mond. Dürre Äste knackten wie unter dem astralen Gewicht des Silberlichts. Ehe der hohe Baum über mir einschlief, leistete er sich einen Scherz: mit schwerem Plumps warf er mir eine seiner ganz großen, reifen Schoten mitten auf den Bauch.

Überall kleine, verstohlene Nachtgeräusche. Schob sich ein Reh durch das Dickicht? Doch Rehe gab es hier nicht. Vielleicht war es ein wilder Eber. Plötzlich zerriß ein ferner Schrei die gespannte Stille. Was war das? Ich horchte. Vom Fluß her klangen merkwürdige schmatzende Schnapplaute, wie wenn harte Schnauzen auf- und zuklappten. Kaimane? Die Krokodile des schwarzen Silberschmieds? Lautes, hastiges Plätschern. Und nun schneidet ein schriller Schrei aus der Tiefe, furchtbar, angstvoll. Haben die Bestien eine Beute gepackt? Was für ein Naturdrama mochte sich da unten am finstern Einsamkeitsfluß abspielen?

Der höher steigende Mond übergoß die Steppe mit bläulich metallischem Fabelglanz. Wie von Erz flimmerten die Büsche, gläsern scharf flammte das Gras, und die Bäume standen auf

Säulen von Platin. Die schwarzen Balken ihrer Schatten zeichneten sich auf dem Boden. Die Phantome fliegender Hunde geisterten durch die Luft; immer wieder flatterten sie an meinem Baum vorüber. Beobachteten sie mich? Ich zündete mir eine Zigarette an – aber das war wohl nicht recht: eine gewaltige Aufregung erhob sich im Wipfel. Unwillige kleine Geräusche knisterten, schwirrten, kratzten. Was für ein Quicken, Schaben, Fauchen und Schimpfen! Du lieber Himmel, was alles hatte da oben sein Schlafplätzchen. Doch bald beruhigten sich die Erschrockenen und Entrüsteten wieder, das Streichholz war erloschen. Ich schaute in die weite, lichtüberschwemmte Steppe hinaus, in das atmende und irrende Geheimnis, schaute, rauchte, träumte, schlief...

Auf einmal Geschrei. „Vazaha, Vazaha!"

Ich fuhr aus dem Schlaf auf. An meinem Bett im Mondlicht stand ein langer, schwarzer Teufel, in der Hand den blinkenden Eisenspeer.

„Was ist los?" fuhr ich ihn an. „Warum störst du mich im Schlaf?"

Er lachte, dieser Kerl, lachte leicht vorwurfsvoll. „Moustiques!" rief er in seinem Buschfranzösisch. „Mücken, Vazaha!"

Ach herrje! Ich sprang vom Bett und sah vom Fluß rötlichen Fackelschein heranschwimmen. Leute kamen, die Männer des Häuptlings, den ich nun wieder erkannte. Sie kehrten von der Glimmergrube heim. Abenteuerlich sahen sie aus, von düsterer Röte übergossen, mit den qualmenden Holzfackeln. Der Häuptling fragte nach meinen Wünschen. Ich dankte, ich hatte nichts nötig. Aber er grinste, wieder auf mein kleines Kopfkissen deutend: „Moustiques!"

Wahrhaftig, das Kissen war über und über von winzigen Blutströpfchen gesprenkelt, ganz kleinen, vollgesogenen Mücken. Sie hatten mich angezapft, ohne daß ich es gespürt. Der Häuptling befahl seinen Leuten, dürres Holz herbeizuschleppen, und im Nu errichteten sie einen großen Scheiterhaufen gegen den Wind. Dann gab er zwei Leuten den Befehl, bei mir zu wachen – ein

netter Häuptling. Er hatte eine so junge, hübsche Frau. Mir die Hand schüttelnd, verabschiedete er sich und ging mit den Leuten heimwärts. Die beiden Wächter aber entbrannten ihren Scheiterhaufen, um die Mücken zu vertreiben, und ich zog mir mein Schmetterlingsnetz über den Kopf, wieder in Schlaf versinkend. Nur noch einmal weckte mich ein unbestimmtes Geräusch. Das Feuer rauschte und loderte, der eine Wächter lag zusammengerollt auf der Erde und schnarchte, der andere, auf seinen Eisenspeer gestützt, starr wie aus schwarzem Holz gemeißelt, stand neben dem Feuer und schaute in die Glut. Dann sah er mich wach und fragte etwas.

„Tsia misy!" entgegnete ich – ich brauche nichts. Ich schloß die Augen, das fremdartige Bild der Männer, des Feuers und der mondhellen Nacht in mich nehmend.

Als ich vor Sonnenaufgang erwachte, sang ein winzig kleines, grün gefiedertes Vögelchen sein zartes Morgenlied. Wie der Gesang des Rotkehlchens klang es. Meine beiden Männer verabschiedeten sich. Ich ging an den morgenkühlen Fluß und wusch mich mit feuchtem Staubsand, köstlich mich erfrischend. Der Menandra war ein breites, doch ziemlich flaches Gewässer. Klar floß es dahin. Die ganze Vogelwelt, nun erwacht, sang mit wohlklingenden Stimmen. Die aufgehende Sonne übergoldete Wasser und Büsche. Wo aber lungerten die Kaimane? Nichts von ihnen zu sehen. Oder waren die da oben in den Wellen liegenden Kanten und Striche Krokodile und keine Baumstämme? Sollte ich hingehen? Wozu? Was lag mir an den Bestien?

Ich suchte mein Feldbett wieder auf. Aber da war ja schon wieder Besuch, mindestens ein halbes Dorf von Weibern und Kindern. Das Dorf des Häuptlings vermutlich. An die dreißig Köpfe.

Die Frauen boten mir Zebumilch und Maniok. Ich setzte mich auf das Bett und hielt Hof. Rund um mich kauerte die Gesellschaft. Ich trank und aß. Mir schmeckte es, gut gefiel es mir hier. Allen gefiel es. Die Milch war vorzüglich; schön und voll Staunen blitzten die Kinderaugen. Mein Haus war ein großer Wildnis-

baum, das Dach sein Wipfel, mein Hofstaat waren dunkle Weiber und Kinder. Nicht größer als der Schatten des Baumes war mein Reich, doch war es zur Stunde vollkommen, ein Stück Urnatur, Paradieseslanb, benetzt vom Tau des reinen Morgens.

*

Hymnus an die Goldfische

O Wasservölkchen, dem vom Himmel
gleißenden Goldes blanke Zier,
die Gabe wechselnder Verfärbung ward verliehn!
Sieh, wie's zinnobern
rings um seltene Muster schimmert,
dort, wo der Sonne Strahlenkrone
aufs Kissen flüssigen Smaragdes drückt.
In Hakenbogen Schuppe an Schuppe gereiht –
seidig, blaßweiß wie Hagelschlicker
fallen, wallen, blähen, spreizen sich Schleier.
Unschlüssig, des Juden Unrast im Gesicht,
ziehn sie daher –
bald dicht zu Hauf gleich einem Rudel Pferde,
vor schmalem Hohlweg eng gepfercht –
bald jählings auseinanderstiebend –
wie auf der Flucht –
bald fern, bald nah –
treibt Furcht sie oder frohe Laune?
Ich weiß es nicht zu deuten. –
Des Morgens, wenn bei kühler Brise
am Himmel rote Wölkchen treiben,
des Abends, wenn der Mond auf Wellen glitzert,
im Busch und Dickicht Nebelschwaden geistern
und sachte, gleich Kometenschweifen
die Silberflut bestreichen –
dann treibt sie's hin zum Ufer

zwischen Lotos und geknickte Schachtelhalme,
dann möchten sie das altgewöhnte Element
verlassen und versuchen sich in kecken Sprüngen –
doch weh, an allen Ecken stoßen
die zarten Flossen hart auf Widerstand –
Horch! Allerorten Glucksen, Jappen!
Schwanzfuchtelnd schnellen sie
ins offene Naß zurück. –
Tagsüber auf der Jagd nach kleiner Beute
verweilen sie sich tief am Grund versteckt –
doch eines Nachts, wenn langersehnter Regen
das halbverdorrte Ufer grün beriefelt,
packt sie die Wanderlust –
dem Tausendfüßler ähnlich,
den die Sonne schreckt, das Feuchte weckt –
da möchten sie mit Wind und Wolken ziehn
und weit hinaus dem Zug des Regendrachen folgen –
doch ach! Der Weg verlegt
vom bösen Feind, der grimmen Otter!
Oh, herzzerreißend auszudenken,
wie sie todwund, mit aufgeschlitzten Flanken
sich müd ins Uferdickicht schleppen! –
O Tücke abenteuerlicher Ferne!
O Heimat! Häusliche Geborgenheit!
Wohl euch, die ihr in Fischbassin und Kübel
friedliche Heimstatt, sichere Obhut fandet!
Zwar mit dem freien In-die-Ferne-Schweifen
ists nun vorbei.
Doch auch gebannt die Angst vor Weggefahren,
Nun dürft ihr, Männchen, Weibchen, ohne Sorge laichen
und, zärtlich angeschmiegt zu zweien,
bei leckrer Nahrung euch des Daseins freun!

Aus dem Chinesischen von Franz Kuhn
(Der kleine Goldfischteich, Insel-Bücherei)

Viel Seltsames hat Mutter Gertraud schon mit angesehen, auch dunkle und unheimliche Geschehnisse. Oft erzählt sie aus ihren Jugendtagen die Geschichte von der Fischertochter. Viele glauben ihr nicht, lächeln über die Einfalt und halten sich für klug, und doch stand sie selbst dabei, als Kathrine ihr sonderbares Kind gebar.
Die Tochter des Fischers war bildschön, aber ganz kalt im Blut, keiner von den Burschen weit umher hatte Glück bei ihr. Sie war zuletzt um ihrer frostigen Tugend willen so verrufen und gemieden, wie andere Mädchen wegen ihrer Leichtfertigkeit.
Einmal nun wusch Kathrine ihre Hemden am Weiher, dort, wo das hohe Schilf steht, und da stieß ihr etwas zu. Kein Mensch hat jemals erfahren, was damals mit dem Mädchen geschah, jedenfalls kam sie in nassen Kleidern heim und war wie verwandelt, scheu und verstört. Der alte Fischer dachte nichts anderes, als daß sie ins Wasser gefallen sei, und der Schrecken habe sie so wirr gemacht. Allein, als er gewahr wurde, daß seine Tochter nicht immer nur schweigsam in der Stube saß, sondern daß sie nachts heimlich das Haus verließ und zum Weiher lief, da stieg ihm eine Ahnung auf. Er sagte aber nichts und verhielt seinen Argwohn, und in der folgenden Nacht schloß er sein Haus gut ab, mit festen Riegeln vor Tür und Läden.
Das half. Am andern Morgen entdeckte er eine sonderbare Spur im Sande zwischen Haus und Weiher, ein nasses Rinnsal, und seine Tochter war diesmal daheim geblieben, o ja, nur lag sie krank in ihrer Kammer und redete irr aus dem Fieber.
Seht, der Fischer hatte zu früh frohlockt, er mußte seine Riegel nachts doch wieder offen lassen, eher wurde die Tochter nicht gesund. Nun ging der Alte umher und dachte nach, du verdammtes Ding da unten, dachte er, und dann legte der Fischer ein schweres Ottereisen verborgen in das Schilf. Gut so, und ging schlafen.
Aber ums Dunkelwerden schrie es auf einmal, brüllte so furchtbar vom Weiher her, so unmenschlich aus Wut und Schmerz,

daß den Fischer das Grausen ankam. Er verkroch sich in der Stube und wagte nichts einzuwenden, als Kathrine zum Wasser lief, so eilig sie es konnte; sie war um diese Zeit schon nicht mehr sehr behend.

Die Tochter blieb lange aus, und am andern Tag trug sie ein Tuch um den Hals geknotet – was verbarg sie darunter? Blaue Male, Leute, fünf blaue Male, es sah aus, als sei sie gewürgt worden.

Was ist das, fragte der Fischer, was sind das für Flecken an deinem Hals?

Fang keinen Otter mehr, sagte die Tochter, ich bitte dich, Vater, wenn dir mein Leben lieb ist!

Aber sie sagte nicht, was ihr ans Leben ging.

Ja, das blieb so den Sommer hindurch, der Fischer mußte es ansehen und wurde grau vor Kummer. Es half alles nichts, Kerzen und Gelübde, im Spätherbst kam die Tochter nieder. Sie gebar ganz leicht, einen Knaben, und das Kind war durchaus wohl geraten, nur sehr zierlich und klein. Aber das Haar war merkwürdig, so lang und strähnig und immer feucht, und wer seine Finger ansah, bekreuzte sich, denkt euch, es waren ihm Häute zwischen den Fingern gewachsen!

Wie das auch sein mochte, schon am dritten Tage stand Kathrine wieder auf. Und jetzt sollte das Kind getauft werden, aber der Pfarrer wollte nicht, das ist kein Menschenkind, erklärte er, Gottseibeiuns! Der alte Fischer beschwor ihn um Christi willen, vielleicht versprach er sich eine Hilfe davon, es konnte ja sein, dachte er, daß das Haar trocknete und daß die Häute schrumpften, nur durch die Kraft des heiligen Wassers. Und dann wollte er mit Tochter und Enkelkind für immer wegziehen und einen anderen Fischgrund pachten.

Aber es kam anders. In der Nacht vor dem Taufmorgen war ein Aufruhr und ein Geplätscher in dem Weiher, als ob tausend Fische sprängen, und es war doch schon kalt und kein Mond am Himmel. Und nicht genug damit, es soll auch ein Gesang aus dem Schilf gestiegen sein, so schwermütig und klagend und voller Wohl-

laut zugleich, daß einem das Herz dabei brach. Und als der Gesang nicht enden wollte, sondern nur immer flehender und schmerzlicher klang, da nahm die Fischertochter endlich ihr Kind auf den Arm und weinte laut und trug es an das finstere Wasser hinaus . . .

Seht, das ist die Geschichte von der schönen Kathrine, so endet sie. Kathrine starb ein Jahr später im Trübsinn. Und das Kind fand man nie, zuweilen hörte man es weinen, in mondlosen Nächten, aber man fand es nicht, so sehr man auch suchte im Wasser und im Schilf.

Freilich, es kommt darauf an, wie man solche Begebenheiten auslegen will. Etliche meinen, es sei gar nichts Ungewöhnliches oder Spukhaftes daran, wenn ein Mädchen in Schande käme und sein Kind ins Wasser würfe und den Leuten hinterher ein Märchen erzähle. Das sagte ja auch der Richter, und so weit war es also ganz in der Ordnung, daß die Fischertochter für ihre Schandtat im Kerker sitzen und sterben mußte.

Aber dem, der tiefer schaut, dem zeigen die Dinge mitunter ihr zweites Gesicht. Oh, es ist nicht alles so fest und sicher und unverrückbar, wie wir es gerne hätten! Die Welt ist nicht nach unserem Verstand gemacht, sondern der ist selbst ein Teil der Welt, und wer das begriffe, der brauchte keinen mehr.

Manch einer muß erfahren, daß es nicht zureicht, ein Licht zu sein und hell um sich her zu leuchten, weil es nämlich geschehen kann, daß plötzlich ein Wind hineinfährt, der das Licht flackern macht und es auslöscht, obgleich es noch wohl mit Öl versehen wäre.

So ergeht es dem Hausierer mit seiner störrischen Frau, und so ging es einstmals dem alten Schmied im Dorf, der sich noch eine Frau nahm, auch eine junge, versteht sich. Nur so zur Augenweide, besonders viel traute er sich nicht mehr zu. Und es ließ sich auch alles gut an, bis ihm die Frau eines Tages den Bart kraute und sagte, daß sie schwanger sei, – was Teufel, von ihm vielleicht, vom alten Schmied?

Der Zornbold stellte dem Schmied ein Bein, er jagte die Ehebrecherin aus dem Haus und den Gesellen auch, und so gut war

er doch noch bei Kräften, daß er die Frau mit seiner Zange traf und erschlug.
Man verfuhr aber milde mit ihm, weil er es doch in gerechter Empörung getan hatte. Nach Jahr und Tag kam er heim und war durchaus nicht klüger geworden. Nein – du hast nur Unglück gehabt, dachte er, versuch es noch einmal. Und nahm wieder ein Weib, ein älteres diesmal, nicht mehr so hübsch.
Allein, schön oder häßlich, es währte kein drittes Jahr, da kam die Alte auch in die Wochen, und nun sage einer dem Schmied, wie so etwas zugeht. Betrog ihn auch die zweite wieder, waren sie alle vom Satan besessen? Sie schwor ihm die Treue auf den Knieen zu, und weiß der Himmel, ihr war es zu glauben! Aber wenn ihm überhaupt und gar mit dieser ein so wunderbarer Segen beschieden war, um wieviel eher bei der ersten, und dann hatte er die also unschuldig umgebracht. Trug er Hörner von einer oder von beiden oder von keiner? Ach, Gott, er kam nicht mehr zurecht damit, so sehr reute ihn an der Jungen, was ihm die Alte zu spät bewies. Die Leute hatten ihren Spaß an der Geschichte, aber dem Schmied tat der Kopf weh, am Ende legte er ihn unter den großen Hammer und zog die Schleuse hinter sich auf.
Ja, so half sich der Schmied, es war kein rühmliches Ende. Andere hatten es auch nicht leicht und hielten doch stand. Eine Rechnung ist nicht bezahlt, wenn man sie zerreißt, sagt Mutter Gertraud. Auch ihr sind dunkle Stunden nicht erspart, Stunden der Hinfälligkeit und des Zweifels. Warum macht es Gott seinen Kindern so schwer, den Müttern besonders, warum sind sie so aller Drangsal ausgesetzt und immer von den Geheimnissen der Seligkeit und der Verdammnis umwittert? Ja, Er ist der Meister, er schont sein Werkzeug nicht.
Die Frauen, wenn sie zur Mutter Gertraud kommen und Trost suchen, – was ist es denn, was bedrückt sie am ärgsten? Sie wissen es selber nicht, Kleinigkeiten eigentlich, es ist nur Gerede: ob es doch diesmal nicht wieder ein Mädchen würde, den Mann verdrösse das, er hatte schon an der Jüngsten keine rechte Freude mehr.

Und Mutter Gertraud überdenkt die Sache und legt sie der Frau zurecht, damit sie es verstehen kann: nein, es wird kein Mädchen kommen, wenn es so ist, wie du sagst, wenn der Mond im Zunehmen war. Die rechte Sichel nämlich bringt Knaben, der trächtige Mond, man wäre denn später einmal bei abnehmendem Licht bloß gelegen.

Es muß da vieles beachtet werden, an Kräften der Gestirne und der Elemente. Hoffende Frauen sollen kein Licht ausblasen, sie verkürzen dem Kinde das Leben um einen Tag. Sie sollen sich auch nicht küssen lassen, wo ein Spiegel hängt. Denn in diesem Augenblick ist die Kindesseele unbehütet, und weil der Teufel Gewalt über jedes Spiegelbild hat, kann er ihr Arges antun. Das wissen viele nicht, oder auch, daß es unheilvoll ist, wenn eine Katze sich in den Schatten der Schwangeren setzt. Das gibt dem Kinde ein eitles Wesen und ein ungebärdiges Gemüt. Findet aber ein Vogel dort ein Körnchen, so ist es ein gutes Zeichen, das verspricht ein gesegnetes Leben.

Und wiederum: wenn nachts ein Wetter am Himmel steht, sollen Liebesleute auseinanderrücken, sonst könnte ein unzeitiger Blitzstrahl Schaden tun, und das Wetterkind würde mit einer Hasenscharte geboren. Überhaupt kommen viele Gebrechen nur daher, daß die Schwangeren leichtsinnig sind und sich zu wenig vorsehen. Kein Mensch müßte schielen, wenn sich die Frauen in Umständen vor allem Gekreuzten hüten wollten, und darum sollen sie das Kinderzeug auch nicht stricken, sondern häkeln oder aus gewaschener Leinwand nähen. Und wenn das Kind stottert, so ist das vollends die Schuld der Mutter, sie hätte auf ihre Füße achten und nicht stolpern sollen, während sie in den Beichtstuhl trat.

Aberglaube, freilich, Weibergeschwätz. Allein, ist Aberglaube nicht vielleicht besser als Aberwitz? Der Doktor kann es lateinisch und deutsch erklären, weshalb ein Kind stottert oder schielt. Es ist ein Muskel zu kurz, ein Nerv gestört, irgendwo im verlängerten Mark könnte der Fehler sitzen, so ganz genau weiß es der Doktor auch wieder nicht.

Ja, die Wissenschaft in Ehren, aber warum ist da ein Muskel mißraten, zufällig, oder wie? Das wissen die Gelehrten noch weniger, dergleichen schlägt nicht in ihr Fach.
Soll das nun ein Trost für die Mutter sein? Es ist keiner. Aber daß Gott sie an dem Kinde straft, weil sie über ihre Beichtlüge stolperte, das versteht die Frau. In ihrer Seele dämmert eine Ahnung von der schuldhaften Verstrickung alles Lebendigen. Das Wissen löst uns ja aus dieser dunklen Schuld, doch nur der Glaube kann erlösen.
Nein, wenn Mutter Gertraud rät, halte dich so oder meide das, dann zweifelt niemand, daß sie die Wahrheit sagt. Es sind uralte Lehren, uns von Mund zu Mund überkommen aus einer Zeit, in der die Menschen noch weise waren, nicht nur gescheit. Mutter Gertraud kennt ja auch jeden im Dorf, vielen hat sie selbst ans Licht geholfen. Die sind zwar längst erwachsen und ihrerseits wieder Väter und Mütter geworden, aber für die alte Gertraud sind sie alle Kinder geblieben.
Du bist Elise, sagt sie, du hast uns neun Tage über die Zeit warten lassen, und dann kamst du erst noch verkehrt. Und du bist Josef mit dem dicken Kopf, der hat mir schon damals Sorgen gemacht.
Und Josef gibt es bekümmert zu, ja, ja, es ist ein Jammer mit seiner Dickköpfigkeit. Aber darum kommt er ja, vielleicht bringt es die Mutter Gertraud noch einmal fertig, ihm aus der Klemme zu helfen ...

Aus dem Roman: Mütter

*

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
ruht im Frieden seiner Hände.

Goethe

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bißchen wärmen. Da scharrte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen, goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. „Wenn der Schlüssel nur paßt!“ dachte er, „es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen.“ Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich entdeckte er eins, aber so klein, daß man es kaum sehen konnte. Er probierte, und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Aus den Märchen der Brüder Grimm

Neuerscheinungen 1935

Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Littmann. In Leinen M 7.–

Ein neuer Zaubertrank aus dem unerschöpflichen Born orientalischer Erzählungskunst. Enno Littmann, der Schöpfer unserer großen Ausgabe von 1001 Nacht, hat die Geschichten, wie einst die Brüder Grimm, dem arabischen Erzähler abgelauscht und getreu im Ton des Vortrags aufgezeichnet. Eine Bereicherung unserer Märchenliteratur.

Bertram, Ernst: Michaelsberg. In Leinen M 4.–

Ernst Bertrams erste Prosadichtung gibt sich als Bericht eines Künstlers, der auf dem geheimnisumwitterten Michaelsberg hoch über deutschen Landen seine Erlebnisse und Betrachtungen für einen Freund aufzeichnet. Das Werk gehört zu den wesenhaft deutschen Dichtungen.

Bessell, Georg: Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. In Leinen M 5.–

Die umfassende Darstellung der Geschichte Bremens von den frühesten Anfängen bis zur Gegenwart erweist die Bedeutung dieses wichtigen Kapitels in der deutschen Gesamtgeschichte. Der Kampf um die Seegeltung geht das ganze Volk an, und Bremen ist in ihm nur der Vorkämpfer Deutschlands. So erlebt man hier deutsche Geschichte, erhält aber auch neue weltpolitische Einsichten.

Bürger, Gottfried August: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von Gustav Doré. Neue Volksausgabe. Großquart. In Pappband M 4.50

Unsterblich wie die abenteuerlichen Geschichten des Erzmeisters allen Jägerlateins sind auch die großartigen geistvollen Bilder von Gustav Doré, die unsere Ausgabe nach den Originalholzstöcken gibt.

Claes, Ernest: Bruder Jakobus. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 5.50

Ein neues frohes Buch aus Flandern: die Geschichte eines Bauernjungen, aus dem fromme Angehörige einen Klosterbruder machen wollen, der aber doch dem stärkeren Ruf der heimatlichen Wälder folgt. Neben diesem reinen Toren steht die prachtvolle Gestalt des weltlich fröhlichen Vaters Broos, gesund und kraftvoll wie das ganze Werk, das ein Buch für den schlichtesten wie den anspruchsvollsten Leser ist.

Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. Über 700 Seiten. In Leinen M 6.50

Zur neuen Ausgabe des berühmten Werkes schrieb der Präsident der deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft eine Einleitung, die ausführlich Leben und Persönlichkeit Clausewitz' sowie Entstehen, Bedeutung und Nachleben seines Hauptwerkes behandelt.

Cooper, Duff: Talleyrand. Übertragen von Karl Lerbs. Mit fünf Bildtafeln. In Leinen M 7.50

Talleyrand, mit dessen Namen man oft nur die Vorstellung eines anekdotenreichen Abenteurerlebens verbunden hat, erscheint hier als der große Staatsmann, den Goethe bewundernd den ersten Diplomaten des Jahrhunderts nannte. Ein englischer Politiker unserer Zeit hat dies glänzende Charakterbild geschaffen, mit überlegener Gelassenheit, die uns selbst das Urteil über Talleyrand und seine Gegenspieler überläßt.

Deutsche Gedichte in Handschriften. Wiedergabe in Lichtdruck. Halbpergamentband in Schuber M 8.50

Zum ersten Mal wird in diesem Band eine Sammlung von 44 deutschen Gedichten in den Handschriften ihrer Dichter dargeboten, von Martin Luther bis Rainer Maria Rilke. Unsere volkstümlichen Lieder stehen neben den edelsten Gedichten der Meister, und ein schönes Gefühl der Ehrfurcht und Ergriffenheit wird jeden überkommen, wenn er hier die Schriftzüge sieht, in denen das Gestalt annahm, was seither unser kostbarstes Gut der Dichtung geworden ist.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Volksausgabe. In Leinen M 4.50

Auf seine meisterliche, in den „Deutschen Heldensagen" erprobte Art hat Severin Rüttgers jene Werke neu erzählt, die Joseph Görres „den stammhaftesten Teil der ganzen Literatur" genannt hat. Der Band enthält: Der hörnern Siegfried / Die vier Haimonskinder / Herzog Ernst / Wigoleis / Kaiser Barbarossa / Die schöne Melusine / Die geduldige Griseldis / Die schöne Magelona / Hirlanda / Fortunat / Eulenspiegel / Die Schildbürger / Doktor Faust.

Disteli. – Abenteuer des berühmten Freiherrn von Münchhausen. Mit Lichtdrucken nach 16 Radierungen und 16 Zeichnungen von Martin Disteli. Herausgegeben von Gottfried Wälchli. Einmalige Ausgabe in 800 Exemplaren. Halbpergamentband in Schuber M 9.50

Unter den zahlreichen Bildfolgen zu den Abenteuern Münchhausens nehmen die des genialen Schweizers Martin Disteli einen besonderen Rang ein. Außer den 1841 zuerst veröffentlichten Radierungen bietet die vorliegende Ausgabe auch die Zeichnungen, die erst kürzlich wieder aufgefunden worden sind.

Eisherz und Edeljaspis oder *Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl.* Neue Volksausgabe mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten. In Leinen M 3.75

Der bezaubernde Liebesroman, der ein hohes Lied auf die Ehe ist, liegt jetzt in neuer, besonders gefälliger Ausstattung vor, geschmückt durch schöne Bilder nach alten chinesischen Holzschnitten.

Geese, Walter: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 7.–

Selten hat ein Bildhauer eine so große Reihe bedeutender Menschen der Nachwelt überliefern können wie Gottlieb Martin Klauer, dessen Schaffen hier zum ersten Mal eine eingehende Würdigung erfährt. Seine Bildnisbüsten geben eine deutliche Vorstellung vom wahrhaften Aussehen der damaligen Menschen, und so sind die 64 Bildtafeln eine einzigartige Galerie bekannter Persönlichkeiten der Goethezeit.

Goethes Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein. 36, zum großen Teil farbige Bilder. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Wahl. Pappband (Stammbuch-Querformat) in Schuber M 4.–

Das kleine Landschaftsbilderbuch, das Goethe in den Kriegsjahren 1806/07 für die Tochter Carl Augusts schuf, ist uns wertvoll als künstlerisches Bekenntnis Goethes. Es ist, wie Hans Wahl sagt, die einzige Dichtung Goethes in Landschaften. Ein besonders anmutiges und dabei wohlfeiles Geschenkwerk.

Gunnarsson, Gunnar: Vikivaki oder Die goldene Leiter. Roman. Übertragen von Helmut de Boor. In Leinen M 5.50

Der Zauber des Spukhaften ist nordischer Dichtung so eigen wie das Heldische. Mit großer Kühnheit vereinigt der isländische Dichter Elemente der christlichen Vorstellung vom Jüngsten Gericht mit solchen altnordischer Volksdichtung zu einem Roman von bezwingender Phantastik.

Hecker, Max: Schillers Tod und Bestattung. Im Auftrag der Goethe-Gesellschaft herausgegeben. Mit drei Bildtafeln. In Leinen M 5.–

Gegen die Legende, die sich um Schillers Ende gebildet und noch immer nicht hat verstummen wollen, sprechen hier die Zeugnisse der Zeit, aus denen wir alle Einzelheiten von Schillers Erkrankung und Tod bis zur Überführung in die Fürstengruft erfahren. Das Buch bietet zugleich ein fesselndes Stück Zeit- und Kulturgeschichte.

Hölderlin, Friedrich: Gesammelte Briefe. Eingeleitet von Ernst Bertram. In Leinen M 6.–

Die Ausgabe erscheint in gleicher Form und Ausstattung wie unsere Dünndruckausgabe der Werke Friedrich Hölderlins, die sie ergänzt. Die Briefe spiegeln das äußere Leben und die Gedankenwelt des Dichters, seinen Alltagskampf und das Ringen um künstlerische Vollendung.

Kippenberg, Katharina: Rainer Maria Rilke. Ein Beitrag. In Leinen M 5.–

Aus der Erinnerung vieler Jahre der persönlichen Begegnungen und der inneren Verbundenheit hat Katharina Kippenberg das aufgezeichnet, was über das Erlebnis hinaus für alle Verehrer Rainer Maria Rilkes wertvoll zur Erkenntnis seines Wesens ist. An Hand der Werke sucht sie das Seelenleben des Dichters zu deuten und eine Art seelischer Biographie als einen Beitrag zu seiner Unerschöpflichkeit zu schaffen.

Koch, Rudolf: Das ABC-Büchlein. In Pappband M 2.80

Durch das Schaffen Rudolf Kochs ist das tiefere Verständnis für die Schriftzeichen als lebendige, sich wandelnde Wesen mannigfach gefördert worden. Aber erst dies ABC-Büchlein wird vielen zeigen, was für ein Formschöpfer der allzufrüh verstorbene Meister war.

Mell, Max: Das Spiel von den deutschen Ahnen. In Pappband M 3.50

In einem alten Bauernhof kehren durch ein Wunder die Ahnen ein, um durch ihre Gegenwart die verhängnisvolle Preisgabe des Vätererbes aufzuhalten. Das Spiel klingt in ein hohes Lied deutschen Wesens aus.

Mühlberger, Josef: Die große Glut. Roman. In Leinen M 5.50

Die große Glut – das ist der heiße Sommer über Böhmen, das ist die verzehrende Leidenschaft, durch die in Liebe und Haß die Mädchen eines Dorfes an einen Burschen gebunden sind. Und auch die eine, die fern von der Heimat leben muß, zehrt von dieser Glut, bis ihr aus der Mutterschaft eine neue Kraft zuwächst, das Leben zu bestehen. So erfährt das Triebhafte seine Läuterung zu stiller und tiefer Lebenseinsicht.

Rilke, Rainer Maria: Briefe aus Muzot (1921–1926). Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

Die Ausgabe der Briefe Rainer Maria Rilkes, die als eine wesentliche Ergänzung seiner Werke zu gelten hat, findet ihre Krönung im vorliegenden Band. Die Briefe aus Muzot, dem kleinen Schweizer Bergschlößchen, in dem Rainer Maria Rilke seit dem Herbst 1921 lebte, sind erfüllt von dem Bewußtsein einer hohen Verantwortung des Dichters gegenüber sich selbst und seiner Aufgabe.

Schaper, Edzard H.: Die sterbende Kirche. Roman. In Leinen M 6.–

Diese großartige Romandichtung führt in eine kleine Hafenstadt des nördlichsten der baltischen Ostseestaaten, wo eine letzte Gemeinde der russischen Kirche in Not und Elend um ihr Dasein ringt. Zwei Welten stoßen hier hart aufeinander: der ganz diesseitige Bolschewismus und das von Ewigkeit zu Ewigkeit aus Gott lebende Christentum. Eine der großen Schicksalswenden der Menschheit steht hinter dem Roman.



Schnack, Friedrich: Die brennende Liebe. Roman der drei Lebensalter. In Leinen M 6.–

Die drei schönsten Romane des Dichters – Beatus und Sabine / Sebastian im Wald / Die Orgel des Himmels – sind in völlig neuer Bearbeitung zu einer Einheit geworden. Das heiße Fühlen, das die Menschen dieser schönen Landschaftsdichtung erfüllt, findet ein Sinnbild im Namen der ländlichen Gartenblume, der den Titel des Buches bildet; er deutet zugleich an, wie fest der Dichter mit Natur und Landschaft in Liebe verbunden ist. Seine Menschen leben ein natürliches, nicht entwurzelbares Leben, und die Kraft und Innigkeit, mit der sie uns geschildert werden, erfüllt uns mit Freude und Vertrauen.

Schröder, Rudolf Alexander: Gedichte. In Leinen M 6.–

Der umfangreiche Band vereinigt zahlreiche neue Gedichte mit schon bekannten, aber zu wenig gekannten Versen wie den prachtvollen „Deutschen Oden". Die Sammlung zeigt gleicherweise den Meister strenger Formen wie den liebenswerten Dichter volksliedhaft schlichter Strophen.

Terry, Charles Sanford: Johann Sebastian Bach. Mit einem Geleitwort von Professor D Dr. Karl Straube, Kantor zu St. Thomae. Neue Ausgabe. Mit einem Bildnis Bachs in Lichtdruck und 32 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Die neue Ausgabe der Lebensgeschichte Johann Sebastian Bachs bietet eine geschlossene Darstellung ohne die Anmerkungen und Anhänge der früheren Fassung; sie wendet sich an alle Musikfreunde, die sich mit Werdegang und Wirken Bachs beschäftigen wollen, um die Voraussetzungen seines Schaffens kennen zu lernen. Neben vielen Bildern enthält auch die neue Ausgabe die Stammtafeln der Familie Bach.

Timmermans erzählt. Mit Zeichnungen des Dichters. Volksausgabe. In Leinen M 3.75

Im Mittelpunkt des Bandes steht die große Meistererzählung „Beim Krabbenkocher", die zu den allerschönsten Schöpfungen des Flamen gehört. Außer einem humorvollen Bericht „Wie ich Erzähler wurde" und der Weihnachtslegende „Die Flucht nach Ägypten" findet man die besten kleineren Geschichten des Dichters hier vereinigt.

Waggerl, Karl Heinrich: Mütter. Roman. In Leinen M 5.50

Das neue Werk Karl Heinrich Waggerls ist seinem inneren Sinne nach ein Gegenstück zu seinem ersten Roman „Brot", der von der schaffenden, zeugenden Kraft des Mannes und ihren schuldhaften Verstrickungen handelte. Hier stehen Frauen im Mittelpunkt, und der Dichter kündet uns das Wesen der mütterlichen Frau in den Schicksalen seiner Gestalten. Waggerl schließt mit diesem Buch den Kreis seiner Bauernromane.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

Das kleine Baumbuch. Die deutschen Waldbäume. 36 vielfarbige Bilder von Willi Harwerth. Mit einem Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 316)

Ein künstlerisches Bilder- und Lehrbuch: die Bäume erscheinen jeweils in ganzer Gestalt und daneben die Blätter, Blüten und Früchte in Einzeldarstellung.

Hans Bethge: Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. (Nr. 465)

Bettina in ihren Briefen. Herausgegeben von Hartmann Goertz. (Nr. 466)

Rudolf G. Binding: Die Geliebten. Gedichte. (Nr. 475)

Neben den schönsten älteren Gedichten enthält der Band den großen neuen Zyklus „Nordische Kalypso".

Wilhelm Busch: Schein und Sein. Gedichte. (Nr. 478)

Der kleine Goldfischteich. 24 vielfarbige Bilder. Kolorierte Stiche nach chinesischen Aquarellen. Mit einem Geleitwort von Franz Kuhn. (Nr. 255)

Der ganze Reichtum an Farben und Formen chinesischer Schleierschwänze und Teleskopfische ist hier bis in alle Feinheiten der schimmernden Gold- und Silbertöne nachgebildet. Ein bezauberndes Buch.

Goethes Spruchweisheit. Erster Teil: Sprüche in Prosa (Maximen und Reflexionen). (Nr. 482)

Ein Brevier überlegener Lebensklugheit und Welteinsicht aus der Erfahrung eines unvergleichlichen Lebens.

Brüder Grimm: Deutsche Sagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. (Nr. 458)

Grünewalds Handzeichnungen. 24 Bildtafeln. Herausgegeben von Richard Graul. (Nr. 265)

Die Zeichnungen offenbaren Grünewalds Kunst als den Inbegriff deutscher Innerlichkeit.

Gunnar Gunnarsson: Das Haus der Blinden. Erzählung. Übertragen von Edzard H. Schaper. (Nr. 474)

Deutsches Handwerk im Mittelalter. 36 Bilder aus dem Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg. Mit einem Geleitwort von Friedrich Bock. (Nr. 477)

Wilhelm Hauff: Das kalte Herz. Mit Zeichnungen von Fritz Fischer. (Nr. 479)



Ricarda Huch: Quellen des Lebens. Umrisse einer Weltanschauung. (Nr. 469)

Gottfried Keller: Hadlaub. – Die Novelle zum Minnesingerband – (Nr. 473)

Heinrich von Kleist: Über das Marionettentheater – Aufsätze und Anekdoten. (Nr. 481)

Otto Nebelthau: Mein Obstgarten. (Nr. 470)

Ein Seitenstück zu des Verfassers Insel-Band „Mein Gemüsegarten", wie jenes das Ergebnis einer glücklichen Verbindung von praktischer Erfahrung und Fabulierfreude eines Dichters.

Rainer Maria Rilke: Der ausgewählten Gedichte anderer Teil. (Nr. 480)

Karl Rössing: Bilderrätsel in Holzstichen. 48 Holzstiche. (Nr. 219)

Die höchst ergötzlichen Predigten des Jobst Sackmann weiland Pastors zu Limmer. Herausgegeben von Ch. H. Kleukens. (Nr. 476)

Edzard H. Schaper: Die Arche, die Schiffbruch erlitt. Eine Novelle. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller. (Nr. 471)

Wilhelm von Scholz: Die Beichte. Novelle. (Nr. 467)

Heinrich Seuse: Das Büchlein der Ewigen Weisheit. Ausgewählt und übertragen von Martin Greiner. (Nr. 472)

Stijn Streuvels: Der Arbeiter. Erzählung. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. (Nr. 468)

Das kleine Buch der Tropenwunder. 24 vielfarbige Tafeln nach den handkolorierten Stichen der Maria Sibylla Merian. Mit einem Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 351)

Ein einzigartiges Bilderbuch von den Farbenwundern der tropischen Natur.

In neuer Gestalt erschienen:

Der Ackermann und der Tod. Streit- und Trostgespräch von 1400 von Johannes von Saaz. Zweifarbig mit 5 Holzschnitten nach der Ausgabe des Werkes vom Jahre 1461. (Nr. 198)

Friedrich Hölderlin: Gedichte. (Nr. 50)

Lafontaines Fabeln. Mit Holzschnitten von J. J. Grandville. (Nr. 185)

Das kleine Buch der Vögel und Nester. 24 vielfarbige Bilder von Fritz Kredel. (Nr. 100)

Die neue Ausgabe umfaßt unsere ganze heimische Singvogelwelt, in all ihrer Munterkeit und Farbenpracht – sie ist ein ganz neues Buch geworden, und einer der allerschönsten unserer farbigen Bände.

Dichter unserer Zeit

Beheim-Schwarzbach, Martin: Der Gläubiger. Roman. In Leinen M 5.–
– *Die Herren der Erde.* Roman. In Leinen M 5.50
– *Die Michaelskinder.* Roman. In Leinen M 6.–

Bertram, Ernst: Gedichte. In Pappband M 4.–
– *Griecheneiland.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–
– *Das Nornenbuch.* Gedichte. In Pappband M 4.–
– *Der Rhein.* Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Halbpergament M 4.–
– *Straßburg.* Ein Gedichtkreis. In Pappband M 4.–
– *Wartburg.* Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Gedichte. In Leinen M 4.50

Carossa, Hans: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. In Leinen M 5.–
– *Tagebuch im Kriege.* Wohlfeile Ausgabe des „Rumänischen Tagebuchs". In Leinen M 3.–
– *Führung und Geleit.* Ein Lebensgedenkbuch. In Leinen M 5.–
– *Der Arzt Gion.* Eine Erzählung. In Leinen M 6.–
– *Gedichte.* In Leinen M 4.–

Claes, Ernest: Black. Die Geschichte eines Hundes. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 3.80
Siehe auch Seite 180

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. In Leinen M 5.–

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. In Leinen M 5.–

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. (Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. (1400 Seiten.) In Leinen M 12.–
– *Der große Krieg in Deutschland.* Gekürzte Volksausgabe. In Leinen M 2.50
– *Von den Königen und der Krone.* Roman. In Halbleinen M 5.25
– *Luthers Glaube.* Briefe an einen Freund. In Leinen M 5.–
– *Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.* In Leinen M 5.–



Huch, Ricarda: Die Verteidigung Roms. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. In Leinen M 6.–

– *Der Kampf um Rom.* Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. In Leinen M 6.–

– *Gesammelte Gedichte.* In Leinen M 6.75

Siehe auch Seite 180

Kamban, Gudmundur: Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. Deutsche Ausgabe von Edzard H. Schaper. In Leinen M 7.50

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. In Leinen M 4.50

– *Physiognomik.* Mit 45 Abbildungen. In Leinen M 7.50

Lawrence, David Herbert: Liebende Frauen. Roman. In Leinen M 8.–

– *Der Marienkäfer.* Novellen. In Leinen M 7.–

– *Der Regenbogen.* Roman. In Leinen M 6.–

– *Die gefiederte Schlange.* Roman. In Leinen M 8.–

– *Söhne und Liebhaber.* Roman. In Leinen M 8.–

– *Der Zigeuner und die Jungfrau.* Novellen. In Leinen M 7.–

Mottram, Ralph H.: Der „Spanische Pachthof". Eine Roman-Trilogie 1914 bis 1918. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. (720 Seiten.) In Leinen M 8.50

Mühlberger, Josef: Die Knaben und der Fluß. Erzählung. In Leinen M 3.80

– *Wallenstein.* Schauspiel. Kartoniert M 3.–

Nebelthau, Otto: Der Ritt nach Canossa. In Leinen M 6.–

Rendl, Georg: Der Bienenroman. In Leinen M 5.–

Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Werke in sechs Bänden. In Leinen M 35.–; in Halbleder M 45.–

Inhalt: I. Band: Erste Gedichte – Frühe Gedichte. II. Band: Das Buch der Bilder – Das Stunden-Buch – Das Marienleben – Requiem. III. Band: Neue Gedichte – Duineser Elegien – Die Sonette an Orpheus – Letzte Gedichte und Fragmentarisches. IV. Band: Cornet Christoph Rilke – Geschichten vom lieben Gott – Prosafragmente – Auguste Rodin. V. Band: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. VI. Band: Übertragungen.

– *Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899 bis 1902.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

Rilke, Rainer Maria: *Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe an seinen Verleger. 1906 bis 1926.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Über Gott. Zwei Briefe.* Gebunden M 2.–

– *Erste Gedichte.* In Leinen M 6.–

– *Frühe Gedichte.* In Leinen M 5.–

– *Neue Gedichte.* Beide Teile in einem Bande. In Leinen M 6.–

– *Späte Gedichte.* In Leinen M 5.–

– *Das Buch der Bilder.* In Leinen M 5.25

– *Duineser Elegien.* In Leinen M 3.50

– *Das Stunden-Buch.* (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode.) In Halbleinen M 4.25

– *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* In Leinen M 6.50

– *Geschichten vom lieben Gott.* In Leinen M 4.50

Rilke-Bücher

Andreas-Salomé, Lou: Rainer Maria Rilke. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 5.–

Dehn, Fritz: Rainer Maria Rilke und sein Werk. Eine Deutung. In Leinen M 6.–

Sieber, Carl: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Mit 5 Bildtafeln und einem Faksimile. In Leinen M 5.–

Siehe auch unter Kippenberg auf Seite 165

Schaeffer, Albrecht: *Helianth.* Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Zwei Bände. (1400 Seiten.) In Leinen M 15.–

– *Griechische Heldensagen.* Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. In Leinen M 10.–

– *Josef Montfort.* Roman. In Leinen M 6.50

– *Das Prisma.* Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.50

– *Parzival.* Ein Versroman in drei Kreisen. In Leinen M 7.50



Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. In Leinen M 6.–

Schnack, Friedrich: Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. In Leinen M 5.–

– *Klick aus dem Spielzeugladen.* Roman für das große und kleine Volk. In Leinen M 4.–

– *Das Leben der Schmetterlinge.* Roman. In Leinen M 6.–

– *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. In Leinen M 4.50

Schröder, Rudolf Alexander: Der Wanderer und die Heimat. In Leinen M 4.75

– *Mitte des Lebens.* Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.–

Scott, Gabriel: Fant. Roman. In Verbindung mit dem Dichter besorgte Übertragung aus dem Norwegischen von Edzard H. Schaper. In Leinen M 5.50

Sillanpää, Frans Eemil: Eines Mannes Weg. Roman. Übertragen von Rita Öhquist. In Leinen M 5.–

– *Silja, die Magd.* Roman. Übertragen von Rita Öhquist. In Leinen M 6.–

Timmermans, Felix: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 6.–

– *Die Delphine.* Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 5.–

– *Franziskus.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 6.–

– *Der Pfarrer vom blühenden Weinberg.* Roman. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 5.–

– *Das Spiel von den heiligen drei Königen.* Nach der Weihnachtslegende von Felix Timmermans für die Bühne bearbeitet von Eduard Veterman und Felix Timmermans. Übertragen von Anton Kippenberg. In Pappband M 2.50

Siehe auch Seite 180

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. In Leinen M 6.–

– *Schweres Blut.* Roman. In Leinen M 6.–

– *Das Jahr des Herrn.* Roman. In Leinen M 5.50

Walschap, Gerard: Heirat. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Felix Augustin. In Leinen M 4.50

Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in Leinen M 135.–; in Leder M 235.–

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten) In Leinen M 18.–; in Leder M 30.–

Gespräche mit Eckermann. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten) In Leinen M 7.50; in Leder M 13.–

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten) In Leinen M 9.50; in Leder M 16.–

Werke in sechs Bänden (Der Volks-Goethe). 3900 Seiten. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. In Leinen M 18.–

Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Vollständige Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 10.–

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten) In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten) In Leinen M 12.–; in Leder M 20.–

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 3.75

Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.–; in Leder M 80.–

Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von Chodowiecki. In Pappband M 6.–

Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 48 zum Teil farbigen Tafeln. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten) In Leinen M 20.–; in Leder M 34.–

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. In Leinen M 3.50

Briefe an Frau von Stein. Ausgewählt und herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3.50

Goethes Mutter: Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 4.50

Goethe: Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50

Klassiker und Gesamtausgaben

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (513 Seiten) In Leinen M 7.–

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten) In Leinen M 6.–

Grimmelshausen, H. J. Chr. von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (897 Seiten) In Leinen M 7.50

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruckstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. In Leinen M 3.75

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten) In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–

Kant: Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Felix Groß. Taschenausgabe in Dünndruckpapier. (4400 Seiten) In Leinen M 45.–; in Leder M 75.–

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Michael. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten) In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–

Lenau, Nikolaus: Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von Eduard Castle. In Leinen M 40.–

Die Nibelungen Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten) In Leinen M 6.–

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und R. Buchwald. Zwei Bände. In Halbleinen M 10.–. Kolorierte Ausgabe, in der die Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–; in Schweinsleder M 30.–

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (4900 Seiten) In Leinen M 45.–; in Leder M 70.–

Stifter, Adalbert: Werke in drei Bänden (Volks-Stifter). Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. In Leinen M 12.–

Die Ausgabe umfaßt Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

Siehe auch Seite 180, 181.

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben von Albert Köster. In Leinen M 30.–; in Halbpergament M 40.–

Weltliteratur

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjeff und einem Nachwort von André Jolles. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten) In Leinen M 12.–; in Leder M 20.–

Dante: Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Canzoniere. Vita Nuova. Il Convivo sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1080 Seiten) In Leinen M 11.–

Dickens, Charles: Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von Cruikshank, Cattermole, H. K. Browne und anderen. Auf Dünndruckpapier. (6100 Seiten) In Leinen M 45.–

Hiervon erschienen als Einzelausgaben: David Copperfield – Der Raritätenladen – Die Pickwickier – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. In Leinen je M 8.–

Gobineau, Arthur Graf: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Mit 20 Bildtafeln. In Leinen M 4.50

Ομηρον επη. (Ιλιας Οδυσσεια). Im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.–



Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Übertragen von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich von Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten) In Leinen M 8.50; in Leder M 15.–

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten) In Leinen M 55.–

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.–

Die Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. In Leinen M 12.–

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In Leinen M 12.–

Märchen, Sagen, Legenden und Lieder

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 6.–

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Leinen M 3.75

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. In Leinen M 4.50

Inhalt: Das Hildebrandslied / Beowulf / Walther und Hildegund / Sigfried und die Nibelungen / Wieland der Schmied / König Rothe / Der getreue Wolf Dietrich / König Dietrich von Bern / Kudrun / Der Nibelunge Not.

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 9.–

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe. In Leinen M 5.–

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. In Leinen M 2.50

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten) In Leinen M 4.50

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen

Urtert der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten) In Leinen M 50.–; in Leder M 90.–

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50

Briefe, Erinnerungen, Lebensgeschichten

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.–

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. Fest- und Gedenkreden. In Leinen M 6.–

Inhalt: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Schiller – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeiten deutscher Klassik.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Richard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 118 Abbildungen und einer Karte. In Leinen M 6.50

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. In Leinen M 6.50

– *Briefe an eine Freundin.* (Charlotte Diede.) In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 3.50

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis des Meisters als Soldat. In Leinen M 4.50

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 3.75

Mozart: Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.–



Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. In Leinen M 4.50

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 6.50

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Kolb. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Geschichte und Kulturgeschichte

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. In Leinen M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. In Leinen M 7.50

– *Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.–

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Preis des gesamten Werkes in Leinen M 60.–, der einzelnen Bände in Leinen je M 7.50

Die Bände der politischen Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die Bände der kulturhistorischen Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

Dieses Werk vereint zeitgenössische Quellen der politischen, sozialen und Geistes-Geschichte des deutschen Volkes von seinen Anfängen bis an die Schwelle der neuen Zeit: Chroniken, Lebensbeschreibungen, Briefe, Urkunden, Gesetze, Streitschriften, wissenschaftliche Abhandlungen, Sagen, Lieder und Gedichte. Alle Lebensgebiete, alle Meinungen und Richtungen kommen zur Geltung. In den umfangreichen Einleitungen werden Sinn und Ziel der treibenden Kräfte jeder Epoche und der sich wandelnden Formen ihrer Kultur gedeutet.

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. In Leinen M 2.50

Scheffler, Karl: Holland. Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 9.–

– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. In Leinen M 9.–

– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. In Leinen M 9.–

Schneider, Reinhold: Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. In Leinen M 3.80

Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland.

Kunst

Beenken, Hermann: Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. In Leinen M 10.–

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 10.–

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.–

Acht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. In vielfarbigem Lichtdruck in Originalgröße ($35^1/_2 \times 25$ cm). Jedes Blatt in Umschlag M 6.–; die acht Blätter in Mappe M 48.–

Herr Hartmann von Aue – König Konrad der Junge – Graf Kraft von Toggenburg – Herr Werner von Teufen – Herr Walther von der Vogelweide – Klingsor von Ungerland (Der Sängerkrieg) – Der Tannhäuser – Meister Johannes Hadloub.

Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. In Leinen M 7.–

Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 77 Bildtafeln. In Leinen M 9.–

– *Der Geist der Gotik.* Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 7.–

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.–

Steindorff, Georg: Die Kunst der Ägypter. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50

Tietze, Hans: Albrecht Altdorfer. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 10.–

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. In Leinen M 4.50



Das schöne wohlfeile Buch

Der Insel-Verlag hat es immer als eine seiner wesentlichen Aufgaben angesehen, die reichen Schätze des Schrifttums weiten Kreisen unseres Volkes in wohlfeilen Ausgaben zugänglich zu machen. Die Bücher, die wir hier verzeichnen, sind nicht Glieder einer besonderen Reihe oder Sammlung. Was sie verbindet, ist der erlesene Inhalt, die sorgfältige Ausstattung, die der Eigenart jedes einzelnen Werkes gerecht wird, und der einheitliche Preis. Indem die Bände klassisches Schrifttum und wertvolle Werke der zeitgenössischen Literatur vereinigen, bieten sie neben der Insel-Bücherei die Grundlage einer Bücherei für jedermann.

Jeder Band in Leinen M 3.75

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede.

Claes, Ernest: Flachskopf. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans.

Coster, Charles de: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier.

Eisherz und Edeljaspis oder *Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl.* Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von Franz Kuhn. Mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten.

Goethe: Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf.

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler.

Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman.

– *Michael Unger.* Roman.

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit zehn Bildtafeln.

Stifter, Adalbert: Der Nachsommer. Ungekürzte Ausgabe.

Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern. Mit Zeichnungen des Dichters.

– *Pallieter.* Mit Zeichnungen des Dichters.

– *Timmermans erzählt.* Mit Zeichnungen des Dichters.

Jeder Band in Leinen M 4.50

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln.

Bürger, Gottfried August: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von Doré. In Pappband.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die einst vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg.

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Volksausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman.

Stifter, Adalbert: Erzählungen.

Der Band enthält: Hochwald, Abdias, Brigitta, Hagestolz, Waldsteig, Bunte Steine, Nachkommenschaften, Sonnenfinsternis.

– *Witiko.* Ungekürzte Volksausgabe. Eingeleitet von Adolf von Grolman.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln.

Der Volks-Goethe

Goethes Werke in sechs Bänden. (3900 Seiten) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. In Leinen M 18.–

Der Volks-Stifter

Stifters Werke in drei Bänden. Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. (2600 Seiten) In Leinen M 12.–

Die Bände enthalten die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

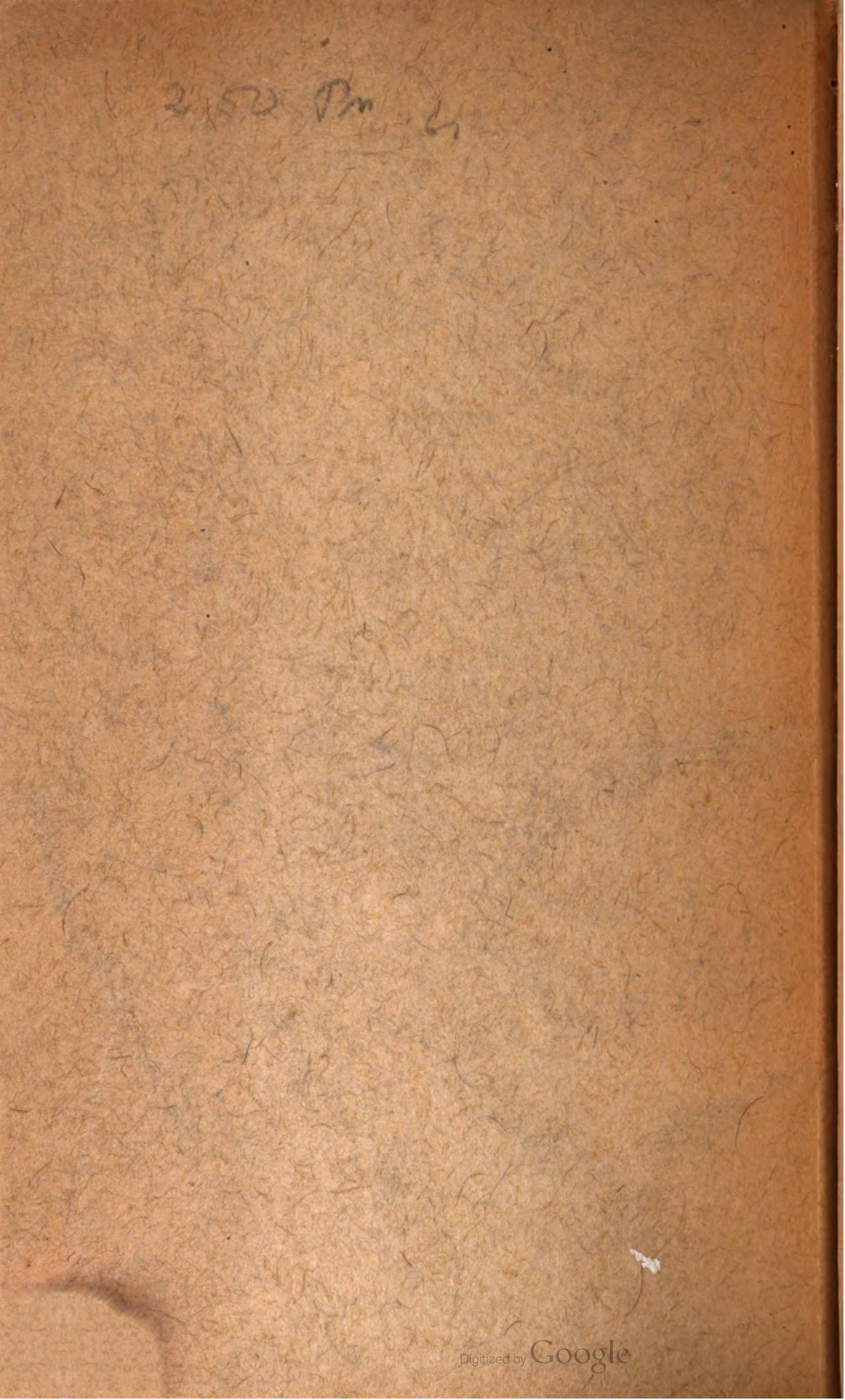


Inhalt

Bildverzeichnis

Die Holzschnitte
für Umschlag und Kalendarium schuf Fritz Kredel

Druck: Offizin Poeschel & Trepte
in Leipzig



Insel-Almanach

auf das Jahr 1937

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Insel-Almanach

auf das Jahr

1937

Im Insel-Verlag

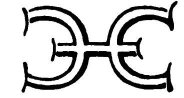
zu Leipzig

Kalendarium

Die Dichter wissen nicht, welche Kräfte
ihnen untertan sind, welche Welten
ihnen gehorchen müssen.

*

Novalis


Januar

1 Neujahr
2 Sonnabend

3 Sonnt. n. Neuj.
4 Montag ☾
5 Dienstag
6 Epiphanias
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 1. Sonnt. n. Ep.
11 Montag
12 Dienstag ●
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 2. Sonnt. n. Ep.
18 Montag
19 Dienstag ☽
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Septuagesima
25 Montag
26 Dienstag 🌕
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend

31 Sexagesima

Februar

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch ☾
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend

7 Estomihi
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag ●
12 Freitag
13 Sonnabend

14 Invokavit
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag ☽
19 Freitag
20 Sonnabend

21 Heldengedenkt.
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag 🌕
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Okuli

März

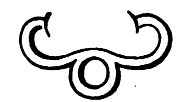
1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag ☾
6 Sonnabend

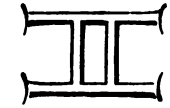
7 Lätare
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag ●
13 Sonnabend

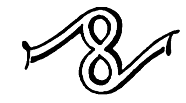
14 Judika
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag ☽
20 Sonnabend

21 Palmarum
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Gründonnerst.
26 Karfreitag
27 Sonnabend 🌕

28 Ostersonntag
29 Ostermontag
30 Dienstag
31 Mittwoch







April

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 Quasimodog. ☾
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 Mis. Domini ●
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend ☽

18 Jubilate
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 Kantate ☺
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag

Mai

1 Tag der Arbeit

2 Rogate
3 Montag ☾
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Himmelfahrt
7 Freitag
8 Sonnabend

9 Exaudi
10 Montag ●
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 Pfingstsonntag
17 Pfingstmont. ☽
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 Trinitatis
24 Montag
25 Dienstag ☺
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 1. S. n. Trinit.
31 Montag

Juni

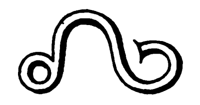
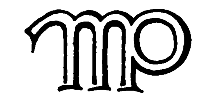
1 Dienstag
2 Mittwoch ☾
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 2. S. n. Trinit.
7 Montag
8 Dienstag ●
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

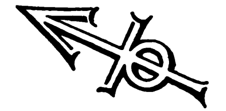
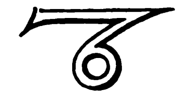
13 3. S. n. Trinit.
14 Montag
15 Dienstag ☽
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 4. S. n. Trinit.
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch ☺
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 5. S. n. Trinit.
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch


Juli	*August*	*September*
1 Donnerstag ☾	1 10. S. n. Trin.	1 Mittwoch
2 Freitag	2 Montag	2 Donnerstag
3 Sonnabend	3 Dienstag	3 Freitag
4 6. S. n. Trinit.	4 Mittwoch	4 Sonnabend ●
5 Montag	5 Donnerstag	5 15. S. n. Trin.
6 Dienstag	6 Freitag ●	6 Montag
7 Mittwoch	7 Sonnabend	7 Dienstag
8 Donnerstag ●	8 11. S. n. Trin.	8 Mittwoch
9 Freitag	9 Montag	9 Donnerstag
10 Sonnabend	10 Dienstag	10 Freitag
11 7. S. n. Trinit.	11 Mittwoch	11 Sonnabend
12 Montag	12 Donnerstag	12 16. S. n. Tr. ☽
13 Dienstag	13 Freitag	13 Montag
14 Mittwoch	14 Sonnabend ☽	14 Dienstag
15 Donnerstag ☽	15 12. S. n. Trin.	15 Mittwoch
16 Freitag	16 Montag	16 Donnerstag
17 Sonnabend	17 Dienstag	17 Freitag
18 8. S. n. Trinit.	18 Mittwoch	18 Sonnabend
19 Montag	19 Donnerstag	19 17. S. n. Trin.
20 Dienstag	20 Freitag	20 Montag ○
21 Mittwoch	21 Sonnabend	21 Dienstag
22 Donnerstag	22 13. S. n. Tr. ○	22 Mittwoch
23 Freitag ○	23 Montag	23 Donnerstag
24 Sonnabend	24 Dienstag	24 Freitag
25 9. S. n. Trinit.	25 Mittwoch	25 Sonnabend
26 Montag	26 Donnerstag	26 18. S. n. Trin.
27 Dienstag	27 Freitag	27 Montag ☾
28 Mittwoch	28 Sonnabend	28 Dienstag
29 Donnerstag	29 14. S. n. Tr. ☾	29 Mittwoch
30 Freitag ☾	30 Montag	30 Donnerstag
31 Sonnabend	31 Dienstag	

Oktober	November	Dezember
1 Freitag	1 Montag	1 Mittwoch
2 Sonnabend	2 Dienstag	2 Donnerstag
3 Erntedankfest	3 Mittwoch ●	3 Freitag ●
4 Montag ●	4 Donnerstag	4 Sonnabend
5 Dienstag	5 Freitag	5 2. Advent
6 Mittwoch	6 Sonnabend	6 Montag
7 Donnerstag	7 24. S. n. Trin.	7 Dienstag
8 Freitag	8 Montag	8 Mittwoch
9 Sonnabend	9 Dienstag	9 Donnerstag
10 20. S. n. Trin.	10 Mittwoch	10 Freitag
11 Montag	11 Donnerstag ☽	11 Sonnabend ☽
12 Dienstag	12 Freitag	12 3. Advent
13 Mittwoch ☽	13 Sonnabend	13 Montag
14 Donnerstag	14 25. S. n. Trin.	14 Dienstag
15 Freitag	15 Montag	15 Mittwoch
16 Sonnabend	16 Dienstag	16 Donnerstag
17 21. S. n. Trin.	17 Bußtag	17 Freitag ○
18 Montag	18 Donnerstag ○	18 Sonnabend
19 Dienstag ○	19 Freitag	19 4. Advent
20 Mittwoch	20 Sonnabend	20 Montag
21 Donnerstag	21 Totensonntag	21 Dienstag
22 Freitag	22 Montag	22 Mittwoch
23 Sonnabend	23 Dienstag	23 Donnerstag
24 22. S. n. Trin.	24 Mittwoch	24 Freitag ☾
25 Montag	25 Donnerstag ☾	25 1. Weihnachtstag
26 Dienstag ☾	26 Freitag	26 2. Weihnachtstag
27 Mittwoch	27 Sonnabend	27 Montag
28 Donnerstag	28 1. Advent	28 Dienstag
29 Freitag	29 Montag	29 Mittwoch
30 Sonnabend	30 Dienstag	30 Donnerstag
31 Reformationsf.		31 Silvester

Dem Griechen, der nach dem Sieg über den persischen Erbfeind, erfüllt von dem Glauben an die bindende Macht des gemeinsamen Blutes und der heimischen Götter, gelockt von dem Glanz der reicher denn je aufblühenden Spiele und dem Ruhme des neu erbauten Zeustempels, Olympia besuchte, trat am Westgiebel des Heiligtums eine leidenschaftlich bewegte Szene aus altem Mythos vor Augen: die Lapithen in wildverschlungenem Kampfe mit den Kentauren, die frevlerisch in das Fest menschlicher Gesittung eingebrochen sind. Inmitten des wogenden Getümmels aber steht in stolzer Ruhe eine Jünglingsgestalt von edelster Bildung. Gespannte Kraft verrät der prachtvolle Schulteransatz des linken Armes; herrisch weist die Rechte den Räubern entgegen. In hochmütiger Majestät wendet das Antlitz sich dem Kampfe zu; doch es ist, als blicke das Auge über das Getümmel hinweg in seherische Fernen, und die zornig drohende Kraft ist durch eine jugendliche Anmut in der Rundung der Wangen und dem schwellenden Munde gemildert. Es ist Apollon, neben Zeus und Herakles der höchste Beschützer der Spiele; der Herr des edlen Maßes, der über Hellas das Gebot der strengen Zucht, des herben Stolzes, der adligen Reinheit, der Musik und der Harmonie in allen Bereichen des Lebens verbreitet hatte: die reinste Gestaltung hellenischen Willens zur Einheit von musischer und gymnastischer Art.
Leise sich wandelnd vor dem inneren Auge, nimmt das Bild des reinen und starken Gottes die Züge eines göttlich reinen und kraftvollen Menschen an, der herrscherlich gleich Apollon die Kämpfe seiner Zeit überschaute und meisterte; eines Menschen, dessen Herz voll Seelenwärme „Phöb Apollen entgegenglühte"; der durch sein Geschlecht wandelte, „wie mit Blumenfüßen über Deukalions Flutschlamm Python tötend leicht groß Pythius Apollo"; der darum bat und rang, daß „die Idee des Reinen immer lichter in ihm werde", so wie der lichte Gott nur Reines und Lichtes um sich litt; eines Menschen, der, wie einst der del-

phische Gott, machtvoll Gesetz und Maß aufrichtend, in die hellenische Welt trat, so mit Machtgebärde in die Wirklichkeiten brach und seiner Welt wurde, „was der Welt Phöb Apoll ist".
Ist es vermessen, das Bild dieses Menschen über der Pforte des geweihten Raumes aufzustellen, der nun die beste und schönste Jugend Deutschlands und der Welt zum Kampf um den olympischen Kranz empfangen soll? Mit welchem Rechte verkünden wir ihn als einen der geistigen Ahnen und Stifter des Kampfes der Leiber; ihn, den „Fürsten im Reiche der Geister", den wir in so ganz anderem Sinn den Olympier zu nennen lieben; ihn, der zu wiederholten Malen verehrend dem erhabenen, vergeistigten Bilde des olympischen Zeus von Pheidias nachforschte, den Apollon am Giebel aber noch gar nicht kannte?
Noch lag die Statue des delphischen Gottes in Schutt und Trümmern begraben; – aber den Preis Apollons in „Wanderers Sturmlied" vermochte nur ein Mensch zu schreiben, der das unsterbliche Wesen des göttlichen Beschützers der Spiele liebend erahnt und mit Erschütterung empfunden hatte. In dieser seelischen Beziehung liegt zugleich der Keim für die Wiedergeburt der heldisch-anmutigen Lebensform, deren ewiges Urbild der Herr von Delphi für Griechen und Nachwelt darstellt.
Allein gibt ein solches Neuerfühlen des griechischen Götterwesens schon das Recht, den Namen des größten deutschen Dichters zur Feier der deutschen Olympiade zu beschwören? Was hat Goethe mit Olympia, mit dem entfesselten Kampfe der jugendlichen Leiber zu tun?

Goethe schließt einmal aus den Dichtungen Shakespeares auf einen „geistig und körperlich durchaus und stets gesunden, kräftigen Menschen". Wüßten wir nun von seiner Person so wenig wie von dem englischen Dichter und besäßen nur seine Werke: wohl sicher würden wir aus den Rhythmen seiner Lyrik auf einen Menschen von tänzerisch beschwingtem Körpergefühl schließen, dessen Gliedern, wie er selbst von sich sagt, „der Takt ganz

gemäß und mit denselben geboren war". Wir wären geneigt, die Ephebenanmut seiner Jünglingsbilder, die Rüstigkeit und Tüchtigkeit seiner Mannsgestalten auf einen Menschen zurückzuführen, der selbst als Jüngling jene kraftvoll schwellende Anmut, als Mann jene heitere Rüstigkeit besaß und den Reichtum solchen Besitzes seinen Gestalten mitgab. Es würde sich endlich, wenn wir als Urgrund der Sprachschöpfung und Bildfindung gerade dieses Dichters sein eigenes Erleben erkannt hätten, aus der Fülle von Metaphern und Bildern, die dem Bereich der Leibesübungen entnommen sind, ein Mensch enthüllen, dem Anmut, Kraft und Kampf der körperlichen Bewegung zum Erleben und zum Grundstoff dichterischen Bildens geworden waren. So würden wohl schon die Werke hinreichen, um uns Körper und Körpergefühl des Dichters bedeutsam werden zu lassen. Nun liegt aber vor uns die Fülle der Zeugnisse, die Goethe wirklich im Vollbesitz jener körperlichen „virtus", jener „kalokagathia" zeigen, die wir in seinen Dichtungen fassen.

In seiner Lebensbeschreibung, die die Kräfte und Elemente seines Werdens darstellen sollte, hat Goethe die Übungen seiner Jugend zur Stählung des Körpers ausführlicher Erzählung für wert gehalten; und überall hier bricht noch in der Rückschau durch den förmlichen Altersstil hindurch befeuernd und belebend die quellende Freude an der eigenen Schnellkraft und Gewandtheit.

Goethe wußte, was er seiner – immer wieder erschütterten, immer neu erkämpften – Gesundheit verdankte. Schon früh beginnt er mit wachen Sinnen die Abhängigkeit seiner geistigen Schaffenskraft von seinem körperlichen Zustande zu bemerken. Er sucht das Lähmende dieser Abhängigkeit nicht nur durch Willenskraft zu überwinden, sondern auch, scheinbar nachgebend, durch körperliche Steigerung aufzuheben. Unermüdlich preist der Jüngling und Mann das bewegte, tätige Leben im Freien als das für den Menschen an sich beste und für ihn persönlich gemäßeste, und immer wieder erhofft er „viel guts von der freyen Lufft für Seel und Leib". Aus eigener Erfahrung erhebt der Greis die Forderung des

„körperlichen Gleichgewichtes" bei geistiger Arbeit. Die unerschöpfliche Produktivität seines Idols Lord Byron, der ihm fast als Spiegelbild seiner selbst galt, leitet er wesentlich von der rastlosen sportlichen Betätigung des großen Hellenenfreundes her. So ist wohl erlaubt zu fragen, inwiefern seine eigene Produktivität durch Übung und Stählung, durch willige Einfügung in den kosmischen Rhythmus von Anspannung und Lockerung, bedingt war.

In den Jahren des weitesten Rück- und Umblicks und der tiefsten Selbstschau hat der Reife und Weise in einem heiterstillen Wort die Summe seines Daseins gezogen:

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ichs meine,
Und so spalt ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Dies Leben glauben auch wir nicht in ein Außen und Innen zerreißen zu dürfen: wir müssen es als eine wohl zeitweise gefährdete, aber immer wieder erkämpfte Einheit begreifen und dürfen in diese Einheit das körperliche Dasein einbeziehen.

Einer der Züge, in denen der Deutsche dem Griechen verwandt erscheint, ist wohl der, daß er die ihn erfüllenden Ideale in großen Gestalten seiner Vergangenheit verkörpert sieht und sie als Helfer zu der Formung seines Lebens herbeirufen möchte. Dem Griechen stand dafür sein Mythos zu Gebote; der Deutsche, dessen mythische Welt verdrängt wurde und verkümmerte, wendet sich an die Großen seiner Geschichte. So halten wir, von neuem ergriffen von dem uralten, doch ewig sich verjüngenden Ideal eines harmonischen, olympischen Menschentums, seiner Verwirklichung sieghaft gewiß, Umschau in der Vergangenheit. Wir blicken in

Erwartung und Ehrfurcht auf den, der deutsches und abendländisches Leben am reinsten dargelebt und dargestellt hat. Es drängt uns, ihn zu fragen, wie er jene Harmonie aufgefaßt, wie er sie an sich erfüllt und den Gestalten seiner Dichtung angebildet habe. Wenn dabei die Fülle der lebens- und reizvollen Einzelheiten zu behaglichem Verweilen lockt, so bleibt doch entscheidend dies: wie Goethe in Leben und Dichtung ein neues Antlitz, eine neue Gestalt des deutschen Menschen formte – eine Gestalt, an deren vollendeter Bildung wir heute wieder schaffen und die über die Jahrhunderte hinweg brüderlich zu dem ritterlichen Jünglingsbilde des Mittelalters und weiterhin zu dem Ephebenideal des alten Hellas hingrüßt.

Der griechische Wettkämpfer fühlte, wenn er in die Kampfbahn trat, der Götter Augen befreundet auf sich ruhen; vor ihnen, den Ur- und Vorbildern seines Daseins, entfaltete er seine Trefflichkeit. Dem jungen Goethe war solche Empfindung nicht fremd. „Es grüsen euch meine Götter. Namentlich der Bote Merkurius, der Freude hat an den schnellen, und mir gestern unter die Füse band seine göttliche Solen, die schönen goldnen, die ihn tragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde, mit dem Hauche des Windes." Wir meinen, so dürfe die junge Mannschaft der Deutschen in die Kampfbahn treten unter den Augen Goethes, in dem Bewußtsein, daß er „Freude hat an den Schnellen": er würde den heutigen Kampfspielen mit derselben Bewunderung zuschauen, wie er vor Jenas Toren dem Turnen der Burschenschafter zusah. Noch mehr: er, der fast zwei Jahrzehnte vor den Befreiungskriegen die „Kraft der deutschen Jugend" beschworen hatte, „an der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden", er hat ein Wort gesprochen, das die schönste Wirklichkeit des olympischen Tages vorausnimmt und das ebenso die Feier einer völkischen wie einer übervölkischen Geistes- und Kampfgemeinschaft der Jugend umgreift. Als das Fest auf der Wartburg Deutschland erregte, da fand er diese Deutung: „ob es etwas Schöneres geben könne, als wenn die Jugend aus allen Welt-

gegenden zusammen käme, um sich fester für das Gute zu verbünden mit dem Entschluß, in jeder Lage ihres Lebens alle ihre Kräfte aufzuwenden." Damit findet die Idee der geistleiblichen Harmonie der Persönlichkeit, der Goethe sein Leben und Dichten weihte, ihre Überhöhung durch den bündischen Gedanken, durch ein agonal bestimmtes Gemeinschaftsethos, von dem die moderne wie die antike Olympiade getragen ist. Mit diesem seherischen Worte erweist sich der Gestalter olympischen Menschentums als Führer der olympischen Jugend des deutschen Volkes, als Ahn und Stifter des olympischen, weltumfassenden Festes.

*

Der Kampf der schönen Leiber um den olympischen Kranz ist in wenigen Lustren zu einer der kraftvollsten Selbstdarstellungen des abendländischen Geistes geworden. Der kultisch-religiöse Grund, der die Festspiele der Hellenen trug, fehlt der Olympiade der Neuzeit, in der religiöses und weltliches Festwesen sich getrennt haben. Aber eine freudige Frömmigkeit durchklingt auch das brausende Leben der heutigen Spiele, und der völkisch-politische Gehalt, der bei den Griechen mit dem religiösen verbunden war, durchdringt auch das moderne Kampfspiel, wo wieder wie einst unsichtbar der vaterländische Heros „geheim bei Dichtern sitzt, die Ringer schaut und lächelnd preist, der Gepriesene, die müßigernsten Kinder". Die säkularisierte Form der Spiele beruht auf einem Idealismus, der dem frommen und freudigen Geiste der Hellenen nicht unebenbürtig ist. Das Olympische Fest war und ist die Frucht einer olympischen Idee.

Diese Idee ist ein Vermächtnis des weltfrömmsten Volkes an Europa. Seit den Tagen Pindars hat die Hoheit und Schönheit des agonalen, des Olympischen Gedankens immer wieder, oft über weite Zeiträume hinweg, Dichter und Weise zu Preis und Verkündung hingerissen. Was Olympia den Besten der Griechen war und was davon unvergängliche Lebenskraft auszustrahlen vermag, das lassen die Siegeslieder des Thebaners allein empfinden.

*

Alles geben die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz:
alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen,
ganz.

Rudolf Koch: Schriftblatt

1932

Als Olympias Stern dann zu verblassen begann, da bewahrte sich in Platon das Edelste der olympischen Lebensform: noch einmal wird in einem Lysis und Charmides alle geistig-leibliche Anmut des hellenischen Epheben gebannt, noch einmal in der pädagogischen Provinz des „Staates" in dem Bild einer zuchtvollen Jugend der aufklaffende Zwiespalt von geistiger und gymnastischer Bildung geschlossen. Als endlich das olympische Feuer dem Erlöschen nahe war, da faßt den zeitlosen Sinn des kämpferischen Spieles Lukian zusammen und vermittelt ihn der Nachwelt in dem Gespräche Solons mit Anacharsis. Anacharsis, der Skythe, der Barbar, der im Drang nach Bildung Griechenland bereist und staunend dem fremden Treiben im Gymnasion zusieht: fast wirkt es wie ein visionär erschautes Symbol des Abendlandes, wie es nach Hellas zieht und hier zunächst vor dem fremd Anmutenden zurückschreckt, um dann aus innerer Verwandtschaft und unter der Belehrung weiser Meister sich das Fremde zu eigen zu machen und nach eigenen Gesetzen weiterzubilden.

So war das Erstehen des Olympischen Festes gebunden an ein Wiederinnewerden des olympischen Geistes. Olympischer Geist aber bedeutete für die Griechen und bedeutet heute den Glauben an die Bestimmung des Menschen zu geistig-leiblicher Harmonie und den Willen, diese Einheit in Spannung von Leib und Seele, in Gefahr und Mühe des Kampfes gegen den Mitstrebenden oder gegen die Mächte der Natur zu ihrer höchsten Vollkommenheit zu steigern und im festlichen Raume der völkischen Gemeinschaft darzustellen; er bedeutet die zielbewußte Anspannung aller Kräfte nicht um materiellen Gewinn, sondern um den schlichten Kranz des Ruhmes; den friedlichen Wettkampf der einzelnen und der Völker; den Einsatz des Kämpfers für sein Volk und Land, das mit ihm den Ruhm des Sieges teilt. Olympischer Geist bedeutet letzte Vertiefung des zweckfreien, nur durch die Schönheit und Kraft der Sache selbst entzündeten Kampf- und Spieltriebes, der dem Menschen von Natur innewohnt. Wenn Heinrich von Treitschke nur in kriegerischer Zwecksetzung Sinn und Recht der

Leibesübungen finden wollte, so möchten wir, ohne die Größe dieser Einseitigkeit zu verkennen, dagegensetzen: der Sport ist wohl zweckfrei, aber eben darum höchst sinnvoll. Er hat symbolischen Wert und Gehalt: wir empfinden in ihm beglückend die Kraft, Schönheit und Steigerungsmöglichkeit des menschlichen Daseins.

Wenn wir aus solcher Einstellung den Griechen, den „müßigernsten", wie sie Hölderlin ob ihres Kampfspieleifers nennt, nicht unwürdig nachzueifern meinen, dürfen wir auch den deutschen Einschlag im olympischen Ideal, wie es uns heute sich darstellt, betonen. Wert und Würde jener Zweckfreiheit hat Schiller wiederentdeckt und damit auch einen der Ecksteine gesetzt, auf denen das neue Olympia ruht. Das Gerüst Schillerscher Denkformen ist dann auch nicht zu verkennen in der schönen, neuen Deutung des antiken Olympia und seiner Stimmung in Wilhelm von Humboldts Schrift über Pindar.

Der Deutsche begann am Ende des 18. Jahrhunderts in dem Wort Olympia den feierlichen Klang zu empfinden, den es für den Griechen besaß, und lernte im Olympischen Fest, seinem religiösen und agonalen Leben, einen Kern des hellenischen Wesens erfassen. Dazu trat nun aber die enge Beziehung auf die Lage des eigenen, des deutschen Volkes: Olympia, die Feier der heimischen Götter und des gemeinsamen Blutes, bei den Griechen als schöne Erfüllung geschaut, wird Wunschtraum und Sehnsucht des Deutschen, dem die Zerrissenheit seines völkischen Daseins, die Unfestlichkeit und Unstaatlichkeit seines Lebens zur drängenden Not wird. Erst der Unterton dieser Not gibt dem Wort des Deutschen über Olympia seine tiefe, fast schmerzliche Innigkeit; diese Not erst läßt den heiligen Glanz des antiken Festes rein aufleuchten.

Zu solcher Tiefe der olympischen Idee drang Friedrich Hölderlin vor, der erste Deutsche, dem aus innerstem Erleben hellenischer Götterverehrung und völkischen Festwesens und aus der Not seines einsamen, des völkischen Widerhalls entbehrenden Dichtertums Olympia zum deutschen Wunschtraum wird. Im Geiste

schaut er voraus die Feiertage Germaniens, da „rings unter des Vaterlands goldnem Himmel die freie, klare, geistige Freude glänzt". Und so erhebt er jenen Ruf, gleich erschütternd in Not und verheißender Ahnung:

> Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
> Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
> Doch wie errät dein Sohn, was du den
> Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Zur selben Zeit fordert ein tatkräftiger, berufener Erzieher die Aufnahme sportlicher Veranstaltungen in festlichem Rahmen. Es ist der tüchtige Guts Muths, der Wiedererwecker der griechischen Leichtathletik, ein trefflicher Vorläufer Jahns und ein prachtvoll kerniger, geradwüchsiger Geist von ungebrochener Gesundheit und Rüstigkeit. Mit sicherer Klarheit und Energie der Formulierung wird in seiner „Gymnastik für die Jugend" ein neues, Natur und Kultur einendes Bild des Menschen umrissen, der anthropologische Dualismus verworfen, der Mensch als „ein unteilbares Wesen; ein geistiger Körper und ein verkörperter Geist" betrachtet und nun als Ziel der neuen Erziehung die „Gründung einer innigern Harmonie zwischen Geist und Leib" aufgerichtet. Rousseaus Erziehungsgedanken wirken nach; aber die stärksten Helfer ruft Guts Muths aus der Antike herbei, der grundlegende Satz Platons von der notwendigen Einheit gymnastischer und musischer Erziehung bildet den Kern auch seines neuen Jugendideals. So wird ihm Erziehungsweise und Festwesen der Griechen zu kraftvollem Vorbilde.

„Vortreffliches Volk! Du bist so ganz ins Elysium hinübergeschlummert, aber das Verhältnis zwischen Körper und Geist lebt noch, es ist ewig ... Gymnastische Übungen machten bei dir den Hauptteil der Jugenderziehung; körperliche Abhärtung, Stärkung, Geschicklichkeit, schönere Bildung, Mut, Gegenwart des Geistes in Gefahren und darauf gegründete Vaterlandsliebe waren ihr Zweck ... Nichts Ähnliches (wie die griechischen Festspiele) gibt es unter den neuern Nationen, keine so frohe Vereini-

gung der Glieder eines Volkes ist mehr übrig ... Man braucht wahrhaftig nicht Schwärmer zu sein, um etwas Herzerhebendes darin zu finden, wenn ein Kranz von Öl- oder Fichtenzweigen die Jugend eines ganzen Volks der trägen weichlichen Ruhe, die seinem Klima sonst so angemessen war, entriß und sie aufforderte, Körperkraft und Mannsinn zu erringen."

So kommt Guts Muths zu der Forderung, den Griechen auch in der Gymnastik nachzuahmen und diese in den Aufbau der Erziehung aufzunehmen. Die Krönung solcher Übungen sollen Nationalfeste sein, an denen die Deutschen so bitteren Mangel leiden und die er wegen ihrer „Kraft, auf den Nationalgeist zu wirken", für ein „Haupterziehungsmittel einer ganzen Nation" hält.

Einmal erhoben, verstummte der Ruf nach Olympia nicht mehr.

Die Altertumswissenschaft, vom Geist der deutschen Klassik befruchtet und zu einer universalen Kulturkunde der Antike ausgestaltet, nahm sich tatkräftig der um die olympische Idee gelagerten Gebiete an. Das von ihr erschlossene Wissen von Olympia ward 1852 zu einem glänzenden Bilde gefügt in den Vorträgen, durch die Ernst Curtius den Blick der deutschen Öffentlichkeit nach der versandeten Niederung des Alpheios hinlenkte. Von dem Kulturwillen des geeinten Reiches entsandt, gab derselbe Gelehrte zwei Jahrzehnte später die Trümmer des antiken Olympia dem Lichte zurück.

Lebendig anschaubar war nun der Raum, in dem sich heldischer Siegeswille und völkische Feierstimmung am reinsten entfaltet hatten; und diese Anschauung gewährte zugleich ein vertieftes Erfassen der olympischen Idee und ihrer Bedeutung im Dasein der Griechen, ja schließlich eine größere Blut- und Lebensfülle in der Gesamtauffassung des Hellenentums. Im Anblick zwar nicht des olympischen, aber des delphischen Stadions findet einer der neueren Dichter die Worte:

„Nur vom Stadion aus erschließt sich die Griechenseele in alledem, was ihr edelster Ruhm und Reichtum ist; von hier aus gesehen, entwickelt sie ihre reinsten Tugenden. Was wäre die Welt

der Griechen ohne friedlichen Wettkampf und Stadion? Was ohne olympischen Ölzweig und Siegerbinde? Eben das gleiche erdgebundene Chaos brütender, ringender und quellender Mächte, wie es auch andere Völker darstellen."
Noch eben hat dem Dichter das delphische Theater den dunklen chthonischen Untergrund der griechischen Kultur und das furchtbare Lebensgrauen, das in der Tragödie hervorbricht, zum Bewußtsein gebracht. Andere Gesichte überkommen ihn in der Stille des Stadions auf der reinen Höhe des Parnaß:
„Gesichte von Jugend und Glanz, Gesichte der Kraft, Kühnheit und Ehrbegier ... Hier herrschte das Lachen, hier herrschte die freie, von Erdenschwere befreite, kraftvolle Heiterkeit. – Nur im Stadion ... atmet man jene leichte, reine und himmlische Luft, die unseren Heroen die Brust mit Begeisterung füllte. Der Schrei und Ruf, der von hier aus über die Welt erscholl, war ... weder ein Racheschrei noch ein Todesschrei, sondern es war der wild glückselige Schrei und Begeisterungsruf des Lebens."
Der wild glückselige Schrei der Lebenslust im Agon und der wilde Schrei des Todesgrauens in der Tragödie: beides gehört für diese Deutung des Griechentums eng verbunden zum griechischen Wesen. Man darf sie wohl die vitalistische nennen. Sie wurde im 19. Jahrhundert durch das Baseler Dreigestirn Bachofen, Burckhardt und Nietzsche zum Siege geführt. Im Unterschiede zur Klassik, die an den Hellenen vor allem den ästhetischen, den Formtrieb gesehen hatte, entdeckt die vitalistische Deutungsweise den leidenschaftlichen Lebenstrieb und die ungeheure Lebensintensität des südlich-nordischen Volkes, aber auch die leidvollen Untiefen dieses Lebensstromes. Pessimismus und grenzenlose Lust am Dasein bedingen und steigern sich gegenseitig; ja, die Versenkung in das Leid erscheint geradezu als Äußerung eines Überschusses von Kraft und Lebensdrang, der sich noch in der Selbstvernichtung auswirkt. Hatten die Griechen bis dahin als das glückliche Volk gegolten, so erschien nun ihre Art zu leben als dauernde Selbstgefährdung durch die tragischen Seiten ihres

Wesens. „Von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan hat." Die Festlichkeit, zu der dies Volk sich dennoch aufschwang, der ästhetische Schein, die Feier des schönen, krafterfüllten Leibes – all dieser Glanz steht nun vor dem dunkeln Hintergrunde des Grauens der Vergänglichkeit. Eben dies Grauen aber erhöht doch wieder den Lebensdrang, erregt die Lust an einem Leben der tragischen Gefährdung und schafft den Willen zur Steigerung des eigenen Wesens. Diese aber ist nur in der Form des Wettkampfes möglich, und so rückt nun der agonale Trieb im Leben der Griechen zu machtvoller Stellung auf. Damit hatte das Kampfspiel, die symbolische Verdichtung dieses Triebes, eine tiefe, universale Begründung in der hellenischen Seele gefunden.

Mit den pessimistischen, todesumwitterten Zügen, die dieses Griechenbild trägt, bricht der Geist der deutschen Romantik in die Deutung der Antike ein. Sein vitalistischer Grundzug an sich aber geht wesentlich auf die Klassik zurück, aus der er sich allmählich herausgeschält hat. Die Klassik begreift das Vitale des griechischen Wesens in den Vorstellungen der Sinnenfreude, der starken Bejahung des Diesseits, der weltfrommen Naturhaftigkeit; nur erscheinen diese Triebe noch eingehüllt, gebändigt durch die ästhetische Form. In dem Maße, wie diese zerfiel, mußten die vitalistischen Kräfte für sich, entfesselt, die Griechendeutung bestimmen. Schon in der Zeit der Klassik selbst hat diese Entwicklung einen Vorläufer in Wilhelm Heinse, dessen Griechenbild und Menschenideal einen viel vitaleren, „dionysischeren" Charakter hat. Gerade Heinse hat denn auch Glanz und Bedeutung des griechischen Fest- und Wettspielwesens sehr lebendig empfunden und im „Ardinghello" als Vorbild aufgestellt.

Zugleich aber weist er in seiner eigenartigen Stellung zwischen Vor- und Hochklassik nach rückwärts und leitet darauf hin, daß die eigentlichen Ursprünge der vitalistischen Griechendeutung und der Erfassung ihrer agonalen Idee in der Zeit vor der Hochklassik wurzeln. Sie liegen in der Geistigkeit des Sturmes und Dranges,

der an Verheißungen überreichen Epoche, in der nach langer Zeit der Dumpfheit und des zögernden Erwachens sich ein ungeahnter Aufbruch des deutschen Geistes vollzieht.

Aus dem Werk: Goethe und der Olympische Gedanke

*

Hans Carossa / An das Ungeborene

O ungeborenes Liebes, weltlos ruhend!
nun sollst auch du den irdischen Strahl durcheilen.
Einsamen Mann, einsames Weib, wer lenkte sie
zusammen? Du. So kommst in unsre Menschenzeit.
Urwissen ist in dir, und nicht belehr ich dich;
nur sinnen möcht ich, wie du's vielleicht bewahren kannst
im Hiersein, ich, dein Vater. Vertraut sind mir
die Hochgewitter der Welt und ihre Windstillen,
und beides bin ich, Pfleger und Vernichter,
und muß den Keim zu beidem in dich senken.
Was er dem Kinde mitgibt, weiß kein Vater.
Drum schauderts ihn beinah, dies anzureden,
was noch kein Antlitz hat und kein Geschlecht. Bald aber
begegnest unsrer schönen Sonne du und hältst
geblendet Fäustchen vor die Augen; doch Schatten gibt
eine starke Mutter dir, und nachts ist sie dein Licht.
Verläßlich aber ist nicht einmal dies, o Kind,
und wenn auch über dir Sibyllen-Liebe wacht
und Löwen deinen Gang behüten und am Strand
ein Geisterweib dich zauberliche Spiele lehrt, –
in Stunden kann sich alles dies verziehn wie Rauch.
Auch deinen Vater findest du vielleicht nicht mehr,
und weil die stärkste Mauer keinen wahrhaft schützt,
so bau ich dir kein Haus, und wäre ich ein Gott,



ich nähme auch keinem der Geschöpfe einen Eid ab,
dich unversehrt zu lassen. Vergessen bliebe doch immer
wie die verrufene Mistel ein unwissend Gewächs,
das einst ins Herz dich träfe. Lieber streif ich noch,
eh du zu atmen anhebst, frei durch Stadt und Land,
und wie du auch einst werden magst, ich grüße dich
in jedem Wanderer und rede so zu dir
wie Selige reden. Lange tönt ein freudig Wort,
und schön wärs, wenn ein später Nachklang fände dich
auf Jugendwegen. Soll es aber anders sein,
so wirst du nichts vermissen, bist ja doch mein Kind,
gehst auf der Erde trüb und froh, blühst und verwelkst,
verehrst, was alle ehren, strafst, was jeder straft,
und liebst und wirst geliebt.
Wohnt aber in dir der Wünschelsinn, der schmerzlich zuckt,
wo sich ein Quell verbirgt, so werden wir uns wohl
manchmal begegnen, und es ist ein herberes Glück
dir zugesondert. Kommen wird ein Pilgertag,
da hält es heimlich deinen Fuß, und du erschrickst.
Hier sieh dich um! Wo uns die tiefste Furcht umfängt,
ist oft ganz nah der Eingang in ein Seelenreich.
Was in dir ewig ist, auf einmal schauts dich an.
Und wenn es leise raunt und rät, so horch! Du lernst
die Sprache der Dahingegangenen verstehn;
an ihr prüft man die Stimmen der Lebendigen.
In deinem Blut ist nun ein Klang, der immer dich
aus falsch gemischtem Leben in ein reineres weist.
Was könnte dich noch ernstlich jetzt verstören, Kind?
Ja, laß am Lebensfest von lieben Toten dir
die Gaben reichen! Sie gewähren dir nur so viel,
daß du zu ihnen hinüberbrennst fast ohne Qualm;
so wird wie einer Biene dir dein Tagwerk leicht.
Erduld es, daß die Geister dich vereinsamen!
Oft weiß der Ungesellige ein heilsam Wort

in leidender Zeit, wo keiner ganz dem andern glaubt,
und steht in starkem heldischen Licht, ob auch kein Held,
und bleibt nur am Triumphtag unsichtbar.
Triumphtag sei Gefahrtag, sagt ein trübes Lied.
Wenn im Erfüllungsjubel sich das Volk vereint,
wenn jeder pflückt vom Lorbeer und sich selbst bekränzt,
wird uns der Hort am ehesten aus der Hand gespielt.
Unholde wachen, die erreicht kein Siegerzorn.
Und während wir die Satzung stärken, kanns geschehn,
daß draußen Irre schleichen um den Totenhof;
sie sprengen den Sarg auf, drin der größte Seher schläft,
der Schöpfer, der dem blinden Erdgeist Augen gab,
und wühlen heulend in dem ruhenden Gebein;
was aber dies bedeutet, keiner sieht es noch.
Drum senke du den Sinn zum alten Quellengrund
und binde Nesseln um die Stirn am Freudentag!
Sei trunken unter Nüchternen, unter Zornigen sanft!
Den Mann, den alle schlagen, diesen schlägst du nicht;
so bleiben dir die Hände frei für künftiges Tun.
Und wenn du Striche findest, Steinen eingeritzt
im Straßenstaub, Unzählige treten drüber hin,
und keiner weiß mehr, daß es heilige Runen sind, –
zu großem Zeichen waren sie verbunden einst;
nun aber haben alle den Gesang verlernt,
der jenem Zeichen wundermächtiges Leben lieh –
so zeige keine Tränen! Sammle Fund um Fund
und weihe sie dem Reich der Mütter still zurück!
Dort mag Verlassenes neuer Form entgegenruhn,
bis einmal wieder eine Jugend von ihm träumt.
Verwahren und Verhehlen kann in harter Zeit
ein frommer Dienst sein. Keiner ist für ihn zu schwach.
Von einer unsrer Ahnfraun hab ich oft gehört.
Sie war als Kind ein wenig tump und lernte schwer
Buchstaben lesen. Schließlich gab man ihr das Vieh

des Dorfs zu hüten. Dies war ihr ein liebes Amt.
In einem dunklen Frühling ging der Kriegsgeist um.
Der stolze fremde Kaiser zog mit schnellem Heer
durch unsern Gau hinüber in das Nachbarland.
An einem Abend hörte man Getrommel fern.
Die Bauern liefen auf den Weg und sahn sich an.
Die Hirtin schwieg; doch schon erwog ihr stiller Mut,
was heute noch im Tal als fröhliche Sage rauscht.
Sie schlich bei Nacht von Hof zu Hof und löste leis
in jedem Stall das auserlesen schönste Rind
von seiner Kette. Schwer in Träumen lag das Dorf.
Kein Hund gab Laut; sie kannten ja die Hüterin.
Abseits vom Heerweg trieb sie den gehörnten Zug,
wo würzige Wiese weit in Wälder wogt hinein,
und weidete und redete mit Stier und Kuh;
die hörten auf das weise Kind, und keins verriet
mit Brüllen das Versteck dem Feinde, der daheim
die Stallungen ausplünderte. So hauste sie,
genährt von Milch und bitteren Beeren, Wochen lang,
verschollen ganz, als diente sie der Unterwelt,
bis eines Tags das letzte Kriegsvolk weiterzog.
Das Land lag wieder sanft und grün im Friedensglanz,
da zierte sie mit Laub und Blumen jedes Tier
und führte singend ihre Herde aus dem Wald;
auch ein paar neugeborne Kälbchen hüpften mit.
Die Magd war groß und schön geworden in der Zeit.
Seegrasgeflechte trug sie um zerrißnen Rock.
Sie sang und sang. Entgegen lief ihr groß und klein.
Die Rinder brüllten selig zu den Höfen hin.
Die Jugend jauchzte. Alte Leute weinten laut.

Wem aber, wem erzähl ich dies? Wer sagt uns denn,
ob du zum Sein entsandt bist? Ob du je das Brot
der irdischen Felder essen wirst? Ach, unser Stern

ist voll Gefahr! Doch wissen wir: durch unser Sein
und unser Nicht-Sein kreist ein Unerkennbares.
Wir nennens Liebe. Liebe beten wir dir zu.

Sekunden brauchts, um die Figur des Menschen zu umgehn.
Doch wer die Seele eines Liebenden umwandern will,
dem reichen alle Jahre seines Erdenwegs nicht aus.

*

Reinhold Schneider / Die gerettete Krone

Erzählung

Zu der Zeit, da der ungestüme Wille König Heinrichs VIII. unter der Peitsche der Leidenschaft die englische Kirche der Obhut ihres geistlichen Vaters zu Rom entriß, lebte auf seinem vieltürmigen, mauerumzogenen Schlosse in Mittelengland Lord Rutland, ein Landherr von altem Schrot und Korn, der sich in die taumelnde Welt nicht mehr zu schicken vermochte. Dieser hartnäckigen Beständigkeit wegen hatte ihn die von König Heinrich verstoßene Königin Katharina zum Hüter ihrer Kronjuwelen und ihrer Krone bestellt; die Königin hatte zeitlebens wenig Lust verspürt, zu ihrem ernsten königlichen Namen auch noch den Schmuck ihrer Vorgängerinnen zu tragen; nun, auf einem einsamen Landsitz, wohin sie unverwindliches Unrecht gebracht, gelüstete es sie noch weniger nach dem Glanz der Geschmeide. Freilich war ihr die Ehrwürdigkeit solcher Zeichen, die von unrechten Händen nicht befleckt werden dürfen, wohl bewußt; wenn der alte Diener sie besuchte, sprach sie mit Vorliebe davon und wohl selten, ohne ihrem Getreuen für seine Dienste und mehr noch für die natürliche Festigkeit seiner Überzeugungen zu danken: „Du bist einer der wenigen," sagte sie dann, „die noch wissen, daß das Geschick der Völker nicht abhängt von der Macht und dem Gold in den Schatzkammern, sondern von vererbten Zeichen und heiligem Gut; dächten die an-

dern wie du, die Welt würde nicht einstürzen wie ein morscher Tanzboden, auf dem Fürsten und Völker sich mutwillig vergnügen". Doch traurig waren meist die Nachrichten, die den Gegenstand oder den Anlaß solcher Gespräche bildeten: um diese Zeit erschienen Lastwagen vor den ehrwürdigen Kathedralen des Landes zu York und Canterbury, um Meßgerät und Reliquiare aufzuladen und in das Schatzhaus des Königs zu fahren; ja, der Herrscher sollte, wie es hieß, seine Gier so unverhüllt gezeigt haben, daß er den mächtigen Rubin vom Grabe des heiligen Thomas, die fromme Gabe eines französischen Königs, an den dicken Daumen steckte. So waren auch die Entthronte und ihr greiser Diener übereingekommen, daß dieser im Notfalle die Juwelen ausliefern sollte, sofern der Monarch sie begehren würde, oder, was wahrscheinlicher war, das neuerdings mit dem Purpurmantel bekleidete Hoffräulein Anna Boleyn Heinrichs Sinn auf die edlen Steine lenken würde.

Die Krone seiner Herrin mit allen Mitteln vor Entweihung zu beschirmen, war aber der alte Lord entschlossen; und auch die Königin hätte nie einen Versuch gemacht, ihn von diesem Vorsatz abzubringen, ungeachtet der Gefahr, die mit ihm verbunden war. Ihnen beiden schien es nur natürlich, daß das Gesetz der Krone in der Not den Diener einforderte, der ihm Amt und Rang verdankte. So öffnete Rutland täglich das dickwändige Gemach, das gleichsam nur eine Höhlung im wasserumspiegelten Eckturm seines Schlosses war; dort ruhte die Krone in fest verschlossener Truhe. Der Gedanke, daß das Kleinod ihn einmal anrufen, seine Dienste und vielleicht auch mehr von ihm fordern könnte, hatte in solchen Augenblicken etwas Tröstliches für den Schloßherrn.

Als darum eines Morgens nach ungeduldigem Hämmern am Hoftor ein junger Edelmann in die Halle des Schlosses Rutland trat und im Namen seines Königs die Juwelen der „Prinzessin-Witwe" forderte – wie Katharina nun nach dem Willen ihres Gatten genannt wurde –, war der Lord nicht im geringsten bestürzt; den Kopf ein wenig zu dem vom Ritt erhitzten Sprecher

hinüberneigend, ließ er sich unter halb ausgeführten Gebärden, die seine Schwerhörigkeit andeuten sollten, den Auftrag wiederholen. Danach stellte er einige Fragen, in denen beharrlich von der Königin Katharina die Rede war, so daß der junge Mensch aufflammend rief: Er wisse von keiner andern Königin als von Anna, der Gemahlin seines Herrn. Aber nach einem raschen, tiefdringenden Blick, der den Zornigen ein wenig betroffen machte, erklärte der Lord: Sie hätten beide wohl für dieses Mal keinen Grund, sich zu streiten, da er von seiner Königin Katharina ermächtigt worden sei, die Juwelen auszuhändigen. Der Heißsporn, der sich als Sir William Norris zu erkennen gegeben hatte, sprengte denn auch bald mit dem wohl verwahrten Juwelenkästchen über die alte Holzbrücke hinaus, ohne die Gastfreundschaft angenommen zu haben, die ihm der Schloßherr auf das freundlichste angeboten hatte.

Kaum zwei Wochen sollten vergehen, bis der Greis und der Jüngling sich am selben Orte wieder gegenüberstanden, um nun einen ernsteren Kampf auszufechten; es ging um die Krone. Fragen und Wechselreden wurden freilich durch Rutlands Schwerhörigkeit gehemmt; doch ließ sich aus den heftigen Worten des Jünglings leicht erkennen, daß das einstige Hoffräulein in London nach dem einzigen Zeichen lechzte, das vor den Augen des zeichengläubigen Volkes seine königliche Würde unzweifelhaft dartun könnte. Mit einem Eifer, dessen Herkunft aus einem unterirdischen gefährlichen Feuer dem Schloßherrn nicht verborgen bleiben konnte, kämpfte der Jüngling für die Sache seiner Herrin. Doch mochte Rutland das Gefecht nur im Gang gehalten haben, um sich ein Bild der am Hofe wirkenden Kräfte zusammenzutragen; in seinem Stuhle am Feuer sitzend, lächelte er zuweilen kaum merklich, wenn der Jüngling von des Königs Liebe zu seiner „Königin" sprach; – es konnte das Lächeln eines Mannes sein, der unter einer Maske altvertraute Züge wahrnimmt und nun mit einem Nicken diese Entdeckung sich zu eigen macht und scheinbar über sie hinweggeht. Dann stand der Lord auf: sein Herr und König habe ihn

vor mehr als zwanzig Jahren in den Dienst der Königin Katharina gestellt und ihm aufgetragen, ihr allein gehorsam zu sein; die Königin habe ihm nicht erlaubt, die Krone auszuhändigen; dem Befehl des Königs könne er daher nur nachkommen, nachdem ihn der Herrscher seines Dienstverhältnisses zur Königin entledigt habe. Er werde in die Hauptstadt reisen und dem Fürsten seine Sache vortragen. Vergebens drängte, schäumte William Norris; zu deutlich war es ihm anzumerken, daß er unter bitterster Enttäuschung eine kühne Hoffnung entschwinden sah. Vielleicht hatte er sich schon den Augenblick ausgemalt, da er vor der angebeteten Herrin knieen und ihr die alte Krone des Landes reichen würde, um belohnt zu werden mit einem Blick ihrer zaubergewaltigen Augen. Tränen der Wut schossen ihm über die Wangen, als er sich unversehens wendete und aus der Halle klirrte.
Seit vielen Jahren hatte Lord Rutland sein Schloß nur verlassen, um gemächlich zu seiner Herrin hinüberzureiten; da er nun, dem beschwerlichen Ritt nach London sich nicht mehr gewachsen fühlend, die Reisekutsche zu rüsten befahl, schoben die Knechte einen hohen, ungefügen Wagen mit winzigen Fenstern in den Hof. Trotz der verblichenen Vorhänge, des an einigen Stellen zerschlissenen Leders und der Schadhaftigkeit der Riemen, die ja leicht zu ersetzen waren, erwies sich das altertümliche Fahrzeug dank seiner festen Bauart als reisetüchtig. Rutland wählte den Umweg über die einsame Wohnstätte seiner Herrin; es war ein trüber Abend, als er über die begrasten Wege des Parkes rollte; kaum ein Lichtschimmer verriet, daß der bescheidene, von dichten Baumkronen umdüsterte Bau Leben barg. Seit langem zog die Entthronte Kerzenlicht dem trügerischen, allzu schnell sich verfinsternden Tagschein des Nordens vor; neben dem von schweren Vorhängen fest verhüllten Fenster ruhte die Königin, die das Haus, ja selbst das Zimmer fast kaum mehr verließ. Krankheit und Gram hatten sie über die Jahre hinaus altern lassen; ja, der Kerzenschimmer warf den Umriß eines fast männlichen Gesichts auf die Vorhangseide. Die Herrin sprach spanisch mit einer Hofdame, die zu ihren Füßen

saß; seit Katharina von Aragon der äußeren Pflichten ihres Ranges enthoben war, gab sie auch die Sprache des Landes auf, das sie verloren. Die strengen klaren Laute ihrer Heimat zogen sie oft in die längst entschwundenen heroischen Zeiten des Glaubenskampfes zurück; ihre Gedanken und wohl auch ihre Sehnsucht kehrten in Granada ein, der zinnenstarrenden Bergstadt zwischen Weinhügeln und Schneegipfeln, und verweilten wie so oft schon bei dem glorreichen Tage, da der geschlagene Heidenfürst vor den Toren der Stadt dem siegreichen König von Aragon die Schlüssel Granadas demütig reichte. Seiner Herrin zuliebe hatte sich der Lord spanische Begrüßungsworte eingeprägt, die er auch jetzt, wie immer, mit erkennbarer Mühe vorbrachte; dann berichtete er von dem Auftrag, der an ihn gelangt war und von seinem Entschlusse, die gefährdete Krone vor dem Könige selbst zu verteidigen. Die Kranke hörte ihn unter heftigen, bittern Zwischenrufen an; daß die Krone, um derentwillen sie in frühester Jugend ihre ernste Heimat verlassen, der sie gedient, sich geopfert hatte, nun das Haupt einer Dirne schmücken solle, schien ihr bittrer als der lang ersehnte Tod. Aber der Lord beugte lächelnd sein weißes Haupt über die Liegende herab wie ein gütiger Arzt: ob sie ihm denn nicht zutraue, daß er seinen König kenne? Und ob Anna Boleyn, obgleich sie, wie er fest glaube, des Teufels verdammtes Werkzeug sei, das Herz des Königs schon habe völlig ertöten können? Das einzige, was auch in dieser Stunde noch bleibe, sei fröhliches Rechttun und eine gewisse Schlauheit, deren ihm glücklicherweise seine Ahnen aus dem alten Erbe der Sachsen und Normannen ein Teilchen hinterlassen hätten. Die Königin blickte ihn dankbar lächelnd an: „Du kennst König Heinrich, wie nur ich ihn noch kenne und die Welt ihn vielleicht niemals kennen wird. Und wenn ihn jemand davor schützen kann und muß, daß er auch diesen Frevel noch auf seine schuldige Seele lädt, so bist du's. Gehe um der Krone und um König Heinrichs Seele willen, für die ich täglich bete; denn wenn auch die Liebe verrauscht in dieser Welt, so bleibt uns doch die Seele des Geliebten noch, und von ihr

sollen wir niemals lassen, weder in dieser noch in der andern Welt." Draußen fiel der Wind mächtig in die Kronen, als wolle er proben, wie lange ihm das Laub noch widerstände; ein paar Zweige knickten, und die Äste strichen über die Fenster, während Lord Rutland vor dem Lager seiner Herrin kniete, um Abschied zu nehmen.

Als zwei Tage darauf um die Mittagszeit der Reisewagen des alten Edelherrn langsam in den Schloßhof zu Whitehall rumpelte und knarrte, liefen Knechte und Stallburschen unter Scherzen und übermütigen Späßen zusammen. Ja, Lärm und Aufsehen waren so groß, daß an einem Fenster des ersten Geschosses das breite, weingerötete Gesicht König Heinrichs sichtbar wurde. Der Herrscher beugte sich über das Gesims, in die Sonne hinaus, so daß ein Feuerregen von seinem edelsteinbesetzten Wams herabschoß und die breite Ordenskette flimmernd schaukelte; sein Gesicht verquoll im Rahmen des weichen, glänzenden Bartes, und die Augen wurden noch kleiner und glühten stechend wie die eines Frettchens, während sie sich angestrengt mühten, die Wappentafel zu erkennen, die auf den schwarzen kastenförmigen Wagen gemalt war. Dann wendete er sich in den Saal zurück und rief unter einem Lachen, von dem sein ganzer Körper in eine schütternde Bewegung gerict: „In einem solchen Wagen ist mein seliger Vater vor fünfzig Jahren nach der Schlacht von Bosworth in London eingezogen!" Vermutlich mußte sich der Herrscher unter der Anstrengung setzen; er verschwand vom Fenster, aber sein dröhnendes, kollerndes, am Echo der im Saale erwachenden Männerstimmen sich immer wieder erneuerndes Gelächter scholl in den Hof hinaus, während der Lord gelassen dem Wagen entstieg und sich melden ließ.

Er wurde sofort vorgelassen; auf der Tafel, von der sich die Gesellschaft eben erst erhoben hatte, standen zwischen halbvollen Gläsern und hingeworfenen Mundtüchern hochgehäufte Frucht- und Konfektschalen. Eine Laute lag neben dem breiten Sitz des Königs, und ein blasses, ängstliches Hoffräulein, das, wie es den



Leo von König: Reinhold Schneider
Ölgemälde

Anschein hatte, wider seinen Willen festgehalten worden war, benutzte Rutlands Eintreten, um unbemerkt durch eine Seitentür zu schlüpfen. Der Lord beugte sich tief; im selben Augenblick aber, als der König, sich die Tränen von den Backen und aus dem Barte wischend, die hohe greise Gestalt erkannte, sprang er von seiner Bank in der Fensternische auf. Mit einer herrischen Gebärde brachte er die Kavaliere zum Verstummen; er eilte auf den Eingetretenen zu, litt dessen Ehrfurchtsbezeigungen nicht, bot ihm vielmehr den Arm und führte ihn wie einen alten, seit langem vermißten Freund zu einer Bank an der hinteren Wand der Halle, um sich dicht neben ihm niederzusetzen. Er freue sich, begann der König, von ganzem Herzen, einen so treuen Diener seines Vaters und seines Hauses endlich einmal wieder als Gast aufnehmen zu dürfen; der Lord möge es sich wohl sein lassen in London und ganz nach seinem Belieben im Schlosse schalten und hausen. Rutland musterte die Halle, die in Teppichen und lastendem Schnitzwerk prangte: Eine solche Pracht, sagte er lächelnd, habe sich der selige König Heinrich VII. wohl nicht träumen lassen; hier nebenan in der kleinen Kammer habe der verehrungswürdige Herrscher so manches Mal bei spärlichem Licht über seinen Rechnungsbüchern gesessen, Pfennig um Pfennig vermerkend, die er tagsüber auf einem Gange durch die Hauptstadt, vor einer Schaubude, auf einer Flußfahrt oder einem Ritt ausgegeben habe. Der König lachte nun wieder aus vollem Halse: Ja, England sei reich geworden, und es werde bald noch reicher sein, nun, da ihm die satanischen Pfaffen und der römische Antichrist das Blut nicht mehr abzapften. Rutland wandte dem Sprecher die freie Stirn zu und wollte eben offen entgegnen, doch Heinrich hielt ihm die beringte Hand vor den Mund, wie einem Kinde, das sich nicht verplappern soll: Nein, nein, zwischen ihnen beiden gäbe es keinen Streit; Fürsten und alte Diener gehörten zusammen, es täte ihm oftmals leid, daß er nicht mehr Alte habe, die er um einen freimütigen Rat angehen könne.

Der Lord hielt nun seine Zeit für gekommen: Er erklärte, daß er

seine Reise unternommen habe, weil er in einen ernsten Zwiespalt der Pflichten geraten sei; der König habe ihn zum Diener seiner Königin bestimmt und ihm ausdrücklich befohlen, sich allein nach den Wünschen seiner Herrin zu richten; nun sei von ihm die Auslieferung der Krone verlangt worden, die er im Auftrage seiner Gebieterin verwahre, doch habe ihn die Königin hierzu nicht ermächtigt. Ohne sich darum zu kümmern, daß ihm der Herrscher bei dieser Wendung in aufwallender Heftigkeit ins Wort fallen wollte, bat Rutland ruhig, ihn seines Dienstverhältnisses zur Königin zu entledigen, dann habe nur noch der König über ihn zu gebieten, und er werde dessen Anordnungen schweren Herzens aber ohne Aufschub vollstrecken. Von der Ruhe und Klarheit des Lords seltsam berührt, kämpfte Heinrich seine Hitze nieder; von welcher Königin Rutland spreche? fragte er endlich. Dieser näherte sein Ohr dem Mund des Herrschers, so daß Heinrich die Frage wiederholen mußte; Rutland schüttelte den Kopf, als ob er keinen Sinn in diesen Worten finden könne und sagte dann: Er spreche von seiner Königin Katharina, der Gemahlin seines gnädigen Herrn und Königs. – Ob der Lord denn nicht wisse, daß Katharina seine Frau nicht sei und niemals gewesen sei? rief nun Heinrich. Aber diese Frage schien nicht in das Ohr des alten Edelherrn zu dringen; auch die geduldige Wiederholung nützte nichts, noch immer saß Rutland verständnislos da, bis im König stürmische Heiterkeit die Gereiztheit überwand: Man werde doch nie klug aus England, rief er in die Halle hinein: auf dem Lande draußen lebten noch Leute, die wie die Dachse das Jahrhundert verschlafen hätten und womöglich noch morgens und abends für den Heiligen Vater beteten; er wolle wetten, es gäbe Menschen in England, die von Wilhelm dem Eroberer noch nichts gehört hätten. Und nun ganz nah an den verdutzten Zuhörer heranrückend, ihm den Arm um die Schultern legend und zuweilen auf den Schenkel schlagend, erklärte der König alles, was in den letzten wildbewegten Jahren geschehen war: wie er zu seinem unaussprechlichen Kummer habe entdecken müssen, daß seine Ehe mit Katharina, der Witwe seines

Bruders Arthur, gegen Gottes heiligen Willen verstoßen habe, niemals rechtsgültig und daher ein allgemeines Ärgernis gewesen sei; wie der Papst sich zum Anwalt dieser Sünde gemacht und er, der König, England endlich aus den räuberischen Klauen des Römers gerissen habe; wie ihm Gott zu seinem und seines Volkes Heil eine engelhafte Frau gesandt habe, die ihm anvermählt sei, Englands Thron mit ihm teile und England nun endlich den ersehnten Thronerben schenken werde.

Aber der Lord schien von alledem nichts zu verstehen; das könne er nicht begreifen, erklärte er kopfschüttelnd, daß sein Vater und seines Vaters Vater und alle, die neben dem Schlosse Rutland im Gewölbe der Kapelle ruhten, und daß auch seines Königs Vater und Vatersvater und erlauchte Ahnen in Irrtum und Torheit gelebt hätten, indem sie den Heiligen Vater verehrten und an seine Hoheit glaubten; ihm gehe nichts anderes in den Kopf, als was seine Väter gedacht, und wo sie verehrt und gekniet hätten, da wolle er auch verehren und knieen; denn er sei nicht klüger als sie. Mehr könne man von ihm nicht fordern; bis in dieses sein neunzigstes Jahr sei er nichts weiter gewesen als der Dienstmann seiner erlauchten Königin Katharina nach seines Königs Willen. Heinrich hielt plötzlich inne, als werde er aufgerüttelt aus einem Traume oder als sei ihm endlich die im geheimen gefühlte Fragwürdigkeit seiner Gründe offenbar geworden; mit einer heftigen Bewegung schob er gleichsam die Schatten beiseite, die er vergeblich herbeigerufen; dann legte er seinem Gast die Hand auf die Schulter: „Lord Rutland, Ihr sollt Euch in Euern hohen Jahren nicht noch an den Wandel der Welt gewöhnen; für Euch soll sie bleiben, wie sie gewesen ist. Vielleicht ist sie auch besser gewesen, so wie sie einmal war. Und auch die Krone sollt Ihr behalten, solange Ihr lebt, und meinetwegen dürft Ihr daran glauben, daß Katharina noch Eure Königin ist, obwohl sie nie ein Recht auf diesen Namen hatte. Aber sie hat einen guten Diener in Euch; und der Diener zeugt ja wohl für seinen Herrn."

Er gab Anweisung, für den Gast ein Zimmer zu rüsten und für

seine Ruhe zu sorgen; dann führte er ihn selbst aus dem Saale durch Kammern und Gänge, ihm in einer fast knabenhaften Freude Gemälde, Teppiche, Silbergeschirre zu zeigen, die er erworben, die Gemächer, die er hatte anbauen und in dem von ihm beliebten pomphaften Stile ausstatten lassen. Rutland ließ es nicht an Bewunderung fehlen; eben wollten sie in einem über der blausilbernen Themse hochgelegenen Balkonzimmer umkehren, das mit Marmortischen und üppigen Götterbildern allzu reich bedacht war, als Heinrich, eine sonderbare Mischung von Argwohn und verschmitzter Neugierde auf dem Gesicht, sich an eine schmale anstoßende Tür heranschlich, um sie plötzlich aufzustoßen: eine schlanke blasse Frau wurde sichtbar, deren feiner Nacken sich unter der Überfülle schweren Haares neigte; sie lehnte sich an einen Tisch, an dessen anderem Ende William Norris stand, scheinbar in einer leidenschaftlichen Beteuerung seiner Dienstbereitschaft begriffen. Der Lord sah noch, wie die purpurne Blutwelle furchtbarsten Zornes das Gesicht des Königs verdunkelte; wie Annas Züge unter einer so namenlosen Angst erstarrten, daß er zum ersten Mal Mitleid fühlte mit dem jungen Weibe, das er bisher nur nach seinem ihm tief verhaßten Namen gekannt. Im Balkonzimmer zurückbleibend, hörte er den verworrenen, sich überstürzenden Zornausbruch des Königs, ein paar wie Schreie und Bitten vorgestoßene Entschuldigungen Annas, die sich auf ihre trostlose Verlassenheit, des Königs seit langem rätselhaft verändertes Wesen, den Mangel eines jeden treuen Dieners und Beraters berief; dazwischen vernahm er das verzweifelte Schluchzen des jungen Norris, dann die Worte des Königs: „Die Krone, wem sie gebührt!!" Schwer atmend, keines Wortes mächtig, kehrte der Herrscher zurück, den Gast in sein Zimmer zu führen.

Als am andern Morgen Rutlands Kutsche wieder vorfuhr, wagten die Stallburschen kaum, den Mund zu verziehen; das Vorgefühl eines vernichtenden Unwetters lastete auf dem Königshof. Der Lord ließ langsam fahren; er spürte keine Genugtuung, nur Trauer um seinen König, dessen Herz sich ihm noch einmal er-

öffnet hatte – vielleicht, ehe es für immer unter sich häufendem Unrecht verbittern und den dunklen Gewalten anheimfallen würde. So kam er erst am dritten Tage wieder vor das Schloß seiner Herrin; der Herbst, der lange schon bereit gewesen, hatte inzwischen die Parkmauern erstiegen. Die Bäume streiften im letzten kühlen Licht ihr Laubgepränge ab, als seien sie längst schon müde gewesen, es zu tragen. Unter verhangenen Fenstern stand das Portal offen; als der greise Diener die Treppe emporstieg, hörte er, wie im obern Saale eine Stimme Totengebete vorsprach und andere unter Schluchzen nachbeteten. Der Lord tastete sich die letzten Stufen hinauf; im Saale ruhte die in der vergangenen Nacht verschiedene Königin unter dem Doppelwappen der Häuser Tudor und Aragon.

Nachdem er lange für seine Herrin gebetet, reiste der nun allen Dienstes ledig gewordene Diener in sein Schloß zurück. Er wußte, daß sich das Tor zum letzten Mal vor ihm öffnete; keines Menschen Stimme würde ihn noch einmal hinausrufen in die sich haltlos wandelnde, dem Abgrund zurollende Welt. Im Durchschreiten der Halle erinnerte er sich des törichten William Norris, über dessen Haupt das Schwert schon hing. Dann ging er weiter durch Kammern und Gang, bis er vor das Turmzimmer kam, dessen Schlüssel er bei sich trug. Er öffnete das runde, unter starken Gewölberippen dämmernde Gemach; der Kronenschrein stand unversehrt auf dem Tische. Ermattet von der Anstrengung der letzten Tage zog Rutland einen Stuhl heran und setzte sich nieder; dann öffnete er behutsam das Schloß und bog den gewölbten Deckel der Truhe zurück. Die Krone leuchtete auf dem dunklen Tuch, mit dem das Fach ausgeschlagen war; und der Kronenwächter saß lange vor seiner Herrin unentweihtem Kleinod, dessen Widerschein sich über sein Antlitz verbreitete.

*

Neidhart von Reuental

Der meie der ist rîche:
Er füeret sicherlîche
den walt an sîner hende.
der ist nû niuwes loubes vol;
  der winter hât ein ende.

„Ich fröwe mich gegen der heide,
der liehten ougenweide
diu uns beginnet nâhen"
sô sprach ein wolgetâniu maget:
  „die wil ich schône enpfâhen.

Muoter, lâtz âne melde.
jâ wil ich komen ze velde
und wil den reien springen.
jâ ist ez lanc daz ich diu kint
  niht niuwes hôrte singen."

„Neinâ, tohter, neine!
ich hân dich alterseine
gezogen an mînen brüsten:
nû tuo ez durch den willen mîn,
  lâz dich der man niht lüsten."

„Den ich iu wil nennen
den muget ir wol erkennen.
ze dem sô wil ich gâhen:
er ist genant von Riuwental:
  den wil ich umbevâhen.

Ez gruonet an den esten
daz alles möhten bresten

die boume zuo der erden.
nû wizzet, liebiu muoter mîn,
ich volge dem knaben werden.

Liebiu muoter hêre,
nâch mir sô klaget er sêre.
sol ich im des niht danken?
er spricht daz ich diu schoenste sî
von Beiern unz in Vranken."

âne melde = unverraten – alterseine = ganz allein – allez = ganz und gar – bresten = brechen – unz = bis

*

Gertrud von le Fort / Die Vöglein von Theres

Eine Legende

In den Tagen, da man König Ludwig, seines Namens „das Kindlein", zu Forchheim krönen wollte, floß der Regen in Strömen hernieder. Da nun die Großen des Reiches, die sich auf der Burg Theres am Main gesammelt hatten, gen Forchheim aufbrachen, scherzten sie untereinander: „Sehet, der Himmel hält es mit uns und nicht mit dem Kindlein; er läßt die Straße zu Wasser werden – wir fänden leicht einen Grund, nicht zur Huldigung zu reiten!" Andere aber erwiderten hochmütig: „Der Himmel brauchte sich nicht zu bemühen – was soll dieses kleine Kind uns schaden? Es ist von Geburt an ein elendes Kindlein gewesen – wir werden uns bald wieder zu Forchheim versammeln müssen." Noch andere aber sprachen: „Wir werden uns niemals wieder zu Forchheim versammeln, denn das Reich des Großen Karl ist siech wie dieses Kindlein. Wahrlich, sein Krönungstag ist ein guter und glücklicher für die Großen des Reiches, denn er wird der letzte sein." Alsdann blickten sie alle den jungen Heinrich von Sachsen an, den sein herzoglicher Vater gen Forchheim zur Krönung entsendet

hatte, der ritt da neben ihnen her in der jungen Herrlichkeit seiner zwanzig Jahre, die Augen so freimütig und hell, als ob er ihrer aller Bruder sei, dem sie bis ins tiefste Herz blicken dürften, und doch so klug und besonnen, daß ihm keiner hineinblickte. Also war es ihnen jedesmal, wenn sie mit ihm sprachen, als schweife ihr Blick über die weite, lichte Ebene von Sachsenland, die lag da so offen und gleichsam ohne Grenzen vor ihnen; nur über dem fernen Harzgebirge hing ein leichtes, brauendes Gewölk wie ein Nebelfetzen der vergangenen Nacht – da konnten sie nicht hindurchblicken.
Sie hätten aber gar zu gern gewußt, wie er über die Krönung zu Forchheim denke, und ob er wohl einer der ihren sei, oder von seines Vaters Art und Sinn – denn es war doch bekannt, daß Herzog Otto allezeit sprach: „Wir Sachsen sind als die Letzten in das Reich eingegangen, darum müssen wir die ersten sein, die zu ihm stehen – wir haben das Reich vollendet!" Aber sie konnten niemals aus dem jungen Heinrich herausbringen, was sie wissen wollten. Da sprachen sie untereinander: „Wenn wir es doch ohne Unschicklichkeit einrichten könnten, daß er einmal an Verden an der Aller denken müßte, alsdann würden wir an seinem Gesicht erkennen, woran wir mit ihm sind."
Sie merkten aber nicht, daß der junge Heinrich selbst an Verden an der Aller dachte, weil sie ja nicht durch das dampfende Gewölk über dem Harzgebirge blickten. Denn der junge Heinrich war nicht eins mit seines Vaters Sinn, sondern er war eins mit seiner eigenen Jugend und mit der frühen Jugend seines Stammes – dieselbe steht in jedem jungen Sachsen immer wieder auf, solange der Sachsenstamm lebt – also glühte seine Seele für Herzog Widukind und für die erschlagenen Helden, und sooft ihm die Großen auf dem Ritt gen Forchheim die versteckte Frage nach der Krönung stellten, lauschte er zu den bunten Finken und Meisen hinüber, die in den Bäumen am Weg saßen, als ob er die Frage der Großen gar nicht vernommen hätte. In seinem Herzen aber sprach er: „Ich reite hier überhaupt nicht zur Krönung, sondern ich reite hier, weil mein Vater mich sendet: es ist niemand über mir, denn

der Sachsen Herzog! Was geht mich das Frankenreich an? Für dasselbe haben meine Väter den Kopf auf den Henkerblock legen müssen, und ihr Tod ist noch immer nicht gesühnt! Wollte Gott, ich säße daheim an meinem Vogelherd!"

Er wußte aber wohl, daß ihn die Großen „den Vogler" nannten, „denn", so sprachen sie unter sich, „wir erfahren eigentlich immer nur von ihm, daß er Vöglein stellt". Einige aber sprachen auch: „Wir erfahren nicht einmal dieses, denn es sieht zuweilen aus, als stellte nicht er die Vöglein, sondern die Vöglein stellten ihn – denkt doch an die Tage auf der Burg Theres, da uns die Babenberger zum Vogelfang einluden! Wißt Ihr, warum seine Netze immer voller waren als die euren? Es scheint uns, so ist es bei ihm mit allen Dingen – oder müssen wir ihm nicht gut sein, obwohl er doch unserer Frage immerdar ausweicht?" –

Indessen waren sie nun aber zu Forchheim angekommen und ritten in den Königshof ein. Da führte man eben von der anderen Seite das Kindlein herzu; es wurde geleitet vom Bischof Hatto von Mainz und dem Konradiner von Weilburg, die waren Vormünder des Kindes und sprachen auch in ihrem Herzen: „Wahrlich, es ist ein guter und glücklicher Tag, denn was bedeutet es, wer die Krone trägt – wer sie halten und stützen kann, derselbe ist König." Also ließen sie ihre Reisigen schwer bewaffnet vor dem Kindlein herziehen, die Speere drohend aufgereckt gleich eisernen Fahnen und Wimpeln – es sah aus, als führten sie das Kindlein in Gefangenschaft zur Krönung, oder als meinten sie, es wider die anderen Großen verteidigen zu müssen.

Man wollte es vom Pferde heben: es lugte unter seinen Nerzen und Zobeln verfroren und verblasen aus den Armen einer königlichen Kammerfrau hervor. Der Konradiner trat selbst herzu, um es in seinen Armen zu empfangen, aber als er nun der königlichen Kammerfrau winkte, es ihm gleich einer kleinen Puppe vom Pferde zu reichen, da brach hinter dem schweren Pelzwerk ein dünnes Stimmlein hervor, das schrie zornig: „Laß, laß! König Ludwig will allein vom Pferde steigen!"

Da blickten die Großen einander lächelnd an, denn sie hatten bereits sagen hören, daß es ein herrisches Kindlein sei, in all seiner Schwachheit und Elendigkeit doch wie ein kleiner König, eifersüchtig darauf bedacht, ob ihn wohl jedermann als solchen erkenne, auch Bischof Hatto und dem Konradiner gram, als wittere es, daß diese an seiner Stelle die königliche Gewalt darstellen wollten. Das schien den Großen recht lustig und tröstlich, denn sie gönnten Bischof Hatto und dem Konradiner den Groll des Kindes.
Indessen zerrte dieses mit seinen kleinen, verfrorenen Händen an den Nerzen und Zobeln und konnte sich doch nicht daraus hervorarbeiten, geschweige denn allein vom Pferde steigen. Aber nun half ihm der Konradiner nicht, denn er wollte vor den Großen damit prunken, daß er Gewalt über das Kind habe. Alsbald ward dieses inne, daß es ihn bitten sollte – es bat aber mitnichten, sondern hastete und hungerte mit seinen Augen von einem der Großen zum anderen, ob ihm denn niemand zu Hilfe eile. Da lachten die Großen abermals, rührten aber keine Hand, denn sie wollten, der Konradiner solle nachgeben und sich vor ihren Augen dem Kindlein beugen – das hätte ihnen wiederum herzlich wohlgetan! Also wogte da zwischen ihm und ihnen der Kampf über das ohnmächtige Kind hinweg: das fragte und flehte mit seinen Augen immer trotziger und angstvoller – war schier, als werde es vor dem Lächeln der Großen noch kleiner und winziger denn zuvor und möchte vor Scham nun am liebsten wieder unter den Mantel der königlichen Kammerfrau schlüpfen. Aber da stieß sein verzweifelter Blick auf den jungen Heinrich: der lachte nicht wie die anderen, sondern jetzt sah er wirklich aus, als ob er an Verden an der Aller denke – an den gewaltigen und gewalttätigen Kaiser, der seiner Väter Häupter auf den Henkerblock gezwungen hatte – also blickte er das ohnmächtige Kindlein so ehrfürchtig an, als ob er der Gerechtigkeit Gottes ins Antlitz blicke.
Indem sah man plötzlich von dem ganzen Kindlein nichts mehr denn zwei übergroße Augen, die schienen da auf einem Spiegelbild zu ruhen, daran sein verwundeter Stolz sich gesund und satt trank:

es blickte so königlich, als habe sich ihm einer zu Füßen geworfen! Aufstrahlend wie eine kleine Majestät vom Thron herab winkte es dem jungen Heinrich zu: „Komm! Komm! Du darfst König Ludwig vom Pferd heben!“

Da wurde der junge Heinrich purpurrot wie der morgendliche Himmel von Sachsenland, wenn die Sonne noch zögert, über den dampfenden Bergen des Harzes emporzusteigen, aber er trat doch ritterlich herzu und half dem blassen Kind aus dem Sattel: also stieg dasselbe zu ihm nieder wie die Gerechtigkeit Gottes.

An diesem Abend sprachen die Großen untereinander: „Das Kindlein ist ihm ins Netz geflogen wie die Vöglein von Theres – sahet ihr, wie zutraulich es den Kopf an seine Brust duckte, da er es aufhob? Der Konradiner aber hat das Nachsehen gehabt, darum wollen wir nun das Kindlein um so freudiger krönen.“ Und also krönten sie es am folgenden Morgen.

Man hob es wie eine kleine, schwer geschmückte Puppe vom Thron herunter, darauf es die Huldigung der Großen empfangen hatte, und führte es durch das Schiff der Kirche, um es dem draußen versammelten Volk zu zeigen. Es ging zwischen Herrn Hatto von Mainz und Herrn Alberico von Augsburg, die hatten es gesalbt und ihm die Krone aufgesetzt. Ihre steifen, goldenen Bischofsmäntel starrten zu beiden Seiten über dem Kindlein empor wie die Gewalttätigkeit der Stammesfürsten über der versunkenen Königskrone – es sah aus, als ginge die Krone zwischen ihnen auf dem Boden einher. Auch schwankte sie heftig, denn sie war zu weit für des Kindes Haupt, obwohl man einen Teil des langen, lichten Knabenhaares zu Zöpfen geflochten und wie bei einem kleinen Mägdlein aufgesteckt hatte, damit die Krone daran Halt gewinne.

Der Konradiner von Weilburg ging einen Schritt hinter den Bischöfen und stützte mit der Rechten die wankende Krone, daß sie des Kindes Stirn nicht erdrücke oder über sein Gesicht herabfalle – so hatte er es mit den Bischöfen verabredet.

Der Konradiner sah großmütig auf das Kindlein nieder: es atmete schwer unter der Wucht des königlichen Ornats, noch ganz

verschüchtert und betäubt von der langen Zeremonie. Aber da nun der Zug an den Ausgang der Kirche gelangte und das warme Sonnenlicht ihm bereits entgegenströmte, kam es wieder zu sich und faßte Mut. Es wandte den Kopf nach dem Konradiner um, und alsbald sprang ihm das blasse Rot eines frühreifen Äpfelchens über die Wangen, also erschrak der Konradiner ein wenig, denn er kannte ja des Kindes Eifersucht und fürchtete, daß es sich des gestrigen Tages erinnere. Indem flüsterte es auch schon bitterböse: „Laß, laß! König Ludwig will die Krone allein tragen!"
Da wurde dem Konradiner himmelangst, denn er konnte doch nicht hier im feierlichen Krönungszug mit dem Kindlein kämpfen! Er ließ also, um es zu beruhigen, wirklich die Krone los, meinend, sie werde sich wohl einen Augenblick lang ohne seine Hand halten können. Aber da sank sie auch bereits über das Gesicht des Kindes nieder, daß dieses sie nun gleich einem Mühlstein am Halse trug. Der Konradiner wollte sie sogleich wieder emporziehen, allein das Kind, blaß vor Zorn, biß in die Lippen, preßte sie mit tobenden Fäustchen an sich, als ob es sie gegen seinen Todfeind verteidigen müsse.
In diesem Augenblick trat der Zug aus der Pforte der Kirche hervor auf den grünen Rasenplatz, wo das Volk in Ungeduld seiner harrte. Die Bischöfe in ihren goldenen Mänteln schritten so unbewegt und hoheitsvoll einher, als ob sie eben die Majestät des Großen Karl gekrönt hätten, also rief bei ihrem Anblick alles voller Freude: „Vivat Lodovicus! Vivat amen!" Aber plötzlich bemerkte das Volk die herabgefallene Krone am Halse des Kindleins – sie hing allda, als wolle sie es erdrosseln. Und augenblicklich entschwieg alles wie gelähmt vor Schrecken.
Da erhob ein uralter Mann aus der Menge seine Stimme und rief: „Oh, du gewaltiger Kaiser Karl, nun bist du dein eigener Enkel geworden! O du großmächtige Majestät des Reiches, nun bist du nichts mehr denn eitel Ohnmacht!" Alsdann begann er laut zu weinen, und das ganze Volk weinte mit ihm.
Da packte den Konradiner der lichte Zorn, denn es war nicht sein Wille, das Volk über die Schwäche des Kindes sinnen zu lassen,

sondern es sollte in Gehorsam und freudiger Zuversicht verharren. Er rief mit blitzenden Augen zu dem alten Mann hinüber: „Ich will dir zeigen, wie hoch und erhaben die Majestät des Reiches ist!" Und dann noch einmal über das ganze Volk hinweg: „So hoch und erhaben ist die Majestät des Reiches!" Und ehe das Kindlein sichs versah, stand es droben auf der Schulter des Konradiners wie auf einem Postament hoch über der aufjauchzenden Menge und allen Großen des Krönungszuges. Der Konradiner hielt es mit der einen Hand fest, mit der anderen wollte er wieder nach der Krone greifen, um sie dem Kind gewaltsam aufzusetzen, daß es vollends triumphiere. Doch schon hatte dieses den Kopf selbst durch den goldenen Reifen gezwängt; die bebenden Fäustchen daran festklammernd, hob es die Krone mit beiden Armen über seinen Kopf empor, als wolle es mit ihr, gleich einem Vögelein, in die Lüfte entkommen. Aber da entfärbte sich auch bereits sein Antlitz: das Gewicht in seinen Händen war zu schwer – die Krone des Großen Karl begann wie Espenlaub zu zittern.
Und plötzlich umringten alle Großen im Königszug mit ausgestreckten Händen den Konradiner, denn sie dachten angesichts des Volkes allesamt wie er; da sah man den jungen Heinrich, ganz allein stehen geblieben, wie er in seiner staunenden und schier andächtigen Ehrfurcht vor dem Gericht Gottes wiederum das Kindlein anblickte: denn nun war es doch an dem, daß die Krone des Großen Karl, gleichsam das goldene Herrscherhaupt seines Reiches, in den Staub rollen sollte, wie die Häupter der Erschlagenen bei Verden an der Aller! Und da schrie auch schon das ganze Volk in einmütigem Entsetzen auf: Franken und Sachsen, Schwaben und Bayern – also war es dem jungen Heinrich, als sähen sie bereits von den Grenzen her allerorten die Ungarn und die anderen wilden Völkerschaften in das Reich jagen!
Indem berührten die Schauer des Gerichtes, das sich da vor seinen Augen begab, die Urkraft seines Stammes und stießen gleichsam durch seine Knabenjahre hindurch, daß da plötzlich der Mann in ihm bloßlag. Der vernahm in seinem Herzen einen ganz neuen und

doch wohlbekannten Laut, so als habe seine Seele nun die Stimme gewechselt und spreche: „Hat uns etwa das Schwert des Großen Karl in das Reich gezwungen, damit alles zugrunde gehe? Alsdann wären ja unsere Väter bei Verden umsonst gestorben! Wahrlich dieses Gericht spricht den Großen Karl frei – er hat unsere Kraft gebraucht!"

Aber indem er das vernahm, wurde er inne, daß er ja gar nicht dem Gericht, sondern einem kleinen wächsernen Gnadenbild ins Antlitz blickte, denn nun hatte das Kindlein ihn erblickt! Sein zorn- und furchtverzerrtes Gesicht – es verteidigte immer noch mit letzter Kraft die zitternde Krone – löste sich, lächelte, wurde lieblich. Die Arme gegen den jungen Heinrich ausstreckend, ließ es totenblaß, wie eine kleine sterbende Majestät, die Krone fallen: sie rollte zwischen den aufgeregten Großen hindurch bis hart vor die Füße des jungen Heinrich. Er blickte einen Augenblick verwirrt auf sie nieder, dann war es, als steige nun wirklich die Sonne über dem Harzgebirge empor: erglühend wie in seinem eigenen Morgenrot und doch wie im Gehorsam eines Dienstes beugte sich seine junge Herrlichkeit zu der Staubbedeckten herab und hob sie auf.

An diesem Abend sprachen die Großen untereinander: „War es nicht, als ob ihm die Krone zufliege wie die Vögelein von Theres – gebet acht, ob wir sie nicht noch einmal auf seinem Haupt erblicken und allesamt seine Vöglein werden müssen!"

Achtzehn Jahre später aber zu Fritzlar, da man Heinrich von Sachsen wirklich zum König erwählt hatte, da wollte er sich nicht krönen lassen, sondern er sprach zu den versammelten Bischöfen und Großen: „Diese Krone ist zu mir gekommen, nicht daß ich sie aufsetze, sondern daß ich sie aufhebe – es genügt mir, wenn ich sie in meinen Händen trage." Darum erzählt sich das Volk bis auf den heutigen Tag: König Heinrich, seines Namens „der Vogler", ist nicht an seinem Haupt gekrönt worden wie andere Könige, sondern er ist an seinen Händen gekrönt worden – mit denselben hat er die deutsche Königskrone aus dem Staub gehoben.

*

An Auguste Gräfin zu Stolberg-Stolberg

Der Brief ist in Lili Schönemanns Stube im Haus ihres Oheims d'Orvilles geschrieben.

Offenbach, den 3. August 1775.

Gustchen! Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! – Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem stroheingelegten bunten Schreibzeug – da sollten feine Briefchen ausgeschrieben werden, und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! Gustchen! Ich nehme vor einer Viertelstunde Ihren Brief aus der Tasche, ich les ihn! – Vom 2. Juni! und Sie bitten, bitten, um Antwort, um ein Wort aus meinem Herzen! Und heut der 3. August, Gustchen, und ich habe noch nicht geschrieben. – Ich habe geschrieben, der Brief liegt in der Stadt angefangen. O mein Herz – Soll ichs denn anzapfen, auch Dir, Gustchen, von dem hefetrüben Wein schenken! – Und wie kann ich von Fritzen reden, vor Dir, da ich in seinem Unglück gar oft das meine beweint habe. Laß, Gustchen! Ihm ist wohler wie mir – Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange, Gustchen und Sie so weit. Ich habe mich so oft nach Norden gewandt, nachts auf der Terrasse am Main, ich seh hinüber, und denk an Dich! So weit! So weit! – Und dann Du und Fritz, und ich! Und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben. – Aber jetzt will ich nicht aufhören, bis jemand an die Türe kommt und mich wegruft. – Und doch, Engel, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen der größt ist, ruf ich aus, ruf ich Dir zu: Getrost! Getrost! Ausgeduldet, und es wird wer-

den. Du wirst Freude an Deinen Brüdern haben, und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ists, die uns aufblasen wird zum Brand, in dieser Not werden wir um uns greifen, und brav sein, und handeln, und gut sein, und getrieben werden, dahin, wo Ruhesinn nicht reicht. – Leide nicht vor uns! – Duld uns! – Gib uns eine Träne, einen Händedruck, einen Augenblick an Deinen Knieen! Wische mit Deiner lieben Hand diese Stirn ab! Und ein Kraftwort, und wir sind auf unsern Füßen.

Hundertmal wechselts mit mir den Tag! O wie war mir so wohl mit Deinen Brüdern! Ich schien gelassen, mir wars weh für Fritzen, der elender war als ich, und mein Leiden war leidlicher. Jetzt wieder allein. –

In ihnen hatte ich Sie, bestes Gustchen, denn Ihr seid eins in Liebe und Wesen. Gustchen war bei uns und wir bei ihr! – Jetzt – nur Ihre Briefe! – Ihre Briefe! – und nur dazu – Und doch brennen sie mich in der Tasche – doch fassen sie mich wie die Gegenwart, wenn ich sie in glücklichem Augenblick aufschlage – aber manchmal – oft sind mir selbst die Züge der liebsten Frendschaft tote Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub – Engel, es ist ein schrecklicher Zustand die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit – Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das all – Wie wohl ist mirs, daß ich so mit Ihnen reden kann, wie wohl bei dem Gedanken, sie wird dies Blatt in der Hand halten! Sie! dies Blatt! das ich berühre, das jetzt hier auf dieser Stätte noch weiß ist. Goldnes Kind! Ich kann doch nie ganz unglücklich sein. Jetzt noch einige Worte – Lang halt ichs hier nicht aus, ich muß wieder fort – Wohin! –

– –

Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! – Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden



Marianne von Willemer
Pastellbild von Johann Jakob de Loose. Um 1809

Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen, und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen – – –

Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Von der Schlacht bei Bergen haben Sie wohl gehört. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Turn, das jetzt für mich so leer ist als mit Besemen gekehrt, da rechtsauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter. – Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel.

NB. Heut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln, und Pappedeckel, zu Hauben und Hüten – Ich hör ihre Stimme – – Ich darf bleiben, sie will sich drinne anziehen. – Gut, Gustchen, ich habe Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben – – Lili war verwundert, mich da zu finden, man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schriebe. Ich sagts ihr. Adieu, Gustchen! Grüßen Sie die Gräfin Bernstorff! Schreiben Sie mir! Die Silhouette werden Ihnen die Brüder geschickt haben. Lavater hat die vier Haimonskinder sehr glücklich stechen lassen.

Der Unruhige.

Lassen Sie um Gottes willen meine Briefe niemand sehn!

An den Herzog Karl August

Leipzig, den 25. März 1776.

Lieber Herre, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderlich worden beim Nähern, davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, streifröckigen, krummbeinigen, perückengeklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die feiertagsberockte, allmodische, schlankliche, vieldünkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende, grinsende, schnäbelnde und schwumelnde Mägdlein, und gegen die hurenhafte, strotzliche, schwänzliche und finzliche junge Mägde aus-



nimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Toren als am Marien-Tags-Feste entgegnet sind. Dagegen präserviert mein Äußeres und Inneres der Engel, die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen. Sie grüßt und Steinauer nach Maßgabe ihres Beileids über Hochdero Außenbleiben und so weiter. Ich bin seit vierundzwanzig Stunden (denn es ist netto abends achte) nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen, über- und unsinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken-Zwirn auf und abgewickelt, diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade, lieber gnädiger Herr! – Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie liebhabe. NB.: Bleibe das wahre Detail zur Rückkunft schuldig, als da sind pp. G.

An Charlotte von Stein

Rom, den 7. November 1786.

Laß Dichs nicht verdrießen, meine Beste, daß Dein Geliebter in die Ferne gegangen ist, er wird Dir besser und glücklicher wiedergegeben werden. Möge mein Tagebuch, das ich bis Venedig schrieb, bald und glücklich ankommen; von Venedig bis hierher ist noch ein Stück geworden, das mit der Iphigenie kommen soll; hier wollt ich es fortsetzen, allein es ging nicht. Auf der Reise rafft man auf, was man kann, jeder Tag bringt etwas, und man eilt auch darüber zu denken und zu urteilen. Hier kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt und man doch von dem Tage nichts zu sagen wagt.

Auf dem beiliegenden Blatte habe ich etwas geschrieben, das Du auch den Freunden mitteilen kannst; für Dich allein behalte die Versicherung, daß ich immer an Dich denke und von Herzen Dein bin. Ein großes Glück ist mir, mit Tischbein zu leben und bei ihm zu wohnen, in treuer Künstlergesellschaft, in einem sichern Hause, denn zuletzt hatt ich doch des Wirtshauslebens satt.

Wenn Du mit Deinem Auge und mit der Freude an Künsten die Gegenstände hier sehn solltest, Du würdest die größte Freude

haben, denn man denkt sich denn doch mit aller erhöhenden und verschönernden Imagination das Wahre nicht.
Ich bin recht wohl. Das Wetter ist, wie die Römer sagen, brutto, es geht ein Mittagwind (Sirocco), der täglich mehr oder weniger Regen bringt. Mir aber ist diese Witterung nicht unangenehm, es ist warm dabei, wie bei uns im Sommer regnichte Tage nicht sind.
Rom ist nur ein zu sonderbarer und verwickelter Gegenstand, um in kurzer Zeit gesehen zu werden, man braucht Jahre, um sich recht und mit Ernst umzusehn. Hätte ich Tischbein nicht, der so lange hier gelebt hat und, als ein herzlicher Freund von mir, so lange mit dem Wunsche hier gelebt hat, mir Rom zu zeigen, so würde ich auch das weder genießen noch lernen, was mir in der kurzen Zeit beschert zu sein scheint; und doch seh ich zum voraus, daß ich wünschen werde anzukommen, wenn ich weggehe. Was aber das Größte ist und was ich erst hier fühle: wer mit Ernst sich hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Mir wenigstens ist es so, als wenn ich alle Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Welche Freude wird mirs sein, Dich davon zu unterhalten.
Nun warte ich sehnlich auf einen Brief von Dir und werde Dir öfters schreiben. Du nimmst mit wenigem vorlieb, denn abends ist man müde und erschöpft vom Laufen und Schauen des Tags. Bemerkungen zeichne ich besonders auf, und die sollst Du auch zu seiner Zeit erhalten.
Wo man geht und steht, ist ein Landschaftsbild aller Arten und Weisen, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildnis, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zusammen auf ein Blatt zu bringen. Doch werd ich wenig zeichnen, die Zeit ist zu kostbar, ob ich gleich lernen und manches mitbringen werde.
Leb wohl! Der Herzog wird nun einen Brief von mir haben und Du auch, die den vierten abgegangen sind.
Leb wohl! Grüße die Deinen! Liebe mich! Empfiehl mich dem Herzog und der Herzogin!
Geht ab den 11. November.



Goethe und Schiller waren sich im Juli bei einer Unterhaltung in Jena näher gekommen. Schiller lud ihn zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift „Die Horen" ein und schrieb ihm den großen, Goethes Wesen deutenden Brief vom 23. August.

Ettersburg, den 27. August 1794.

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Teilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klargemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr

deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe, bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman [Wilhelm Meisters Lehrjahre], wenige Wochen vor Ihrer Einladung, an Unger gegeben, und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht, daß er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das einzige, was ich noch habe, das Masse macht und das eine Art von problematischer Komposition ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Aushängebogen beisammen sind. Die Schrift ist schon so lange geschrieben, daß ich im eigentlichsten Sinne jetzt nur der Herausgeber bin.

Wäre sonst unter meinen Ideen etwas, das zu jenem Zweck aufgestellt werden könnte, so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen, und die Ausführung sollte uns nicht aufhalten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise.

Goethe

An Schiller

Weimar, den 22. Juni 1797.

Da es höchst nötig ist, daß ich mir in meinem jetzigen unruhigen Zustande etwas zu tun gebe, so habe ich mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiter zu bringen, indem ich das, was gedruckt ist, wieder auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponiere und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal, in schlafloser Nacht, durchzu-

denken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eignen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten.
Da die verschiednen Teile dieses Gedichts, in Absicht auf die Stimmung, verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordinieren, da übrigens die ganze Arbeit subjektiv ist: so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten imstande.
Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht, und die Umstände raten mir, in mehr als in einem Sinne, eine Zeit lang darauf herum zu irren.
Das Interessante meines neuen epischen Plans [„Novelle"] geht vielleicht auch in einen solchen Reim- und Strophendunst in die Luft, wir wollen es noch ein wenig kohibieren lassen. Für heute leben Sie recht wohl! Karl war gestern in meinem Garten, ohngeachtet des üblen Wetters, recht vergnügt. Ich hätte gern Ihre liebe Frau, wenn sie hier geblieben wäre, mit den Ihrigen heute abend bei mir gesehen. Wenn Sie sich nur auch einmal wieder entschließen könnten, die jenaische Chaussee zu messen. Freilich wünschte ich Ihnen bessere Tage zu so einer Expedition.

G.

An Zelter

Am 16. November hatte Goethe die Nachricht von dem am 27. Oktober in Rom erfolgten Tod seines Sohnes erhalten.

Weimar, den 21. November 1830.

Nemo ante obitum beatus ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figuriert, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: „Prüfungen erwarte bis zuletzt."
Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt, mir auch nicht, und es scheinet, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man seie nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! Hatt ich Dir doch auch einmal eine solche Hiobsbotschaft als gastlichen Gruß einzureichen. Dabei wollen wir es denn bewenden lassen.
Das eigentliche Wunderliche und Bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem jünger Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiterzutragen habe.
Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrechterhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.
Weiter will ich nicht gehen, behalte mir aber doch vor, von diesem Punkte gelegentlich fortzuschreiten. Meine herzlichsten, dankbaren Grüße an alle so treulich Teilnehmende.

Treu angehörig

J. W. v. Goethe

Aus: Goethes schönste Briefe (Insel-Bücherei)

*

Griechische Lyrik

Simonides

Treu für immer verbleibt kein Gut uns Sterblichgebornen;
drum voll göttlichen Sinns sprach der chiotische Greis:
„Gleichwie die Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen."
Aber wie wenige nur, die es mit Ohren gehört,
wahrten im Busen das Wort! Denn jeglichen gängelt die Hoffnung,
Männern und Knaben zugleich wurzelt sie tief in der Brust.
Blühet dem Sterblichen noch holdselig die Blume der Jugend,

sinnt er mit leichtem Gemüt vieles von nichtiger Art;
nimmer des Alters gedenkt er alsdann und nimmer des Todes,
noch in der Fülle der Kraft ist er um Krankheit besorgt.
O leichtfertige Toren, verblendete, die da vergessen,
wie so beflügelten Schritts Jugend und Leben entfliehn!
Doch du, präg es dir ein, und bis du scheidend am Ziel stehst,
pflege mit treuem Gemüt jeglichen schönen Genuß!

Bakchylides: Meerfahrt des Theseus

Durchs kretische Meer hin rauschte des Schiffes
blaustrahlender Bug. Den Theseus trug es
und sieben Paare ionischer Jugend.
Gewaltig fielen die nördlichen Winde
ins weithin leuchtende Segel, sie sandte
die herrliche, kampfesfrohe Athena.

Da plötzlich ergriffen die Gluten der Kypris,
der anmutreichen, das Herz des Minos,
so daß er die Hand von der weißen Wange
des lieblichen Mädchens nicht lassen mochte.
Und Theseus sah es mit finsteren Blicken;
heftiger Schmerz durchzuckte das Herz ihm.

Er sprach: „Du Sohn des Zeus, des gewaltigen,
du lenkst nicht mehr im Zaume der Zucht
die rasche Begierde. Von schnöder Gewalttat
laß ab, o Held! Was die mächtigen Götter,
die Waage des Rechts uns zugewogen –
wir werdens erfüllen am Tage des Schicksals.
Doch bändige du die gemeine Begierde!
Wenn dich dem Zeus die Tochter Phönikiens
gebar als herrlichsten unter den Helden,
so hat dem Gotte des Meeres, Poseidon,
mich Pittheus' liebliche Tochter geboren ...

Deshalb gebiete ich: König von Knossos,
hemme die Lust, daß sie Leid nicht schaffe.
Nicht länger begehr ich, das liebliche Licht
des Tages zu schauen, wenn du dich vergreifest
an einem der Kinder. Ich weise dir lieber
die Kraft meiner Arme. Ein Gott entscheide!"

So sprach der speergewaltige Jüngling.
Die Schiffer staunten über des Helden
trotzige Kühnheit. Aber der Eidam
des Phoibos ergrimmte, und ränkesinnend
begann er: „Erhöre mich, o gewaltiger
Allvater Zeus! Wenn anders in Wahrheit
von dir mich einst die weißarmige Tochter
Phönikiens geboren – wohlan, so sende
mir jetzt vom Himmel ein deutliches Zeichen:
die flammende Ähre des zuckenden Blitzes!
Und wenn einst, Theseus, dich die Mutter
dem Erderschütterer Poseidon geboren,
sieh hier den Ring, den Schmuck meines Fingers:
auf, stürz dich hinab ins Reich deines Vaters
und hol dir zurück aus Meerestiefen
den leuchtenden Schmuck! Gleich wirst du erfahren,
ob meinem Gebete Gewährung schenke
der Gott der Blitze, der Allbeherrscher!"

Und Zeus erhörte, der Herr der Welten,
den verwegenen Wunsch. Er wollte dem Sohne
vor aller Augen die Ehre geben
und sandte den Blitz. Mit fröhlichem Mute
sah jener das Wunder und hob frohlockend
zum Himmel die Hände, der reisige Held.
„Nun, Theseus," sprach er, „du siehst hier deutlich
des Zeus Geschenk. Jetzt stürz dich hinunter

ins brausende Meer, damit der Kronide,
dein Vater Poseidon, dir Ruhm bereite,
soweit die Erde mit Bäumen bedeckt ist!"
Er sprachs. Und Theseus wankte mitnichten.
Zur festen Brüstung trat er und schwang sich
hinab in die Tiefe, sanft empfangen
vom grünen Walde der Meereswogen.
Da freute sich Minos, und weiter zu steuern
befahl er das Schiff mit dem günstigen Winde.
Doch anders waren die Wege des Schicksals.

Wohl schoß in raschem Fluge das Fahrzeug
dahin; denn mächtig wehte der Nordwind.
Wie zagte die Schar der Athenerkinder,
da rasch der Held in die Fluten hinabsprang!
Sie sahen dem bittersten Lose entgegen.
Doch sicher trugen den Helden Theseus
hinab die Delphine, die Meerbewohner,
ins Haus des Vaters, des Rossegebieters.
Er trat in die Halle der Götter, und wie er
des Nereus liebliche Kinder, die hehren
Meermaide, sah, da schrak er zusammen.
Denn heller Glanz umstrahlte die Glieder
wie leuchtendes Feuer, und durch die Locken
wehten goldgeflochtene Bänder.
Sie wandten fröhlich im Tanze die schönen
geschmeidigen Glieder. Er sah des Vaters
liebe Gemahlin, die mächtigen Augen
der Amphitrite im schönen Palast.
Sie hüllte in einen Purpurmantel
den Knaben und drückte in seine Locken
ihm einen Kranz tiefglühender Rosen,
die Wundergabe, die Aphrodite

ihr selbst gespendet am Hochzeitstage.
Verständigem Sinne ist nichts unglaublich,
was Götter bewirken: neben dem schlanken
Buge des Schiffes erschien er wieder.
Ha, wie da plötzlich die stolzen Träume
des Herrn von Knossos zu nichts zerstoben,
als unbenetzt, ein Wunder für alle,
der Held den Wassern entstieg. Es strahlten
von seinem Leibe die Gaben der Götter.
Ihm jubelten zu von bunten Sitzen
in frischer Freude die Mädchen, und brausend
wogte die See, doch die Knaben erhoben
um ihn mit lieblicher Stimme den Päan.

Pindaros

Wer einen frischen Erfolg erlost,
schwingt sich übermütig empor
aus der Fülle der Hoffnung
im Stolz seiner Größe.
Höheres noch als Schätze erstrebt er;
rasch vermehrt sich der Sterblichen Wonne,
rasch wieder sinkt sie zu Boden, erschüttert
von irrender Absicht.
Eintagsmenschen! Was seid ihr?
Was seid ihr nicht? Eines Schattens Traum
ist der Mensch. Doch naht ihm ein heller,
gottgesendeter Glanz, dann leuchtet
strahlend ein Licht den Menschen,
und leicht wird das Leben.

Aus: Griechische Lyrik. Eine Auswahl von Karl Preisendanz (Insel-Bücherei)



Josef Mühlberger

Das graue Haus mit dem goldenen Gitter

Eine Novelle

Bei seinem Spaziergange durch die herbstlichen Felder um die einsame Lehranstalt wurde dem Professor der Höheren Landwirtschaftlichen Schule, Andreas Fiedler, der Zustand seines gegenwärtigen Lebens erschreckend klar. Er blieb für eine Weile mitten auf dem schlechten Fahrweg stehen und überlegte, schaute auf, ließ seinen Blick über die fettig glänzenden Äcker gleiten und in der gelbleuchtenden Krone eines Pflaumenbaumes ruhen, machte ein paar Schritte, hielt überlegend wieder inne und ging dann langsam weiter. In diesem Punkte konnte er sich nicht länger selbst täuschen. Es kam nur darauf an, daß seine Frau nichts davon merkte.– Doch kaum daß er dies gedacht hatte, befiel ihn eine heftige Angst, es könnte schon geschehen sein, aber ebenso rasch schlug das Gefühl in eine grenzenlose Wehmut um. Wie es jetzt in und über diesem Stückchen Erde war, so war es in jenen Jahren in ihm gewesen: voll Spannkraft und steter Bereitschaft, angefüllt von Lebenskraft und Drang, durchflutet von Wärme und Überschwang, ganz in Erwartung, sich im höchsten Liebesglück zu sammeln und zur Ruhe der Erfüllung zu finden. Diese Gefühle müssen ungemein stark gewesen, müssen glutvoll aus seinem Wesen gebrochen sein und mochten ihm gar körperliche Schönheit verliehen haben, denn nur so erklärte es sich, daß das Jahre lang widerstrebende Mädchen schließlich nachgegeben und in die Ehe eingewilligt hatte.

Er hatte das kaum mehr erwartet. Das ganze Wesen der nicht mehr allzu jungen, aber berückend schönen Maria Gürsch stand nach einem freien Leben und nicht nach Bindung. Sie hatte ihm oft und immer wieder erklärt, sie wolle ihren Beruf nicht aufgeben, sie müsse ihre eigenen Wege ungehemmt gehen können, anders wäre es ihr Verderben und Untergang. Sein Drängen, schließlich seine Drohungen waren ein Schatten über ihrer Lebenslust und -heiterkeit, die ihm so viel Qualen und Eifersucht bereitet

hatten. Sie kämpften mit- und umeinander. Sie noch immer mit mädchenhafter Munterkeit, er mit dem Mute des Verzweifelnden. Sie unterlag nicht; sie gab nach und verzichtete um des rat- und hilflosen Mannes willen auf ihr freies, buntes Leben. Er nahm ihren Verzicht an wie ein Verdurstender den dargereichten Trunk und war berauscht.
Die Ehe wurde glücklich. Oft machte sich Frau Maria selber über die frühere Angst vor jeder Bindung an einen Mann lustig. Nur eine leise Melancholie war wie eine leichte Bangigkeit nach Gewesenem und Verblühtem zurückgeblieben; doch auch sie empfand Andreas Fiedler als Erhöhung ihrer Schönheit und ihres Liebreizes.
Wie konnte diese Leidenschaft, die ihm durch viele Jahre das Leben bedeutet hatte, verlöschen? Wieso war das? Was war das überhaupt? Ihm kam ein Gedanke, vor dem er heftig erschrak: wenn Maria ihn ein einziges Mal betrogen hätte, dann wäre jetzt alles anders, leichter. Was er alle Zeit über als eine ständige Gefährdung seiner Liebe und damit seines Lebens empfunden hatte, worum er sie oft mit sich selbst zugefügten, unsagbaren Qualen und Erniedrigungen gehütet hatte, nun wünschte er, es wäre geschehen, um eine Art Trost, eine Rechtfertigung zu haben ...
Andreas trat noch nicht ein, obwohl er schon vor dem Haustor stand. Er ging noch ein Stück den lebenden, jetzt völlig entblätterten Zaun entlang auf die Mühle zu. Was soll ich tun? fragte er sich. Er fand nur die eine verzweifelte Antwort auf diese seine Frage: Die Frau schonen; sie über die wahre Lage hinwegtäuschen. – Dieser Gedanke war einer heftigen Furcht entsprungen.
Es drängte ihn, sogleich etwas zu tun, sie abzulenken. Er begann von ungefähr davon zu sprechen, daß sie in diesem Sommer keine Reise unternommen und die Ferien nur bei seinen Eltern in einer kleinen Stadt verbracht hatten. Die Schule beginne erst nach einem Monat wieder, sie könnten nach dem Süden reisen und auf dem Rückweg ein paar Tage in Wien bleiben. – Er sagte das, an den Bücherschrank gelehnt, zu Maria, die am Fenster saß und im letzten Tageslicht eine häusliche Arbeit verrichtete. Er wartete auf

eine Antwort und betrachtete seine Frau. Sie ist noch immer so schön wie an dem Tage, da ich ihr zum ersten Male begegnet bin, sagte er sich. Er prüfte ihr ovales, gebräuntes Gesicht mit den großen schwarzen Augen; Wangen und Kinn waren weich, der Mund von verhaltener Fülle. Die Strenge des gescheitelten Haares stand im anmutigen Gegensatz zu der berückend klaren und doch weichen und dabei auch heftigen Schönheit des Gesichtes. – Aber er empfand alles nur so, als betrachte er ein Bild. Als fühle er ein Unrecht, stand er auf, trat zu der Frau und sagte: „Laß das Nähen schon. Es ist ja finster." – Er wußte ihr von der vorgeschlagenen Reise nach Dalmatien, das er von seiner Dienstzeit im Kriege her kannte, lebendig zu erzählen. Zunächst wollten sie in Sarajevo, dann in Mostar bleiben, die Moscheen ansehn, die Dinge im Bazar betrachten, in einem türkischen Kaffeehaus sitzen, dem Muezzin zuhören, wie er das Gebet ausruft; er wollte ihr die Orte zeigen, die ihm besonders in Erinnerung geblieben waren, vor allem die berühmte römische Brücke, von der aus man den Möwen Brotstücke zuwerfen kann, die sie im Fluge haschen.
Er saß, während er sprach, auf den Bauschen ihres Stuhles, hielt den Arm um ihre Schulter gelegt und ließ seine Hand an ihrem Arm herabgleiten. Er hielt manchmal und ganz plötzlich im Sprechen inne. Daß ihn das, was ihn früher in helles Entzücken versetzt hatte, jetzt gleichgültig ließ, das war es, was er nicht begreifen konnte. Hastig sprach er weiter, aufgeschreckt aus seinem Schweigen, von dem er fürchtete, es könnte ihn entlarven.

Zu spät erkannte Andreas, daß der Entschluß zu dieser Reise ein unglücklicher gewesen war. Durch das ständige Beisammensein, zumal in einem fremden Lande, drohte jeden Augenblick die Kluft zwischen ihnen offenbar zu werden. Andreas lebte in steter Spannung und Aufregung, dabei ununterbrochen bemüht, die Frau mit Liebenswürdigkeiten zu überhäufen.
Als sie durch das steile, schmale Narentatal fuhren, entlud sich ein heftiges Gewitter. Eine schwarz gekleidete Frau, die mit Mann

und Kindern zu einem Begräbnis fuhr, begann zu schluchzen. Da es fast finster wurde und die Donnerschläge rascher und heftiger aufeinander folgten, steigerte sich das Schluchzen der Frau, in das schließlich die Kinder und auch der Mann mit eingefallen waren, zum Klagegeheul. Frau Maria gegenüber saß ein Türke, unbeweglich wie ein steinernes Bild. Sie betrachtete seine abenteuerliche Kleidung und die Kostbarkeiten an ihm, die goldenen Knöpfe an der blauen Jacke, ein Kettchen, das von der roten Schärpe in die rechte Tasche der blauen Hose hing, den Griff eines Dolches, die Zigarettendose. Als sie aufblickte, merkte sie, daß sie der fremde Mann anstarrte. Ihr wurde ein wenig beklommen zumute, und sie schaute, da es ihr einige Mühe gekostet hatte, sich loszureißen, in die vorübergleitende Landschaft hinaus. Das Gewitter war vorbei, die riesigen Felswände ragten klar in die vom Regen gereinigte Luft, so daß die Schafe zu erkennen waren, die hoch oben im Gestrüpp weideten. Über den scharfen Bergkämmen schwebten schneeweiße Wolken wie heitere Fahnen.

Bei hellstem Sonnenschein und schier unerträglicher Hitze kamen sie in Mostar an. Nach dem stillen und vornehmen Leben in Sarajevo schlug ihnen die lärmende Geschäftigkeit des Bahnhofs wie eine Wasserflut entgegen. In der Stadt aber war es totenstill; es war Sonntag, die Straßen waren leer, die Läden der kreideweißen Häuser geschlossen. Öd waren die hohen, bedrückenden Felswände ringsum, einförmig, grau, kahl. Öd waren die Plätze, beklemmend und trostlos die Straßen. Auf dem Friedhofsplatz vor einer kleinen hölzernen Moschee arbeitete ein Steinmetz an einem Grabstein. Es war eine tote Stille, kein Meißeln und Hämmern war zu vernehmen, der Mann saß unbeweglich und malte auf den Stein schwarze, fremdartige Zeichen.

Sie hatten sich hier verweilt und den Friedhof betrachtet. Zwei große Grabmale, kleine Gebäude, von Wölbungen überdeckt, standen an der weißen Mauer; der übrige Platz glich einer ausgedorrten Wiese, in der weiße Steine herumliegen. Viele Grillen zirpten laut und unaufhörlich; es war, als bebe und töne die heiße

Luft. Frau Maria war benommen von der Gluthitze, sie mußte die Augen schließen. Doch auch so wich der Schwindel nicht von ihr. Sie schaute auf, um freien Ausblick zu gewinnen und den sie beängstigenden Dingen um sich herum zu entfliehen. Sie blickte an dem Minarett empor, das hoch und spitz aufschoß; unter der Balustrade war, einen herabhängenden Teppich mit Troddeln vortäuschend, eine bäuerlich ungeschickte Malerei. Das Auge der Frau labte sich an dem freundlichen Grün.

Andreas litt an seiner Beklommenheit und an der seiner Frau. Die Stadt erschien ihm ausgestorben und wie ein ausgetrocknetes Flußbett; er hatte sie mit flutendem Leben in den Gassen, bunten, reich gefüllten Bazaren, lautem Treiben in den Kaffeehäusern, Aufzügen vornehmer Gesellschaft und Militärmusik gekannt. Frau Maria drängte fort und Andreas war dessen froh. Es war Abend geworden, aber noch immer heiß geblieben. Sie folgten der Menge, die irgendwo hinausdrängte. In einer Allee war eine Art Abendkorso; alles Leben der Stadt schien sich hier gesammelt zu haben. Burschen und Mädchen in schäbigen Kleidern waren da, vornehme Damen und Offiziere, viele Offiziere. Schöne blonde Frauen, wie sie selbst im Norden selten sind; dunkle, mit eingetrübten Augen, die beim Aufblicken flackten und flammten. Den Mittelpunkt bildeten die Offiziere. Sie waren durchwegs schöne Erscheinungen, groß, schlank, dunkelhaarig, mit scharf geschnittenen Gesichtern; sie trugen weiße Blusen und Kappen und langwallende schwarze Mäntel. Abseits, um die Bäume, standen die Verhüllten. Sie hatten die Schleier etwas hochgezogen und hielten mit der einen Hand das graue Tuch, das ihren ganzen Körper bedeckte, über Mund und Nase. – Andreas meinte, seine Frau müßte an diesem Treiben Gefallen haben. Doch sie sagte, kaum daß sie einige Male auf und ab gegangen waren: „Komm fort von hier.“

Sie blieben dann am Zaun eines Gartens in der Nähe des Bahnhofs stehen. Vor einer primitiven, aus Tüchern gebildeten und mit Glitzerkram behängten Bühne saß dicht gedrängt eine bunte Ge-

sellschaft, die der auf dem Abendkorso glich: vorn die Offiziere und Beamten, hinten das niedrige Volk, Männer mit aufgerissenen Jacken, sackartig herabhängenden, blauen Hosen und breiten, verlatschten Opanken. Es wurde auf einem Klavier gespielt, eine Geige begleitete zaghaft und unsicher. Veraltete Schlager. Das Volk wollte sehen; es klatschte immer wieder; der Vorhang begann sich zu rühren, aber es war nur der Nachtwind, der mit ihm spielte. Die Musik bemühte sich, die Ungeduldigen zu unterhalten, doch sie klatschten wieder. Es dauerte noch eine Weile, ehe ein Mann den Kopf durch den Vorhang steckte und etwas ansagte. Darauf setzte die Musik kräftiger ein, der Vorhang rauschte zurück, eine üppige, zirkushaft angezogene Dame wurde von einem hageren Herrn in Frack und Zylinder angesungen.
Andreas und Frau Maria standen unter den Zaungästen, und Andreas meinte, seine Frau werde Gefallen daran finden. In der Tat drängte sie sich vor und versuchte einen besseren Platz zu gewinnen. Nun stand sie neben den Mohammedanerinnen, die ihre Schleier etwas gehoben hatten. Der Sänger auf der Bühne verstellte seine Stimme und sang fistelnd weiter. Er stellte sich in Positur, es mochte dem Ende zugehen. Das Volk freute sich, klatschte und lachte. Nur ein Bursche neben Frau Maria, der den Fez schief in die Stirn herein sitzen hatte, lachte nicht, verzog den Mund und schaute mit dem deutlichen Ausdruck von Verachtung in dem schönen, dunkelbraunen Gesicht, in das Treiben drunten im Garten. Die Pièce war mit Pose und Tremolo beschlossen worden, Frau Maria schaute sich nach ihrem Manne um, doch ihr Blick blieb auf dem Gesicht eines Türken haften. Sie versuchte wegzuschauen, sie vermochte es nicht gleich. Nun erst merkte sie, daß der Türke längst fortgegangen sein mochte, indes sie noch ganz deutlich sein Gesicht gesehen hatte. Hastig drängte sie durch die Menge, die sie umstand, und sagte zu ihrem Manne, der ihr kaum hatte folgen können: „Ich möchte gerne – wo man ein bißchen freier atmen kann – wo es ein bißchen kühler ist –. Hier ist es ja unerträglich!" Ihr Gesicht zuckte, als litte sie Schmerzen.

Sie gingen und kamen noch einmal durch die belebte Allee. Nun war es schon ganz finster, die weißen Blusen der Offiziere leuchteten, durch die dunklen Baumkronen waren auf dem schwarzblauen Himmel ein paar grell funkelnde Sterne zu sehen.
Andreas führte seine Frau zur neuen serbischen Kirche hinauf; Andreas hatte in Erinnerung, daß von der Terrasse ein schöner Ausblick in das Tal sei. Tatsächlich waren sie benommen von dem Anblick, der sich ihnen darbot. Die Stadt war wie verwandelt, alles Grelle und Staubige war einem Märchenhaften gewichen. Weiß schimmerten die Häuser, Kuppeln und Märkte, weiß ragten die spitzen Minarette neben den nachtschwarzen Zypressen. Der Schein des Mondes umfloß und verklärte das Bild. Müdigkeit und Beklommenheit begannen von Frau Maria zu weichen, und sie empfand es wie eine Befreiung von fiebriger Krankheit. Nun erst begann sie wieder zu sprechen und zuzuhören, schaute sich um und fragte: „Was ist das dort?" „Das ist sie, die Brücke", antwortete er. „Sie ist herrlich!" rief sie aus. „Wie ein hingekauertes Tier, das auf Beute lauert! Wir müssen sie morgen ansehen gehen." –
Im Gespräch stiegen sie zur Stadt hinab. Unvermittelt sagte Frau Maria: „Weißt du, daß ich den Türken, mit dem wir heut fuhren, wiedergesehen habe?" „Du siehst in den Fremden lauter ähnliche Gesichter", scherzte er. Das Gespräch brach ab, da sie vor ein Haus gekommen waren, das sich durch seine Stattlichkeit von den übrigen der Gasse abhob. Sie blieben davor stehen, da ihnen ein kunstvoll gewundenes goldenes Gitter, das im Mondlicht wie ein Feuer an der fahlen Wand matt glänzte, aufgefallen war. Sie betrachteten es eine Weile schweigend, dann erklärte Andreas auf eine Frage seiner Frau hin, daß dies das Fenster des ehemaligen Harems gewesen sein mochte.

Frau Maria durchlebte eine qualvoll unruhige Nacht. Die Hitze und Dumpfheit in dem Raume, die das Atmen schwer machten, ließen sie zunächst keinen Schlaf finden. Ihre Augen mußten immer wieder durch das Zimmer wandern, obwohl ihr die verschossene

Pracht dieser Tapeten, Goldrahmen und Polsterstühle, diese sichtbare Nachahmung des pompösen Wiener Hotelstils, Unbehagen bereitete. Immer wieder schlug sie die Augen auf, die unter der Last der heißen Lider litten. Als ein kühlerer Windhauch den überschwenglich süßen Geruch von einer nahen Wiese hereintrug, schlummerte sie schon. Doch sie erwachte wieder über dem Gesang junger Männer, der vom Ufer des Flusses herüberdrang; es waren schöne, volle Stimmen, die die eigentliche, kräftig betonte Melodie des Liedes in reichen Variationen begleiteten und mit müheloser Leichtigkeit und Sicherheit umschlangen. Frau Maria kam in den Sinn, daß man in solchen Nächten nicht schlafen dürfte. Solche Nächte müßte man im Freien zubringen ... Bei diesem Gedanken kam eine selige Trunkenheit über sie. Sie hörte die Stimmen auch im Schlafe noch, und der Traum entführte sie – Andreas hatte tags vorher davon erzählt – in die Rosengärten, die in der Zeit, da die Stadt noch türkisch gewesen war, am jenseitigen Ufer der Narenta gelegen waren. Es war ein großes Glück in ihr, als sie inmitten dieser blühenden Pracht stand, sie fühlte es in sich aufsteigen und spürte es wie einen Duft um sich. Ein überirdisch klares und doch sanftes Licht flutete über die blühende Fülle. Plötzlich vernahm sie ein ganz leises Knacken, nicht lauter, als sei ein Glas zerbrochen. Sie bekam eine heftige Angst, als wüßte sie, daß nun etwas Schlimmes geschehen würde. – Das Singen der Männer war verstummt, statt dessen hörte sie den Gesang eines hageren, kleinen Mannes, der, in Frack und Zylinder, mit ausgestreckten Armen auf sie zugelaufen kam. Da spürte sie mit schelmischer Freude, daß sie sich, als er schon ganz nahe gewesen war, in eine Rose verwandelt hatte und aus den vielen tausend anderen nicht herauszuerkennen war. Sie trieb dieses neckische Spiel einige Male, sie lockte den fremden, widerlichen Mann an und entglitt ihm im Augenblick, da er sie umfangen wollte. Doch einmal versäumte sie es, der befrackte Hagere lag vor ihr auf den Knieen und hielt ihre Füße umfangen. Bei seinem Zugriff merkte sie, daß sie nicht jung und schlank war, sondern plump und häßlich. Sie mußte dem

kleinen Mann folgen, er führte sie in ein Haus, das stattlich, aber grau aussah. Da er sie wieder umfangen wollte, floh sie. Doch die düsteren Gänge, durch die sie lief, nahmen kein Ende; sie waren einander alle so ähnlich – sie glaubte, in einem fort hin und her zu laufen. Sie lief und lief, da sie den Fremden hinter sich spürte. Nun sah sie auf dem steinernen Fußboden einige Flecken sehr hellen, fast goldenen Lichtes liegen. Sie war darüber sehr erfreut. Das Licht mußte durch ein vergittertes Fenster auf den Boden fallen. Sie lief darauf zu, doch als sie auf die Sonnenkringel trat, waren sie Feuer, von dem ihre Füße verwundet wurden. Sie rannte weiter und mußte durch viele, viele Feuer. Sie wollte sie überspringen, aber sie war zu plump und zu schwer. Sie war schon zu Tode ermattet, es trieb sie immer weiter und immer wieder durch beißende Flammen. Da sah sie in der Ferne etwas Mattes, Silbernes kühl aufblinken. Wasser! dachte sie und lief, so rasch sie nur konnte, obwohl sie schon vollkommen ermattet war und ihre Füße brannten. Das kühle Silber rückte näher, sie rannte und stürzte sich mit einem Aufschrei hinein.

Sie mochte tatsächlich geschrieen haben, denn sie erwachte. Sie stand vor dem Waschtisch und sah sich im Spiegel. Er blinkte hell, und sie konnte sich deutlich darin sehen, trotzdem es in dem Zimmer stockfinster war. Sie rührte sich nicht, sie starrte ihr Bild an, eine große Angst hielt sie fest. Wer bin ich? ging es ihr durch den Sinn. Welches bin ich und welches ist mein Spiegelbild? Sie hob den Arm, sie öffnete die Hand, um zu tasten und zu fühlen; sie ließ sie sinken, als fürchte sie sich vor einer Entscheidung.

Andreas richtete sich im Bett auf und rief, was sie denn tue. „Es ist so schrecklich heiß –. Ich will mir nur ein bißchen Wasser –. Ich habe Kopfweh.“

Die Gefühle von vorhin wichen nicht, als sie wieder im Bett lag. Im Halbschlaf wohl hatten sich ihr die Sinne etwas verwirrt; sie unterschied nicht völlig Traum von Wirklichkeit und sann nach, ob der Gang durch die tote Stadt und der Türke, der ihr zweimal begegnet zu sein schien, wirklich oder nur geträumt waren. Sie versuchte,

sich den Traum von vorhin zu deuten. Es war doch alles nur ein Weiterspinnen von Gesehenem und Gehörtem gewesen: die plumpe Frau und den hageren Mann in Frack und Zylinder, die hatte sie doch gestern auf der Bühne in dem Garten beim Bahnhof gesehen ... das graue Haus mit dem goldenen Gitter ... sie sah es plötzlich haarscharf in der grellsten Sonne vor sich und dachte nur eines: Gefangenschaft – Gefangenschaft –. In diesem einen Anblick glaubte sie das ganze Rätsel der Welt zu sehen, in so unbedingter Deutlichkeit, daß sie reglos wie eine Tote dalag. –

Die folgenden Träume verwirrten sich und verschwammen; sie erwachte noch einmal in übergroßer Angst, konnte sich aber der Ursache nicht entsinnen. Vor Ermattung sank sie, erst gegen Morgen, in einen betäubenden Schlaf, daß sie am Vormittag von Andreas geweckt werden mußte.

Sie fühlte sich nicht müde, sie fühlte sich sogar erquickt und kräftig. Doch als sie ins Freie traten und ihnen der heiße Atem der Luft entgegenschlug, spürte sie an sich ein Verwelken. Sie wehrte sich dagegen und versuchte, die Müdigkeit zu bezwingen. Sie blieb einige Male stehen und bewunderte die bunten Teppiche, die von den Fenstern die weißen Wände herabhingen. Versonnen stand sie vor einer Gruppe verfallener Häuser, über deren Mauern Weinranken mit reifen Trauben hingen. Lorbeerbäume standen zwischen den Ruinen, und Granatäpfel leuchteten purpurrot aus dem grünen Gebüsch. In einem schönen Kampanile war ein Ziegenstall eingebaut. Hirtenbuben boten sich zum Photographieren an.

„Da ist ja wieder unser Haus!" sagte Andreas und blieb stehen. Trotzdem die Wand jetzt grell von der Sonne beschienen war, war sie von einem stumpfen Grau und erschien noch unwirklicher als bei Nacht. Die Gitterstäbe, die sich zu schönen Formen verschlangen, waren wie schmale Flammen. Um Frau Maria, die reglos vor sich hinstarrte, abzulenken, zeigte Andreas auf einen Tonleuchter, der neben dem Tor des Hauses stand. Sie traten näher, um ihn zu betrachten; es war ein schönes altes Stück, braun mit grüner Bemalung. Da schien ihnen beiden, als hätte

sich das Fenster neben der Tür bewegt, so daß sie meinten, jemand beobachte sie mißtrauisch. Andreas wollte schon gehen, und als auch Frau Maria sich umwendete, fuhr sie zusammen. „Was du nur hast?" sagte Andreas ärgerlich. Ein Türke war zu ihnen getreten; er redete sie an, stieß die Tür des Hauses auf und lud sie ein einzutreten. Frau Maria wehrte sich, doch Andreas hielt sie unterm Arm gefaßt und zog sie nach. Sie blieben auf der Schwelle stehen. Die kahle Stube war von einem mohammedanischen Grabmal ausgefüllt; ein schwarzes Totentuch und leinene Handtücher lagen darüber, ein grüner, seidener Turban hing daran. Der Türke erklärte und sie konnten ihn mühsam verstehen: der Besitzer dieses Hauses sei vor 362 Jahren reich und ohne Anverwandte gestorben, und da er die nachbarliche Moschee habe erbauen lassen, sei ihm die Bitte, in seinem Hause begraben zu werden, erfüllt worden. – Sie wollten schon fort, der Türke aber, der meinte, sie hätten ihn nicht verstanden, redete immer noch auf sie ein, suchte einen Bleistift und schrieb auf die Mauer: 362. Nun blieb Frau Maria stehen und war in Gedanken. Ein Grab in einem Hause mitten in der Stadt! Wie seltsam! „Komm," sagte sie dann, „wir wollen jetzt zur Römerbrücke." „Römerbrücke njä," sagte der Türke, „Türkenbrücke!" Er folgte ihnen, ohne daß sie es wünschten, sie gingen rascher, er wich nicht von ihrer Seite.

Sie kamen an Häuserruinen vorbei, in denen Esel und Maultiere eingestellt worden waren, um gegen die Sonne geschützt zu sein; doch die Wärter mochten in einer Schenke sitzen, die Schatten waren weitergewandert, und die Tiere schrieen kläglich.

Andreas und Frau Maria, gefolgt von dem Türken, bogen aus einer engen Gasse und standen vor der Brücke. Sie sprang vor ihnen in die Höh, ein jäh gespannter Bogen, ein stürmisches Emporklimmen, dessen Sturz nicht abzusehen war. Frau Maria war stehen geblieben; sie bebte. Die Todesangst, die sie heute gegen Morgen aus dem Schlafe geweckt hatte, hatte mit einem Traum um diese Brücke zusammengehangen. Sie wußte, daß sie an einer

furchtbaren Stelle angelangt sei, ohne sich der Zusammenhänge des Traumes erinnern zu können. Die Gluthitze hatte sie verwirrt, das Blut hämmerte in ihren Schläfen, die Luft schien zu kochen, nichts hatte mehr festen Umriß. „Nein!" sagte sie heftig, als hätte sie Angst, die Brücke zu betreten, und wendete sich von Andreas ab, der schon begonnen hatte, hinaufzusteigen. „So wollen wir wenigstens ins Flußbett treten und den Ausblick auf die Stadt unter dem Bogen der Brücke hindurch betrachten." Sie standen dann unten, die Ufer waren kahl, und den Grund bedeckten mächtige Steinblöcke, zwischen denen nur wenig Wasser, das aber grün und klar wie Glas war, rann. Frau Maria tauchte die Hand hinein, zog sie aber rasch wieder heraus, als wäre sie von der scharfen Kälte verwundet worden. Sie tat nur einen flüchtigen Blick nach der Stadt hin durch die Brücke, die wie ein kühner Sprung zwischen den zwei schwarzen Bastionen war, und wollte schon wieder fort. Andreas sagte etwas verärgert: „Wozu sind wir eigentlich hier, wenn du dir nichts anschauen willst?" „Das Wasser!" rief sie, „wenn plötzlich das Wasser käme!", und lief schon ihm voraus auf die Brücke zu, an deren höchstem Punkt der Türke stand und zu warten schien. Sie stieg, ohne daß Andreas es sie geheißen hatte, nun von selber die stufenlose Brücke hinauf, ihre Schritte waren schwer und wurden immer schwerer. Als sie oben angekommen waren, verweilten sie und schauten schweigend in das öde Flußbett. „Wo sind denn die Möwen?" fragte Frau Maria – aber das Schweigen war damit nicht gebrochen. Die Luft summte und knisterte wie ein weißflammendes Feuer, ein Esel schrie, das Wasser kroch grün wie eine Schlange zwischen dem weißen Geröll hindurch. Andreas mußte, als hätte jetzt auch ihn das Entsetzen erfaßt, die Augen schließen, er konnte nicht länger in das leere, steinige Flußbett schauen. Das war ja sein Leben! – Seines? – Nein, ihr Leben! Er sagte wie unter einem unerbittlichen Zwange und ohne sich zu Maria zu wenden: „Weißt du, Maria, wir ... du ..." Er stockte und überlegte. –

Der Türke, dieser wenigen, schwerwiegenden Worte nicht achtend, hatte eintönig singend zu sprechen begonnen; er erzählte und bemühte sich, den beiden die Geschichte der Brücke klarzumachen: daß es keine römische Brücke sei, daß sie vielmehr unter Sultan Soliman von Türken erbaut worden sei. Aber kein Baumeister habe sie errichtet, es sei keinem geglückt, den steinernen Bogen hinüber zu den Rosengärten zu spannen. Bis es ein Tischlermeister aus Mostar versucht habe; aber auch ihm stürzte die Brücke immer wieder ein. Erst als er die Flußgeister dadurch versöhnt hatte, daß er ihnen zum Ersatz für all die Opfer, die sich das Wasser sonst in jedem Frühling holte, ein Liebespaar in die Grundpfeiler einmauerte, gelang ihm das Werk. „Kudret Kemeri", heiße die Brücke bei den Mohammedanern. „Bogen der Allmacht Gottes." Hier stehe es auch eingemeißelt, man könne es sehen, wenn man sich etwas über die Brüstung beuge. – Er tat es selbst und zeigte nach der Inschrift. Auch Frau Maria neigte sich weit und tief über die kniehohe Brüstung, als wollte sie die verschlungenen Zeichen entziffern.

Andreas stand teilnahmlos abseits, in Gedanken versunken. In diesem Augenblick war ihm klar geworden, daß seine Frau alles längst erfahren hatte. Er hatte Angst vor ihr. Trotzdem zwang es ihn, weiterzusprechen: „Du brauchst dich mir gegenüber nicht mehr verpflichtet zu fühlen. Du könntest ja ... könntest deine eigenen Wege ..." Aus der Tiefe des Flußbettes drang ein greller Schrei. Andreas fuhr zusammen, aber vermochte sich nicht zu rühren. Er sah eine schneeweiße Möwe aufsteigen und in der flammenden Luft verschwinden. Im selben Augenblick aber erkannte er, daß es ihn nur getäuscht hatte. Besinnungslos lief er die Brücke abwärts, wendete sich aber, unten angekommen, um, als müßte der Gedanke, der ihn getrieben hatte, Wahnsinn sein. Auf der Höhe der Brücke, in der heißen, flimmernden Luft, stand der Türke, unbewegt – allein. Andreas schlug die Hände vors Gesicht, um zu sich zu kommen. Als er dann noch einmal emporblickte, war über dem riesigen Bogen nichts als die weiße, glühende Luft.

Dies alles hatte nur Sekunden gedauert. Nun stürzte Andreas in das Flußbett, Maria zu Hilfe zu kommen. Doch kaum daß er ein paar Schritte getan hatte, brachte ihm der Türke die tote Frau auf seinen Armen entgegengetragen.

*

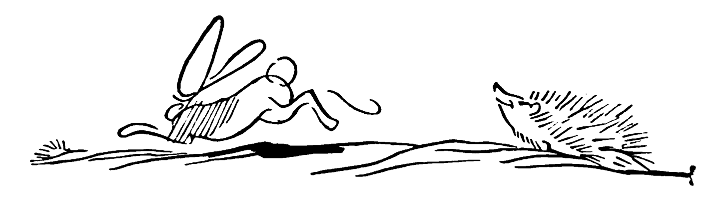
Vom klugen Schneiderlein

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn ers nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekanntmachen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen, wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich getan und hättens getroffen, da könnts ihnen nicht fehlen, sie müßtens auch hier treffen; der dritte war ein kleiner, unnützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber meinte, er müßte dabei Glück haben, denn woher sollts ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bißchen Verstande nicht weit kommen." Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irremachen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihr Rätsel vorlegen: es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?" „Wenns weiter nichts ist," sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein wie Tuch, das man Kümmel und Salz nennt." Die Prinzessin sprach: „Falsch geraten, antworte der zweite." Da sagte der zweite: „Ists nicht schwarz und weiß, so ists braun und rot, wie meines Vaters Bratenrock." „Falsch geraten," sagte die Prin-

zessin," antworte der dritte, dem seh ichs an, der weiß es sicherlich." Da trat das Schneiderlein keck hervor und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben." Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun: unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten." Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein loswerden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt und sprach: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen."

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte," sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen." Da holte es ganz gemächlich, als hätt es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen, wie er wollte. „Ei," dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz! Kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen", und sprach zum Schneiderlein: „Nein, beiß mir die Nüsse auf." „Da siehst du, was du für ein Kerl bist," sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen." Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund und knack, war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren," sprach der Bär, „wenn ichs so ansehe, ich mein',



Der Hase und der Igel



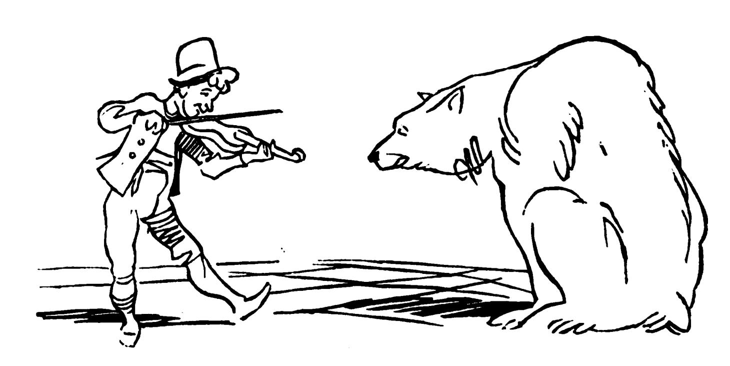
Rumpelstilzchen



Der Froschkönig

Fritz Kredel: Holzschnitte zu den Märchen der Brüder Grimm

ich müßts auch können." Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „Hör, ist das



Geigen schwer?" „Kinderleicht, siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauflos, da gehts lustig, hopsasa, vivallalera!" „So geigen," sprach der Bär, „das möcht ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, sooft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Willst du mir Unterricht darin geben?" „Von Herzen gern," sagte das Schneiderlein, „wenn du Geschick dazu hast. Aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abschneiden." Da ward ein Schraubstock herbeigeholt, und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach: „Nun warte, bis ich mit der Schere komme", ließ den Bären brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und

hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und sollte sie da vermählt werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und brummen: es ward ihr angst, und sie rief: „Ach, der Bär ist hinter uns und will dich holen." Das Schneiderlein war fix, stellte sich auf den Kopf, steckte die Beine zum Fenster hinaus und rief: „Siehst du den Schraubstock? Wann du nicht gehst, so sollst du wieder hinein." Wie der Bär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche, und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Heidelerche. Wers nicht glaubt, bezahlt einen Taler.

Aus: Märchen der Brüder Grimm mit Holzschnitten von Fritz Kredel

*

Ernst Bertram

Von Wesen und Zukunft unsres Gedichts

Anderen Zeiten bedeutet das Gedicht ein Anderes. Sein Wesen wandelt sich, wie sein Sinnziel.

Der Dichter ist nicht an die Zeit gebunden, sondern er bindet die Zeit.

Die Dichter sind die Geschichtschreiber des Künftigen. Was sein wird, steht in den Gedichten der Welt.

Wir haben gelernt, daß im Gedicht sich Wirklichkeiten bereiten; daß Gedichte wahrhafte Gebilde einer geistigen Natur sind, die einer künftigen geschichtlichen Wirklichkeit vorauf will.

Eine Dichtung wirkt desto eher auf das Leben, je weniger sie darauf wirken will.
Ein Gedicht will nicht wollen; sondern die Form eines tieferen Willens sein.
Die Gesänge der Liebenden ziehen dem Geschehen vorauf.
Es sind die Einsamsten, welche die tausendstimmigen Lieder singen.
Die Welt verlangt vom Dichter immer ein Anderes, als was zu geben er in die Welt kam.
Singendes Wissen ertönt am ehesten auf Brücken. Hinübergang läßt singen.
Aller große Gesang ist ein Singen auf der Brücke.
Wenn ein Volk auf seiner Wanderung an die schwankende Brücke über den Abgrund kommt, so wagen sich seine Dichter zuerst hinüber.
Wie die Mütter an den Meeresküsten nur bei Flut gebären, so entstehen die neuen Lieder eines Volkes nur bei den Flutzeiten der inneren Welt.
Der Dichter braucht sein Volk nicht zu nennen – er ist es.
Wo hörst du die Stimme des Volkes? In unsrem wahren Gedicht.
Alle Machthaber wünschen sich seit alters die höhere Gesetzlichkeit durch das Lied. Aber sie erkennen nicht leicht, welches Lied sie allein krönen könnte.
Die Welt kann nur der ordnen, der auch die Kraft hat, sie zu verklären. Verklärung ist reinste Ordnung.
Kinderlieder sind die ältesten Lieder. Kindesgeist wird die jugendlichsten singen.
Aber zur Kraft eines Gedichts gehört auch ein Böses.
Verstummen wollen kann der Dichter nicht, weil es in ihm redet; solange es aus ihm redet.
Große Dichtung ist immer erst „nach dem Tode" einer Gegenwart da. Wir können die Raupenzeit dem seligen Falter nicht verkürzen.
Unser höchstes Gedicht ist Zauberspruch.

Das Gedicht muß die Eigenschaften des Zauberspruchs erneuen: die Kraft, das zu beschwören, was sich nur der Gewalt des Rhythmus ergibt.

Die Geister gehorchen nur rhythmischen Beschwörungen – das ist eine der ältesten Erkenntnisse der geistigen Menschheit.

Der Rhythmus ist es, der den Traum in die Wirklichkeit reißt.

Die Zukunft beschwörst du nur rhythmisch, wie die Toten.

Die Wandlung kann nur gesungen werden, nicht gesprochen.

Alle geistigere Erkenntnis hat eine Neigung, sich rhythmischen Ausdruck zu schaffen, ja, diese Neigung deutet, wie der Ausschlag einer Wünschelrute, darauf hin, daß es sich hier um eine höhere geistige Erkenntnis handelt.

Wandlung des Gesanges verwandelt das Herz der Dinge. Ihr sollt wissen, was ihr hinwegsingt und herbeisingt.

Es bedarf der Zaubersprüche auch für die Zerstörung von Welten.

Der Tod kann herbeigesungen werden. Solche Zauberspruchgesänge gab es vordem, und vielleicht gibt es sie einmal wieder – für die gesamte Menschheit.

Der Geist vermag künftiges Geschehen zu erraten, aber nicht künftige Formen.

Die wahrhaft lebendige Form bedarf irgendeines feuerbringenden Frevels an einem Gesetz der Form.

Auch vor dem Gesetz der Form müssen sich die Ausnahmen das Dasein erkämpfen – es kann ihnen nicht geschenkt werden.

Im edlen Wein muß Sonnenwut und Sonnengeist sich die Waage halten. So im Gedicht.

Der wahre Meister des Bildes bedarf keines „Gleichwie" mehr.

Die innere höchste Gewißheit des Gleichnisses verbietet dem Dichter das „Wie".

Über den Rang eines Gedichtes entscheidet in den meisten Fällen sein Schluß. Auf ihn hin zielt, auch unwissentlich, der Bogen in der Hand des Meisters.

In einem Reim schlafen tausend Lieder.

Das Gedicht eines echten Dichters wirkt wie ein Stück auf vollkommener Orgel: man hört immer die Schönheit der Register mit, die nicht gezogen sind.
Die Seligkeit des Kündens und die Seligkeit des Verstummens vereinigen sich in einer seligen Kürze.
Jedes Gedicht sehnt sich nach der Kürze des echten Gebets – nicht immer kann sie gewährt sein.
Die Kürze ist ein Merkmal des Zukunfthaltigen. Das Echo der Jahrhunderte liebt die kargen Klänge.
Wenn wir über das Gedicht etwas wissen wollen, befragen wir nicht den Dichter, sondern das Gedicht. Denn das echte Gedicht ist immer weiser als sein Dichter.
Hellseher ist das Gedicht, nicht der Dichter.
Es wachsen die Gedichte, solange sie leben.
Das Gedicht hat sein Zuhause im ewigen Unterwegs. So auch sein letzter Sinn.
Wenn die Götter sterben, nehmen sie die Lieder mit.

*

F. E. Sillanpää

Der Maler in der Sommernacht

Der Maler, ein stiller, empfindsamer Mann, – auch er wanderte in dieser Nacht noch gegen Morgen draußen umher. Es wandern viele so in der nordischen Sommernacht, zumal um den Sonntag herum. Mögen die inneren Gründe auch noch so verschieden sein, der äußere Anlaß ist überall derselbe, heute wie in längst verklungenen Zeiten: die Helle der Nacht.
Der „Maler", so nannte man ihn einfach in der Gegend, weil er Kunststudien betrieben hatte und man ihn dann und wann etwas malen oder zeichnen sah: eine Landschaft, weidendes Vieh, irgendeinen Ortsbewohner, den er zu bitten gewagt, ihm als Modell zu dienen, und der darin eingewilligt. Den alten Mann



Meister Brüggemann: Eva
Vom Bordesholmer Altar

von Teliranta zum Beispiel hatte er in allen möglichen Lagen und Stellungen abgebildet, sogar nackt, als der Alte sich auf der Treppe der Sauna abkühlte... Aber er hatte auch verschiedene Bücher veröffentlicht, die man sehr lobte, aber nur sehr wenig las – und so weiter.

In den ersten Stunden dieser Nacht war er auf den See hinausgerudert in seinem Boot mit den weißen Kanten und dem rotgemalten Boden. Er fühlte sich im Freien wohler als drinnen. Auch er hatte sein Zuhause und eine Familie: er wohnte eine kleine Strecke von Teliranta entfernt in dem Seitenbau eines abseits gelegenen Hofes. Seine Frau hatte diese Wohnung eigentlich auf eigene Faust genommen, als damals der betagte Altenteiler des Hofes mitsamt seiner Frau ein gewaltsames Ende gefunden und so die Wohnung frei geworden war. Bis dahin hatte die Familie in einer einzigen Kammer gehaust. In der neuen Wohnung geschah dann allerlei, was dem Zusammenleben dieser Familie den Grundton geben sollte – bis zum Ende, einem Ende, dessen Zeitpunkt und Form unbekannt war wie auch das anderer Familien, aber in der letzten Zeit angefangen hatte, sich in die Ahnung einzudrängen. Vielleicht nicht in die Ahnung der anderen, wohl aber in des Malers eigene. Die Anzeichen des Alters hatten sich ihm in ganz kurzer Zeit aufgeprägt. Er litt nicht gerade Not, hatte er doch wenige, aber um so wertvollere Freunde und solche, die seine Arbeit schätzten; dennoch tastete er mitunter umher, wie von einem tiefen Lebensbangen befallen.

Nun also ruderte er gelassen und beschaute das Spiegelbild von Teliranta in der sich immer mehr glättenden Wasserfläche, sah Menschen sich bewegen und malte sich ihr Leben aus, ein kraft- und glückvolles Leben. Die Betrachtung von Natur und Menschenleben war ihm namentlich in diesem Sommer zu einer schmerzhaft reizvollen Landschaft geworden. Wenn er sich tags oder nachts in der sommerlichen Natur bewegte, so war es, als kröche er vor irgend etwas in sich zusammen wie ein einfältiges Tier, das seinen Kopf in schützende Deckung bergen möchte.

Jetzt hielt er von Zeit zu Zeit seine Ruder hoch, und unter der Krempe des etwas fleckigen Hutes erweckte sein guter, schwermütiger Blick den Anschein, als lausche er. Es lag in ihm ein warmer, gespannter Ausdruck, ohne daß er ihn auf etwas Bestimmtes gerichtet hielt. Eigentlich sah er am Ufer des Meeres von Roggenhalmen entlang, das an den goldrotglühenden Himmel grenzte, aber der Blick wählte dies nur als Stütze. Irgendwohin in des Mannes eigene Tiefen war er gerichtet. Das Halmgewoge eines Roggenfeldes im Juli gegen den weiten, dämmernden Himmelsraum – oh, es gibt eine Zeit im Menschenleben, da das ein zehrender Anblick fürs Herz ist. Die Ernte reift – die Ernte reift – oder geht wenigstens nach unwandelbarem Gesetz der Reife entgegen. Die untergehende Sonne da drüben schaut darauf nieder, schaut darauf nieder wie ein kraftvoller Landmann, dessen Ackerwirtschaft und Hauswesen immer in geziemender Ordnung sind und in dessen Seele solch zehrend schmerzlichem Gefühl sogleich das trostvolle Wissen antwortet, daß eine Reihe Söhne und Töchter hinter ihm steht, bereit, des Vaters Pflugfurchen in ehrfurchtsvollem Gedenken noch tiefer zu ziehen. Seine Ernte reift unter günstigen Zeichen, auf seinem Acker und in seiner Seele ... Und der Künstler schaute und malte sich solche ländlichen Schicksale viel einklangsvoller aus, als sie vielleicht in Wirklichkeit waren. Er, er besaß nichts Eigenes außer dem, was dort in dem Häuschen von Majamaa war. Und dem schenkte er keinen Gedanken, während sein geweiteter Blick in das Halmgewoge und den Sonnenuntergang starrte.

Er erwachte aus seinem Spintisieren und Träumen von einem gleichmäßigen Ruderschlag, wandte seinen Blick und sah, daß hinter ihm Hilja Syrjämäki angerudert kam. Sie schien dem Teliranta-Strand zuzustreben.

„Wohin so eilig?"

„Dringende Sache."

„Ob ich nun schon bald das Altarbild malen kann ... Maria mit ihrem Kind an der Brust ...?"



„Meine Brust ist nicht dazu da, um aufgehängt und von aller Welt angeguckt zu werden, und außerdem hat doch der Herr Maler zu Hause selber eine Maria."
„Jaa – aber kommen darf ich doch wohl und mir das Kleine besehen, wenn es erst so weit ist?"
„Na mal sehn, kommt Zeit, kommt Rat."
Und das schmucke Kätnerweib schickte sich an weiterzurudern. Offensichtlich belästigten sie des Künstlers bewundernde Blicke ein wenig, bereiteten ihr aber zugleich doch Vergnügen. Auch jetzt, in diesem Zustand, lag um ihre Nasenflügel und Augenbrauen eine eigene liebliche Zartheit, die ihre heiter-kecke Art zu sprechen milderte. In ihrer Schwangerschaft war die sonst gleichmäßige Sonnenbräune ihrer Wangen einem tieferen Rot auf den Backenknochen, inmitten einer völligen Blässe, gewichen, was nicht ohne Reiz war.
Der Maler hielt die Riemen still und versuchte vielleicht im geheimen auch ein wenig rückwärts zu rudern, als wollte er diese Begegnung auf den Wassern verlängern. Ein seltsam kindliches Gefühl erfüllte das Herz des einsamen Mannes, da er der dahinrudernden Frau nachblickte. Als der Abstand sich vergrößerte, verwischten sich die Züge des Gesichtes im einzelnen; bald schimmerte darin die leidenschaftliche Röte der sinkenden Sonne, wie sie auch an der Wand einer Scheune in Teliranta widerglühte und auf dem Kleid des jungen Mädchens, das den Feldweg dahinwanderte. Die Frau mit ihrem Boot und ihren Ruderbewegungen war das Warme, Lebendige auf dem durchsichtigen Wasserspiegel. Der in seinem Nachen zögernde einsame Mann – ja, seine Lebensumstände waren so, daß ihn angesichts dieses anspruchslosen Bildes eine tiefe Ruhe erfüllte.
Er ruderte immer weiter, ruderte ohne Ziel. Bald nach seiner Begegnung mit der Frau erwachte ein leiser Singsang in ihm; irgendeine kleine getragene, an ein Volkslied anknüpfende Melodie klang hinter seinen geschlossenen Lippen; jeden dritten Takt bezeichnete ein ruhiger Ruderschlag, und der Kahn entfernte sich weiter und weiter von der Stätte seines kleinen Erlebnisses.

Glücklich der Mann, der sich bei Nacht, des Zieles bewußt, seinem Heim nähert, wo er Weib und Kind geborgen und seiner harrend weiß. Auch wenn sie bereits entschlummert sind, beim Erwachen umfangen sie doch gleich den Angekommenen, den Gatten, den Vater, mit ihrer eigenen Wärme. Solch ein heimkehrender Mann achtet nicht weiter viel auf das Weben und Geschehen in der träumenden Natur; sein Gang ist etwas eiliger, als wenn er tagsüber zurückkehrt, aber er hat seinen ebenmäßigen Takt: er strebt und gelangt vorwärts, die geöffnete Tür saugt ihn gleichsam ins Innere. Und danach sind Wände und Fenster, Türen und Dachstuhl des Hauses gleich einer leise schlummernden Vogelmutter, unter deren Fittiche auch das letzte Junge soeben angetrippelt kommt.

Von einem Wanderer in der stillen Sommernacht, zumal von einem einsamen, kann man nicht ohne weiteres sagen, daß er unglücklich ist. Denn wie ein weltfernes Haus, wenn auch der letzte Bewohner unter sein schirmendes Dach zurückgekehrt, einer Mutter gleicht, so gleicht ihr auch die ganze sommernächtliche Weite mit Erde und Himmel: In ihrem Schoß ist auch dem leidvollsten Menschenkind, wenigstens wenn es allein ist, immer noch ein Ausruhen beschert. Für den Menschen des Nordens hat dann „seiner Heimat Bild die gütevollsten Mutterzüge". Der Erdboden unter seinen Füßen ist die Mutter Erde, aus der er kam und zu der er wieder werden muß, und jener stille, grenzenlose Himmel ihm zu Häupten – oh, zu etwas Ähnlichem einst zu erwachen, sehnt sich sein Geist. Am ehesten von der Gnade ausgeschlossen ist vielleicht der ziellos in der Nacht umherstreifende Mensch, der dieses Vom-Leide-Erlöst-Werden nicht verspürt. Aber solch ein Mensch vertraut wohl auch selten seinen Jammer der Sommernacht an.

Ein schmerzliches Gefühl erweckt es jedoch, wenn man einen Mann sieht, der, eben erst aus der Nacht in sein Heim gekommen, nach einem Weilchen wieder in dieselbe Nacht hinaus drängt, um – für des Beschauers Auge ohne Ziel – irgendwohin zu irren. Solch ein Sichdavonstehlen, geschähe es auch scheu und leise, ist unvergleich-

lich störender als die Ankunft vorher, wenn sie auch lärmend gewesen wäre. Denn auch in dem „wachen" Geist der Nacht ist stets etwas Schlummerndes, und das erwacht beim Erblicken und Hinhorchen auf einen solch friedlos Davonschweifenden. Es schaut die Behausung, die er verlassen, ihm gleichsam nach, und das erwachte Mutterauge fällt nicht wieder zu, sondern harrt matt dem Morgen entgegen, so, wie ein rühriger greiser Mensch, einmal aus seinem Schlummer aufgestört, für jene Nacht keinen Schlaf mehr findet.

Der Maler bog um die Ecke des Hauses auf den vertrauten Pfad ab, und dann verlangsamte er seinen Schritt. Diesmal lag in ihm jedoch eine Art bewußten Vorwärtsstrebens. Er schien gemächlich etwas zu suchen, obgleich er eigentlich kaum erwarten durfte, in diesem gleichmäßig gewachsenen Mischwald etwas Absonderliches zu finden. Er blieb auch auf seinem Pfad. Sein Blick, der unlängst auf dem See zu lauschen schien, betrachtete jetzt wirklich, betrachtete den Waldboden, der sich da, Moos und Farne treibend, vor ihm ausbreitete und sich irgendwo hinter dichtem Gebüsch, bemoosten Baumstumpfhöckern und den Stämmen selber verlor. Schattiger als die übrige Nacht, feuchtduftend, schwer greifbaren Gepräges, schien dieser Waldboden unverwandt sein geheimes Eigendasein zu haben. Weder „schaute" er den einsam Umherirrenden an, noch änderte er sich auch nur um einen Schimmer unter seinem Blick. Wer vom Wege ab in sein Reich trat, der war sicherlich in einer Stimmung, die aller Hoffnung und Erwartung bar ist.
Den Blick geweitet, in sich versunken, bog der Maler vom Weg in den Wald ab, tat einige Schritte und blieb wieder stehen. Um genau dieselbe Strecke, die er jetzt vorgedrungen, war auch sein enger Gesichtskreis vorgerückt. Gedankenlos tat er abermals ein paar Schritte, blieb abermals stehen und blickte zurück; schon war der Weg nicht mehr zu unterscheiden. Er sah sich um – ein paar Klafter weit in jeder Richtung reichte der Blick – und stellte fest, daß er inmitten eines engen Runds stand, das von düsterer, un-

wegsamer Hoffnungslosigkeit, wie von einem ungreifbaren Dunstkreis umschlossen war. Das Stückchen Himmel, das dahinein leuchtete, war nur ein kleines zerfranstes Auge, das gar keine Vorstellung von dem großen Himmelsdom erweckte, so wie ein Stückchen Haut, das durch ein zerfetztes Kleidungsstück schimmert, mag es auch noch so glatt und weiß sein, nicht das göttliche Ganze ahnen läßt, von dem es vielleicht einen Teil bildet.
Da stand er, und irgendein Teil seines Bewußtseins war wie der düstere Waldboden vor ihm. – Was streifst du da umher? Was wird dadurch geändert? Bist du denn nicht ganz klein und nichtig? Du weißt, du kannst doch nichts Größeres aus dir machen. Was stehst du hier, du traurige Gestalt, inmitten des sumpfigen Bruchwaldes?
So empfand der eine Teil seines Bewußtseins, und es war, als ob sich diesmal auch das stumme enge Blickfeld mit ihm verbündete und bestätigend dasselbe sagte.
Der Mann ging weiter, er schien einen geeigneten Ruheplatz zu suchen, und als er ihn gefunden, ließ er sich nieder. So wie noch vor kurzem Jukka Mettälä ließ sich jetzt der Maler auf eine Moosbülte sinken. Hier, nahe der Walderde, schien ihm das Dasein unbeschwerter; es bedrängten ihn nicht mehr, aus seinem eignen Innern quellend, die Fragen von vorhin. Nur ein gestilltes, von allem Geschehen vollkommen losgelöstes Fühlen des eignen Ichs blieb ihm. Nicht einmal ein Vogel rührte sich in diesen Waldestiefen oder ein Nachtfalter noch anderes nächtliches Getier. Nur ein Duft war zu spüren, der eigenartige feuchte Bodengeruch des Bruchwaldes. Hier konnte einer seiner Stimmung, wie immer sie auch war, nachgeben; niemand sah es, vor dem er sich hätte zu schämen brauchen.
Und langsam, nach und nach, kam ein Zucken und Zerren in das Antlitz des Mannes da auf dem Mooshöcker, während der geweitete kindliche Blick unverwandt ins Wesenlose starrte. Es gab einen Augenblick, da man den Ausdruck dieses Gesichtes hätte für eine aberwitzige Grimasse halten können; wußte man weder vom

Vorher noch vom Nachher etwas, so hätte man meinen können, ein Geistesgestörter sei hierher gedrungen. Dazwischen aber glätteten sich die zuckenden Mienen, die Phantasie arbeitete, versuchte mit allen Kräften, gewisse Vorstellungen über die Schwelle des Bewußtseins zu heben. Er dachte an seine Kinder, die er vorhin auf ihren unordentlichen Schlafstätten gesehen hatte, machte sich ihre offenbare Wehrlosigkeit klar, wie sie völlig ungesichert auf diesen Lebensweg treten mußten, auf den er sie doch nun einmal ausgesetzt hatte. Er sah ein jedes von ihnen vor sich, wie sie da jetzt in den Zimmern schliefen, wo so düstere Erinnerungen umgingen, überdachte zugleich ihr voneinander verschiedenes Wesen mit allen Schwächen und den rührenden kleinen Lichtseiten, die dennoch kaum mehr zu bedeuten schienen, als daß sie das Herz ihres Vaters rührten, der sie im Geiste erblickte. Des Vaters, der mehr als jeder andere wußte und fühlte, wie brüchig, wie hilflos alles dort war, wie dem Zufall preisgegeben das Schicksal der ganzen Familie, die er in jenen Räumen zurückgelassen. Und vor allem das Schicksal dessen, der bis hierher gelangt war und auf der Moosbülte saß!

Schon fühlte er ein schwaches Schluchzen aufsteigen, solch ein Schluchzen, das mehr einem bitteren Lachen gleicht, wie es dem Menschen mit grimmer Bewußtheit entfährt. Zugleich verzerrte sich sein Gesicht aufs neue, der Geist tastete nach neuem Halt an der Vergangenheit. Die eigene Jugend, die verflogen ist, gewährt ihn in diesem Alter schon zur Genüge. Ist wohl schon irgend jemand mit seiner eigenen Jugend zufrieden gewesen oder mit seinem übrigen Leben? Die Qual des Wissens liegt im Wissen um die eigene Unvollkommenheit.

Schon wurden dem Manne im Waldesschoß die Augen feucht. Die leuchtenden Bilder der Jugendzeit – oder vielleicht Phantasiegebilde, die sich zu Bildern gewandelt hatten? – behaupteten sich schließlich so stark im Bewußtsein, daß ihm die Tränen kamen. Vor zwanzig Jahren waren sie reichlicher und heißer geflossen, aber damals waren sie unter dem Druck eines wahrhaften Lebens-

schmerzes hervorgequollen, die Lösung einer edlen Leidenschaft, ihre Entspannung und Seligkeit gewesen.
Dem Mann an der Grenze des Alters tropften sie kärglich, und in seinem Schluchzen war mehr bitteres, bewußtes Lachen als echtes, erschüttertes Männerweinen, preßte er den Kopf auch in den Mooshügel, wie damals als Zwanzigjähriger. Eine Weile blieben vor seinen geschlossenen Augen die wenigen spärlichen, schönen und reinen Jugendbilder stehen. Aber auch die Nachstimmung des Weinens war merkwürdig flau; bald fesselte der erdige Moosgeruch seine Aufmerksamkeit, der Verstand zergliederte ihn und warf wieder bohrende Fragen auf.
Der Maler richtete sich auf und blickte um sich, als wäre er aus einem kleinen Schlummer erwacht. Auf dem Waldboden und an dem Fleckchen Himmel darüber hatte sich die Beleuchtung inzwischen gewandelt. Auch hierher kam der Morgen. So, wie der Gott des Himmels die Regungen jeder Menschenseele verfolgt, die guten und die schlechten, so findet wohl auch die Sonne beim Aufgehen ihre Kinder, ob sie nun in der Gefangenenzelle oder unter einer Ödwaldfichte liegen. Selten mag einer in so große Dunkelheit geraten, daß der Sonne Licht ihn nicht erreicht, und dann ists auch wohl so weit mit ihm, daß selbst der Herrgott nicht mehr bis zu seiner Seele zu dringen vermag.
Nun erhob sich der Maler und verfolgte den Steig weiter. Er dachte ruhigen Herzens an die Geliebte seiner Jugend, es lockte ihn, auf einen Hügel zu steigen, von dem ein weiterer Blick in die Richtung möglich war, in der seine Jugendheimat lag. Er schämte sich, daß er bewußt Tränen begehrt hatte, gedachte seiner Heimkehr vorhin und fühlte eine stille Überlegenheit gegenüber all dem, was er dort erfahren und gesehen. Je höher er emporklomm, desto weiter wurde der Himmelsraum, desto gewaltiger die Lichtfülle des Morgens. Und oben angelangt, ertappte er sich dabei, daß er – trotz der schlaflos verbrachten Nacht – leise vor sich hinsang. Diesmal lehnte sich sein Sang nicht an eine bekannte Melodie an; er jauchzte und jauchzte. Und nun stand der Mann auf der Hügel-

kurve dorthin gewandt, wo sein Weg ihn als Jüngling so oft geführt hatte. Inbrünstiger wurde sein Sang, er wagte es, eine zuvor ungekannte, vom Augenblick geborene Melodie der Sonne entgegen zu singen. Noch stand sie so tief, daß er gerade in sie hineinschauen konnte, ohne daß die Augen zu stark geblendet wurden; noch war da genug Erdenstaub zwischen Sonne und Menschenauge.
Die holden Phantasieen und Bilder der Jugend – von hier gesehen waren sie wahre Schätze, die ihm um so gewisser gehörten, als sie ihm für immer verloren waren.
Und was bedeutet ein Geschlecht, wieviel die einzelnen Nachkommen? In Zahlen nicht zu zählen, sind sie emporgestiegen und hinabgesunken. Was sehe ich von hier? Gerodetes Land sehe ich, mit seinen Menschenwohnungen, sehe als letzten Saum des Erdenrandes im Morgendunst nebelnde Wälder, sehe ein Gewirr von Seen und Sunden und Hügelzüge an ihnen entlang – einstmals alles zugleich erstanden. Mutter Erde, die der Mensch mit seiner Axt rodet, dann mit seinem Pflug pflügt und in die er schließlich Samen gesät, aus der er Ernten geerntet hat und zu der er dann selbst einging – Erde ward. Was also sorge ich mich?

Von seiner Höhe konnte der Maler auch die Dachfirste von Teliranta sehen. Ihm fiel der alte Manu ein, dessen Teergrube gewiß am Erlöschen war. Ich gehe Manu besuchen, es ist schon lange her, daß ich zu ihm gerudert bin, beschloß er.
Und er stieg hügelab, auf seinem Antlitz eine sanfte Verzückung, von der Sonne geweckt.
An seiner Wohnung ging er vorüber, als hätte er dort nichts zu schaffen, erreichte den Strand und schob sein Boot ins Wasser.

Aus: F. E. Sillanpää, Menschen in der Sommernacht



Anekdoten Friedrichs des Großen

Des Königs Hunde

Die Lieblingshunde des Königs waren immer bei ihm und durften sich alles erlauben. Fuhr der König nach Berlin, so wählte er unter den Windspielen diejenigen aus, die ihn begleiten durften. Sie wurden in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin gefahren, wobei der kleine Lakai, der mit ihrer Wartung und Fütterung betraut war, achtungsvoll auf dem Rücksitz saß, während die Windspiele den Vordersitz einnahmen, und mit allem Respekt von Zeit zu Zeit sagte: „Biche, seien Sie doch artig! Alkmene, bellen Sie doch nicht so!" In Sanssouci wurden die Lieblingshunde in Särgen unter Leichensteinen mit ihren Namen begraben.

Der Adler

Der König pflegte den Abbé Bastiani, wenn er bei Tafel war, gern zu necken. Einmal sagte er, es könne doch wohl sein, daß es der Abbé noch zum Papst brächte, so gut wie Sixtus V., der das Vieh gefüttert habe. Wenn dann der König einmal nach Rom käme, würde er gewiß so tun, als kenne er ihn nicht, und höchstens sagen, er glaube diesen Mann einmal in Breslau gesehen zu haben. Bastiani, der den Hieb verstand, erwiderte: „Gewiß nicht! Ehrerbietig würde ich aufstehen, Eurer Königlichen Majestät entgegengehen und die demütige Bitte tun: Allmächtiger Adler, nimm mich unter deine Fittiche, aber verschone mich mit deinem Schnabel!"

Der Affe auf der Tabaksdose

Der Oberstallmeister des Königs, Graf Schwerin, der zu seinen Lieblingen gehörte, bat ihn eines Tages um ein Porträt, damit er ein Andenken des Königs besitze. „Junge hübsche Mädchen", sagte der König, „lassen sich wohl malen, aber kein alter Kerl wie ich." Und er schenkte ihm eine Tabakdose, auf der ein possierlicher Affe gemalt war. Der Graf dankte ehrerbietigst dafür und schien sich sehr zu freuen. Kaum war er aber von der königlichen Tafel

aufgestanden, so schickte er augenblicklich einen Boten mit der Dose nach Berlin, ließ den Affen herausnehmen, des Königs Bildnis an dessen Stelle hineinsetzen, und zwar so eilig, daß er sie den folgenden Morgen schon wieder hatte. Der Graf speiste den Mittag wieder bei dem Monarchen. Da der König sah, daß er eine Prise aus der Dose nahm, die er ihm den Tag vorher geschenkt hatte, sagte er: „Was gilts, die Dose gefällt Ihm?" – „Ja, Euer Majestät," erwiderte der Graf, „sie ist mir um so lieber, weil auf derselben das mir so verehrungswerte Bildnis Eurer Majestät zu sehen ist." Der König stutzte etwas über die Antwort; er ließ sich die Dose geben, lachte über den artigen Einfall und schenkte Schwerin eine andre Dose, die ein besseres Porträt zeigte.

Wem es Gott gibt

Eines Tages klingelte der König in seinem Zimmer. Da niemand kam, öffnete er das Vorzimmer, fand aber nur seinen Leibpagen auf einem Stuhle schlafend. Er ging auf ihn zu und wollte ihn aufwecken, bemerkte aber in der Rocktasche des Pagen ein beschriebenes Papier, das seine Neugier erregte. Er zog es heraus und las es. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, der ungefähr folgendes enthielt: Sie dankte ihrem Sohn für die Unterstützung, die er ihr übersandt und von seinem Gehalt erspart habe. Gott würde ihn dafür belohnen, und diesem solle er stets so treu ergeben sein wie seinem König, so werde er Segen haben und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen.

Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle Dukaten und steckte sie dem Pagen mit dem Briefe wieder in die Tasche. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte und in das Zimmer kam. „Du hast wohl geschlafen?" fragte der König. Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung, fuhr in der Verwirrung mit der Hand in die Tasche und ergriff mit Erstaunen die Rolle Dukaten. Er zog sie hervor, wurde blaß und sah den König mit Tränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. „Was ist dir?" fragte der König. „Ach, Euer Majestät,"

erwiderte der Page, indem er auf die Kniee fiel, „man will mich unglücklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts." – „Ei," sagte der König, „wem es Gott gibt, dem gibt ers im Schlafe. Schicks nur deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für dich und sie sorgen werde."

Buchhändler

Der Buchhändler Kantor in Königsberg bat um den Titel Kommerzienrat. Der König schrieb auf das Gesuch: „Buchhändler, das ist ein honetter Titel!"

Jeder in seinem Reich

Auf einem Spaziergang um Potsdam kam der König an einer Dorfschule vorüber. Gewohnt, sich um alles zu kümmern, was ihm in den Weg kam, trat er ohne weiteres in das Schulhaus und befahl dem Lehrer, eine kleine Prüfung abzuhalten. Der Schulmeister tat, wie ihm geheißen, stellte ein Thema auf und fragte seine Zöglinge ordentlich ab, wobei er, ohne sich im geringsten durch die königliche Anwesenheit stören zu lassen, jeden Jungen regelrecht verprügelte, der ihm die rechte Antwort schuldig blieb.
Als dann die Kinder entlassen waren, sagte der König ungnädigst: „Bei Besuch Seines Königs hätte Er den Bakel beiseite legen können!"
„Euer Majestät bitte ich untertänigst zu bedenken," erwiderte der Lehrer: „wenn die gottlosen Buben gemerkt hätten, daß hier jemand mehr zu befehlen hat als ich armer Teufel, so wäre es mit meiner Macht auf immerdar vorbei!"
„Dann will ich Ihn in seinem Reiche nicht wieder behelligen!" erwiderte der König sarkastisch und schenkte dem mutigen Schulmeister eine goldene Tabakdose.

Der dauernde Heiratskonsens

Der Major von der Recke suchte um die Allerhöchste Genehmigung zu seiner vierten Eheschließung nach.

Friedrich schrieb unter das Gesuch: „Von jetzt an kann sich der Major von der Recke so oft verheiraten wie er will.“

Abschied von Zieten

Zieten ging am 25. Dezember 1784 zur Parolezeit auf das Schloß, um seinem König das letzte Opfer seiner Ehrfurcht zu bringen... Der König ward von seiner Gegenwart angenehm überrascht, eilte sogleich auf ihn zu mit dem Ausruf: „Da ist ja mein alter Zieten!“, äußerte sein Bedauern, daß Zieten sich bemüht hätte, die vielen Treppen zu steigen, und setzte hinzu, daß er ja gern zu ihm gekommen wäre... „Das Stehen muß Ihm sauer werden“, sagte der König. „Geschwind einen Lehnstuhl!“ Die Adjutanten eilten, solchen zu holen. Zieten weigerte sich, versicherte, daß er nicht müde sei, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere sagte: „Setz Er sich, alter Vater! Setz Er sich, sonst gehe ich weg, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.“ Und so stand Friedrich als Greis vor seinem sitzenden alten General und fragte ihn noch vieles über seine Gesundheit, sein Gedächtnis, sein Gehör. Endlich sagte er zu ihm: „Leb Er wohl, Zieten! Nehm Er sich ja in acht, sich zu erkälten, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn wiederzusehen!“ Ach, es war das letzte Lebewohl! Darauf wandte sich der König, ohne noch weiter mit jemandem zu reden, wie er sonst zu tun gewohnt war, und kehrte in sein einsames Zimmer zurück.

Der König grüßt die Berliner

Am 21. Mai 1785 – erzählt der General v. d. Marwitz – sah ich den König von der Revue zurückkommen. Er ritt ein großes weißes Pferd, ohne Zweifel den alten Condé, denn er hatte seit dem Bayrischen Erbfolgekriege beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser war, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militärisch aufgesetzt. Hinter ihm waren eine Menge

Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rundteil (der jetzige Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße waren gedrückt voller Menschen, alle Fenster besetzt, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale.

Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es ihm zu verdienen dünkten. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig; bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeit lang neben diesem; bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte an, und sowie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut von neuem ab. Er hat ihn vom Hallischen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln wischten. Beim Palast der Prinzessin Amalie in der Wilhelmstraße angekommen, war die Menge noch dichter, denn dort erwartete sie den König. Der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgendeiner Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein. Die Flügeltüren gingen auf, und die alte lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu. Alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, aller Augen auf den Fleck gerichtet, wo der König verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder wieder ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen. Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte.

Aus: Anekdoten von Friedrich dem Großen (Insel-Bücherei)

*

Max Mell / Die Heiligen Drei Könige

Die Heiligen Drei Könige, die großen Herrn,
die nachgezogen dem Wunderstern,
in deutschem Land ist ein goldener Schrein,
der birgt zu erhabener Ruh ihr Gebein.

Von der großen Wanderschaft ruhn sie aus,
um die sie ließen Habe und Haus.
Gewaltiger Stern! Da er ihnen erschien
und ihr Herz verwandelt, erkannten sie ihn.

Da brechen sie auf, da ziehn sie von dann',
sie wissen kein Wo, sie wissen kein Wann,
sie finden einander, o Glück hoher Art,
da sich jedem bekräftigt die Wanderfahrt!

Verheißung ernährt sie überall,
sie finden das Dörflein, sie finden den Stall.
Sie finden das Kripplein, sie finden das Kind.
Herr, gib, daß so jeder Suchende find'!

Ich bin getreten an den goldenen Schrein,
darin sie ruhen zu Köln am Rhein,
den hat ein kunstreicher Goldschmied gemacht,
Propheten und Apostel halten Wacht.



Die glühten im Geist und sprachen das Wort,
zu Recht um die Ruhenden sitzen sie dort.
Die dem Stern nachziehn, laßt uns grüßen heut,
die Herren, die Könige, die Wandersleut.

*

Edzard Schaper

Die Jünger nach dem Tode Christi

O verwandelte Welt!
Wer schickte die drei Männer, die jetzt in der Dämmerung Jerusalem verließen, – voranschreitend zwei und hinter ihnen einen mit einer Traglast auf den Schultern? Und zu wem kamen sie, oder was wollten sie holen um diese Stunde, da alsbald der Sabbat begann und das Mahl und die Feier? Eilig schritten die drei der Schädelstätte zu, der Verunreinigung und Befleckung, dem Verrat am Gesetze entgegen. Waren aber sie selber nicht gar Hüter des Gesetzes? Hatten sie nicht bis vor Stunden noch das Gesetz gebraucht gegen den, der jetzt tot am Kreuze hing?
Verwandelte Welt! gewandelte Herzen! wenn jetzt Joseph von Arimathäa und Nikodemus ausgingen, den zu begraben, den sie mitgeholfen hatten zu töten. Wer hatte sie geheißen, das Gesetz zu brechen? Wer hatte, nachdem sie erbleichend die Kunde erhalten, es habe der Nazarener seinen letzten Seufzer getan, wer hatte sie da zitternd gemacht und was hatte den Arimathäer bewogen, zu Pilatus zu eilen, an dessen Haus allein er unrein ward nach dem Gesetz, und ihm mit blutleeren Lippen verlegen sein Anliegen zu stammeln: das Anliegen, das ihm der Römer erfüllte und das ihn um diese Stunde mit Nikodemus und dem Knecht hierher gehen hieß?
Erstes Geheimnis dessen, der da am Kreuze hing: erhöht, wie er gewollt, mit größerer Macht, als er sie vorher besessen. Geheimnis der Wahrheit, Geheimnis des Opfers, göttliches Geheimnis des Göttlichen, das über Begreifen erhaben ist und sich vom Glau-



Meister Brüggemann: Rutenbinder
Vom Bordesholmer Altar

ben des Herzens nährt. Sie meinten, dem Toten den letzten Dienst schuldig zu sein, die beiden, und ahnten nicht, daß sie mit diesem Gedanken schon im ersten Dienst an dem Lebendigen standen.
Aus den Augen des greisen Nikodemus war die hoffärtige Härte verschwunden; die Angst und Reue der vergangenen Stunden hatten sie dunkel werden lassen und heißhungrig nach dem Anblick dessen, den in seiner Qual zu sehen er sich am Morgen noch gesträubt. Und Joseph von Arimathäa, der sich noch am Morgen bei der Verhandlung im Hohen Rat bemüht hatte, den Blick auf ein Nichts zu lenken, in dem all jenes nicht geschah, – er schritt rasch und verstohlen aus wie ein Mörder, den die Stätte seiner Untat geheimnisvoll fordert.
Jetzt zwischen Tag und Nacht, da sie nichts mehr des unerbittlichen Anblicks enthob, und in der Stille ringsum das Weinen der liebenden Frauen sie unaufhörlich daran mahnte, welch einen Raub sie mitbegangen –, jetzt traten sie vor den Leichnam, aus dessen Blässe und Starre und blutigen Malen sich ihre unaussprechliche Schuld zu erdrückender Größe erhob. Der gegeißelte Rücken, der dem Kreuzesholz mit erstarrtem Blut verwachsen war und sich nur widerwillig davon löste – sein Anblick ließ die schmerzensreiche Mutter abermals in gellende Klagen ausbrechen, aber sie machte er über ein Maß des Faßbaren hinaus verzagen und an sich selbst verzweifeln. Und da mit einem Mal war ihnen, die mit einem alten Leben zu Ende waren, als hätten sie ihn doch immer geliebt ... Geliebt, ja; aber warum waren sie dann schuldig geworden? Jetzt wußten sie es nicht mehr zu sagen. Die Stunden, in denen sie hier standen, waren von allen vorangegangenen dieses Tages schon tief, wie durch einen Tod, getrennt.
Von seiner Hände Werk mitunter hastig aufblickend, schaute Nikodemus sich um. Wie dunkel war es! ging es ihm durch den Sinn; und doch war die Sonne nicht gesunken, wenn sie auch dicht über dem Himmelsrand stand und Eile ihnen geboten war, um das Gesetz nicht zu schänden. Doch hatte er es nicht schon geschändet? Kam es ihm auch so vor, als bräche die Nacht herein, –

doppelten Sinnes auch jene Nacht, die er so manches Mal zurückkehren gefühlt, – er gewahrte im Halbdunkel das Blut, das an seinen Händen klebte, das entweihende Blut des Übeltäters am Kreuz. Er starrte auf das Antlitz des Toten nieder, und eine seltsame Verwirrung kam über ihn, wie er sie nur für seine letzte Stunde sich hätte denken können. Joseph und die Frauen gewahrten, daß der Greis mit einem Ausdruck völliger Abwesenheit im Gesicht das Blut betrachtete, das seine Hände benetzt hatte, als ginge er an sich selber vorbei und sähe sich gezeichnet für den, der zu dieser Passahstunde „schonend vorüberging".

Was sterblich gewesen war an Jesus von Nazareth, lag auf der von Henkersfüßen zerstampften Erde, und um ihn herum knieten gebeugt die weinenden Frauen. Nikodemus und Joseph hatten zur Hälfte getan, was sie gewollt. Leer lag das Kreuz am Boden, und daneben der Mensch, den es getötet. Nun aber begann das schwerere Werk. Er mußte sein Grab finden, der Gekreuzigte, und sein Begräbnis, und all dies so schnell, wie es nur irgend möglich war, denn die Sonne ging zur Rüste, und der Sabbat brach an. Nahebei im Tal lag ein Garten, der einem von des Arimathäers Vertrauten gehörte, und darin befand sich ein Grab, das eben erst ausgehauen worden war und noch nicht benutzt. Dahin den Toten zu bringen und ihn fürs erste dort zu bestatten, schien Joseph geboten, denn der Ort war nicht weit und am ehesten geeignet. Behutsam verwehrte er darum jetzt den Frauen ihren letzten Dienst: die Dornen aus der bleichen Stirn zu ziehen, die von der Spottkrone geblieben, das Antlitz mit Tränen zu netzen, die erstarrten Finger zu lösen und zu küssen – ihrer ganzen großen Liebe Überschwang zu häufen auf ihn, der alles in der furchteinflößenden Hoheit des Schweigens empfing. Selber scheute sich der Ratsherr nicht, zusammen mit dem Knecht den Leichnam zu tragen, indes Nikodemus und die Frauen, die nicht weichen wollten, ihnen auf dem kurzen Weg folgten.

Schon wob das Dunkel unter den Bäumen, die das letzte Gezelt für ihn waren, ehe ihn die Grabkammer im Schoß der Erde emp-

fing, die von fallenden Tropfen durchhallte Finsternis zwischen den Felsen. Vor seinem letzten Lager aber galt es, dem Leichnam die Spur der durchlebten Qualen zu nehmen und, wenn auch kein Balsam mehr die klaffenden Wunden verschließen konnte, so doch den Schmutz der Welt, den er wehrlos empfangen, von ihm zu waschen, wie schon die Hoheit des Todes all den Schimpf, den man dem Lebenden angetan, überwältigt und sein Antlitz zu erhabener Ruhe geglättet hatte. Es war, als wollte die Nacht den Liebenden barmherzig verhüllen, welch einen Verlust sie erlitten, denn je klarer und reiner der ehemals von Blut und Staub und Schweiß bedeckte Leib unter ihren pflegenden Händen erstand, um so mehr entzog ihnen das Dunkel, wie aus dem Antlitz des Toten die schmerzliche Wiederkehr des Bildes stieg, das die Seele vom einstmals Lebendigen bewahrte. Und endlich, da der Leib Jesu gewaschen war und umgeben mit den Kräutern und Gewürzen, die der Knecht der Ratsherren getragen, entschwand er den Tätigen unter ihrer Hände Werk, denn sie umwickelten ihn mit Binden und bedeckten das Angesicht, davon Abschied zu nehmen so schwer war. Ach! so schwer, daß sie es immer wieder enthüllten, um es noch einmal zu schauen und zu liebkosen und in sich aufzunehmen zu unverlierbarem Besitz.

Vor so großer Liebe wurden die beiden Ratsherren wieder hilflosen Schächern gleich, und selbst als alles getan war, was sie im Sinne gehabt: der wunde Leib in der Grabkammer lag und die Höhle verschlossen war mit einem mächtigen Stein, – da standen sie doch zaudernd, als wären sie ihm immer noch alles schuldig.

Und in dieser Stunde war auch der Sinne Dienst noch zu wenig. Von dieser Stunde an blieb er armselig vor dem, der, wie es ihm schon von der Wiege her vorausging, die Sinne in ihrer Herrschaft über den Menschen entthront und sich mit seinem neuen Leben darüber hinaus erhoben hatte vom übersinnlichen, göttlichen Menschen zum Gottessohn. Von nun an sah aller Erden Menschheit zum himmlischen Vater auf durch Christus, den er der Welt gesandt, und erkannte sie Gott, den kein Staubgeborener zu erkennen

vermag in dem ewigen „Wort, das einmal Fleisch ward und hat unter uns gewohnt". Die Welt der Begegnung mit ihm und der Erfüllung seines Anspruchs war für ewig die übersinnliche eines geistigen Genügens, dem alles irdische Werken getreulich folgt. – Sie hatten das Sterbliche an ihm begraben. Wohlan! nun galt es, das Ewige seines Wesens auferstehen zu lassen zu ewigem Leben und nach dem Dunkel des geliehenen Grabes, darin sie ihn niedergelegt, ihr dunkleres Herz zu erleuchten mit dem Licht, das von ihm ausging.

Für die trauernden Frauen aber, die noch beim Grabe blieben, vergingen die beiden Männer spurlos in der anbrechenden Nacht über Tal und Hügel, spurlos in der festlichen Stadt, spurlos in der verwandelten Welt, die so verzweiflungsdunkel war für sie alle. Nur Maria von Magdala war einer Ahnung inne, und ihr war, als käme aus dem Unendlichen eine Gestalt im Licht auf sie zu, gleich einer fernen Leuchte über ruhelosen Wogen, näher und näher, heller und heller ...

Aber fröstelnd in der Nachtkälte, mit heißen, verweinten Augen, die Brust wie eingeschnürt vom würgenden Schluchzen, verließ auch sie endlich mit den anderen Frauen das Grab und tastete sich zu ihrem Obdach in Jerusalem hin – ohne zu wissen, daß so, wie der Gekreuzigte in seinem Felsengrab ruhte, auch schon in ihrem Herzen einem Saatkorn gleich lag, was von ihm mit dem Blut seines Opfers hatte benetzt werden müssen: die Botschaft, auf daß sie keime zu ewigem Leben im neuen Bund mit dem Vater: der Geist, der erst das Lebendige schafft!

*

Kaum war Maria von Magdala hinter den Mauern der Stadt, da hätte sie schon wieder umkehren mögen zum Grabe. Denn so, wie das Würzelchen um sich tastet, um Halt im unendlichen Erdreich zu finden und seine Nahrung, wenn das gestorbene Korn sie ihm nicht mehr zu geben vermag, so durchleuchtete sie die Verheißung, die Jesus gegeben: daß er auferstehen würde. Aufer-

stehen? ... Und wo konnte das eher geschehen als dort, wo er gestorben war, dort, wo sie ihn eben begraben hatten?
Sie zauderte, und es verlangte sie, in den Garten zurückzukehren, an das Grab; aber daß sie noch zauderte, war ein Zeichen, daß das keimende Korn seinen Halt noch nicht gefunden; und ehe der Geist sie lenkte, führte sie zu dieser Stunde noch das Gesetz. Der Sabbat war angebrochen und hieß sie rasten.
Der Keim aber, den das gestorbene Korn entsandt, gab gleichsam nicht Ruhe und suchte und suchte, und in allem Schmerz ging es durch Maria wie ein Wetterleuchten, daß dies nicht das Ende war, und daß sein Leben noch einmal begänne. Und von Stund an litt es sie nicht mehr, in Alleinsein und Trauer zu rasten, sondern ehe der Abend um war, ging sie zum Hause der Jünger.
Die saßen geschlagen noch dort, von wo sich Maria in Wahrheit schon längst erhoben: um das Kreuz mit dem Toten, in Ohnmacht verstreut. Und für sie war auch jetzt erst die Zeit vorgerückt, als sie durch Maria die Kunde empfingen, daß man ihren Herrn zu Grabe gelegt hätte, wer es getan und wo in der Eile, zu der die Totengräber der nahende Sabbat gemahnt. Etwas wie ein Schimmer herzlicher Erleichterung flog über Petri müdes Gesicht. Endlich hatte der wunde Leib Ruhe, endlich war er den geringschätzigen Blicken entzogen, endlich enthoben der Schmach ihrer Reden! ... Gesegnet die Kammer, die ihm Herberge gewährt nach dem unendlichen Wege!
Aber kann dies das Ende sein? fragte Maria von Magdala zitternd.
Das Ende ...! grübelte Petrus.
Auferstehen wird er! flüsterte Maria nur, aber die Worte kamen gleich einer Lohe aus ihrem Munde, so wie es schien, daß ihr Leben zu einer Flamme geworden war, die, von seinem Geheimnis genährt, alle Elf zu entfachen verlangte.
Alle gewahrten sie Petri weitgeöffneten Blick, da er sich zurücklehnte und still und starr wie ein Felsen wurde. Seine meerblauen, hellen Augen betrachteten das Weib, das dieses Wort vom Auferstehen gesprochen.



Auferstehen? Wie kann das sein? flüsterte er, aber dann kam kein Wort mehr über seine bärtigen Lippen, und als müßte er den fragen, der ihn so oft in seinem Leben belehrt, senkte er den Kopf und versank für die anderen in seinen Erinnerungen, seinen Ängsten und Zweifeln und Fragen.

Um so drängender trat da einer in ihren Kreis, der sich aus dem Überschwang seines Herzens so gern an den Himmel verlor: der jüngste von ihnen allen, Johannes. Maria fühlte, wie seine Hand ihren Arm umklammerte, als könnte er auch nur so die Hoffnung halten, und mit zitternden Lippen fragte er immer wieder: Auferstehen? ... Ja, auferstehen! er verhieß es!

Je dunkler es ward, um so mehr füllte sich das Gemach; je unsichtbarer die Anhänger Jesu in den Straßen Jerusalems zu werden vermochten, um so sichtbarer wurden sie jetzt den Elfen, die sich aus Angst verborgen hielten. Wer alles kam! Hatte er denn wirklich so viel Freunde gehabt? Wo aber waren sie denn nur gewesen, als heute das Entsetzliche geschah? Warum hatten sie nicht versucht, ihn herauszuhauen aus dem Ring der Häscher und der Menge der feigen, blutdürstigen Schreier?

Wahrlich, dein Auge wird nie geschlossen sein für das Licht dieser Welt! sprach Petrus nach so aufrührerischen Gedanken beschämt ihm nach. Wo war denn er gewesen? Wo sie alle, die Elf? ... Und hatte nicht er den törichten Anfang damit gemacht, ihn aus den Reihen der Häscher heraushauen zu wollen? Ohne daß die anderen es verstanden, betrachtete er unablässig die Wand, die leere, an der noch gestern ein Schwert gehangen. Die Augen wurden ihm feucht, sein Kopf zitterte ein wenig, und ob auch das erregte Geflüster ihn umschwirrte: von den Anschlägen der Juden auch noch die Seinen zu fangen, von der Gefahr, darin sie schwebten, von Warnungen und Ratschlägen, vom Zeugnis der Heiden für ihn und von Reumütigen, die sich an die Brust geschlagen hatten und jetzt doch glaubten, daß Er ein Gerechter gewesen sei, – in Petrus tönte zu diesem Geflüster, das sein Wort von der irdischen Drangsal schon zu erfüllen begann, sein ewigkeitsgroßes Ver-

heißen und Trösten: daß er sie nicht allein lassen wollte, sondern bei ihnen bleiben bis ans Ende der Zeit.
Da sie sich zu später Stunde um das Passahlamm setzten, gerüstet und gegürtet nach der Väter Gesetz, da war es Johannes, der diesen Ältesten unter ihnen in seiner Versonnenheit sah und liebte, als sei Petrus mit ihnen allen angetreten zu dem unendlichen Weg, den der Meister verherrlicht, und im von alter Zeit überkommenen Mahl doch der Gast an einer neuen Welt Tische. Und als Petrus das Brot nahm, dankte und brach, ging ein Schauer durch des Jünglings Seele. Darin, wie Petrus das Brot gebrochen hatte, allein in dieser Gebärde lebte der Meister weiter für jeden, der ihn gekannt; aber wahrlich, es mußte Größeres von ihm leben, er selbst, der unendliche Eine! Der Blick, den Johannes mit Maria von Magdala tauschte, sprach schon von seiner Gewißheit, daß all dieses Ereignis werden würde, und mit diesem Glauben gab er dem Toten Einlaß in sein Herz, wie er ihn dem Lebendigen aus Ehrgeiz und Einfalt so oft verweigert. Wo aber sollte der Herr auferstehen? – In seinem Reich ... Johannes grübelte von Stund an, von wo er ihn erwarten dürfte, und zog die Elf in seine Grübeleien mit sich fort: an diesem Abend noch bei stillen, versonnenen Gesprächen und am nächsten, da sie nicht voneinander wichen. Würde er wahrhaftig auferstehen? Ja, ja ... kam es noch zögernd von ihren Lippen; und obgleich es mancher von ihnen in seinem Herzen nicht recht glauben mochte – er sagte ja, weil er es glauben wollte, glauben und erleben!
Wo aber erstand er? In seinem Grab. Von Maria hatten sie erfahren, welchen Ortes es lag. Zum Grabe wollten sie deshalb auch und dort auf sein Erscheinen warten, wenn das Passah vorüber war. Noch hatten sie nicht die Kraft, um des Toten willen das Gesetz zu brechen, und ihr Gehorsam gegen die Gebote Mose dünkte sie Treue gegen seine Lehre. Je mehr sie sich in die versenkten mit ihrer Erinnerung an ihn und sein Wort: wo er es geredet und zu wem und welcher Gestalt es offenbar geworden war in wunderbaren Taten, – je tiefer sie in sein Vermächtnis ein-

drangen und je inniger sie sich all dem hingaben, was unverlierbar von ihm geblieben war und wirkend, um so schmerzlicher vermißten sie ihn, und um so sehnlicher wünschten sie ihn nahe zu Frage und Trost. Je näher jedoch sie nun dem kamen, den sie zuvor unter der Gestalt des lebendigen Menschen niemals gefunden, um so näher kam zu ihnen der lebendige Gott. Noch trennten sie manche Schranken der Einfalt von ihm, Schranken des Stolzes, der Selbstsucht und Kleingläubigkeit. Einmal aber, das war gewiß, einmal erfaßte die himmlische Flammenglut seines neuen Wesens auch diese trennenden Wände und versetzte die Elf in den Brand des unaussprechlichen geistigen Gesichts. In ihnen lag eine große Erinnerung: Er; sie mußte ihr Leben werden, ganz und gar; und je tiefer sie in sich gingen, das war: in Ihn, und je mehr sie von sich selbst aufgaben, je weniger sie rechteten und je inniger und stiller sie sich dem großen Geheimnis, das er mitgenommen, zum Opfer brachten, um so näher kamen sie dem Grabe, darin er wartete; um so näher gelangten sie dem Reich, von dem er in seiner letzten Nacht mit ihrer dreien gesprochen, ihnen darin den Trug seines Todes zu offenbaren am Leben, an seinem wirklichen Leben, dem weltweit wirkenden.

Aus: Edzard Schaper, Das Leben Jesu

*

Rainer Maria Rilke

Zwei Briefe an Gräfin Margot Sizzo

Château de Muzot sur Sierre/Valais,
am Drei-Königstage 1923

Meine verehrte Gnädigste Gräfin,

noch vor einigen Tagen las ich Ihren frohen Brief aus dem Sommer wieder, und begriff gar nicht die Säumigkeit meiner Brieffeder, die diese gütigen, in so vielfacher Weise mitteilsamen Zeilen so lange unerwidert lassen konnte. Und doch schrieb ich

nicht gleich! Es ist, als ob meine Feder – leider hat man ja die gleiche für alles Schriftliche, Arbeit und Korrespondenz – sich durchaus eine Ruhe erzwingen wollte nach den großen Anstrengungen des vorigen Jahres... Und auch ich selbst: Einer solchen Arbeitsausgabe folgt jedesmal ein Ratlossein, nicht daß man eigentlich leer wäre, aber bestimmte Vorräte des eigenen Wesens sind verwandelt, sind fortgegeben und gleichsam dem eigenen persönlichen Gebrauche für immer entzogen. Man mag sich nicht sofort nach anderem, innerem Besitz umsehen – man weiß eigentlich nicht, was man mag, es ist ein Zustand des Zögerns, des Sich-langsam-Umwendens – und es zeigt sich, daß man in solcher Zeit ungern „Ich" sagt, denn was wäre ohne Anstrengung und Zwang von solchem Ich auszusagen? Oft in solchen Momenten, früher, kam mir dann ein äußerer Wechsel zustatten, was sowohl dem Ausruhen wie dem Neuanfangen günstig war (– ein Teil meiner Unstätheit mag sich sogar daraus erklären, daß ich jedesmal nach Ablauf einer derartigen Intensitätsperiode, *jede* Veränderung die sich von außen anbot, als eine erwünschte Hilfe hinnahm...); auch diesmal wäre es vielleicht so gekommen, ich war entschlossen, Muzot zu verlassen, sei es, um wieder nach Paris zu ziehen (was für gewisse Studien, die ich vorhabe, längst geboten wäre), sei es, um unsere – mir selber noch unbekannte Urheimat, Kärnten aufzusuchen und zu sehen, ob dort eine Niederlassung möglich wäre... Das Familienwappen, ich glaube mit einer Jahreszahl des 14. Jahrhunderts, soll noch im Ständehaus in Klagenfurt, immer wieder aufgefrischt, vorkommen – und ich, nicht allein weil ich der letzte Männliche meines Stammes bin, fühlte mich ganz geeignet, einen solchen weiten Kreis durch eine Art Heimkehr dorthin, wenn das ohne Gewaltsamkeit möglich ist, zu schließen, um mich für einige Zeit dort anzusiedeln, von wo wir, wie Legende und Überlieferung versichert, ausgegangen sind! („Csakathurn", wie es heißt eines der ältesten Lehensgüter der Kärntner Rilke, ist ja nun, wenn ich nicht irre, ein erblicher Besitz und Titel in der Familie der Grafen Festetics, Ihrer Verwandten!) – Aber dann

war der mindeste Versuch, beweglich zu werden, sofort mit so viel Schwierigkeiten verbunden, daß ich mehr und mehr nachgab und mich noch für einen Winter auf Muzot einschloß, im besten Entschluß, auch die diesmalige Klausur so fruchtbar als möglich zu machen. Ich nahm denn auch gleich verschiedene Übersetzungsarbeiten auf, die mich wohl durch die stillen Monate hin reichlich beschäftigen werden, und ich würde darin schon weiter sein, wenn nicht gesundheitliche Störungen sich über jeder etwas heftigeren Anstrengung oder Erregung einstellten, offenbar auch eine Folge der etwas forcierten Leistung der vorigen Arbeitsperiode.

Dies alles von mir, liebe gnädigste Gräfin! Wo Ihr neuester Brief doch so unmittelbaren und unvermutet schmerzlichen Anlaß gebracht hat, von Ihnen und zu *Ihnen* zu reden. Aber gerade weil dieses so sehr not tut, wollte ich mich Ihnen, nach so langem Schweigen, erst wieder tatsächlich gegenwärtig gemacht haben, damit die warmen Worte der Teilnehmung, die Ihnen zuzuwenden ich mich aufs Natürlichste gedrängt fühle, nicht aus zu vagem Ursprung zu Ihnen hinüberkämen. Damit Sie um so besser fühlen, *wer* sie spricht und aus welcher Lage. Worte..., können es solche der Tröstung sein? – ich bin dessen nicht sicher, ich glaube auch nicht recht, daß man sich über einen Verlust von der Plötzlichkeit und Größe dessen, den Sie erlitten haben, trösten kann oder soll...

„Wehe denen, die getröstet sind", so ähnlich notiert die mutige Marie Lenéru in ihrem merkwürdigen „Journal", und hier wäre ja auch Trost eine der vielen Ablenkungen, eine Zerstreuung, also im Tiefsten ein Leichtsinniges und Unfruchtbares. – Selbst die Zeit „tröstet" ja nicht, wie man oberflächlich sagt, sie räumt höchstens ein, sie ordnet – und nur weil wir die Ordnung, zu der sie so still mitwirkt, später so wenig genau nehmen, ja, sie so wenig betrachten, daß wir das nun Eingestellte und Besänftigte, im großen ganzen Versöhnte, statt es dort zu bewundern, nur weil es uns nicht mehr so wehe tut, für eine unsrige Vergeßlichkeit und Schwäche des Herzens halten. Ach, wie wenig *vergißt* es das

Herz – und wie stark wäre es, wenn wir ihm nicht seine Aufgaben entzögen, ehe sie völlig und eigentlich geleistet sind! – Nicht sich trösten wollen über einen solchen Verlust, müßte unser Instinkt sein, vielmehr müßte es unsere tiefe schmerzhafte Neugierde werden, ihn ganz zu erforschen, die Besonderheit, die Einzigkeit gerade dieses Verlustes, seine Wirkung innerhalb unseres Lebens zu erfahren, ja wir müßten die edle Habgier aufbringen, gerade um ihn, um seine Bedeutung und Schwere, unsere innere Welt zu bereichern... Ein solcher Verlust ist, je tiefer er uns trifft und je heftiger er uns angeht, desto mehr eine Aufgabe, das nun im Verlorensein hoffnungslos Betonte, neu, anders und endgültig in Besitz zu nehmen: dies ist dann unendliche Leistung, die alles Negative, das dem Schmerz anhaftet, alle Trägheit und Nachgiebigkeit, die immer einen Teil des Schmerzes ausmacht, auf der Stelle überwindet, dies ist tätiger, innen wirkender Schmerz, der einzige, der Sinn hat und unserer würdig ist. Ich liebe nicht die christlichen Vorstellungen eines Jenseits, ich entferne mich von ihnen immer mehr, ohne natürlich daran zu denken, sie anzugreifen...; sie mögen ihr Recht und Bestehen haben, neben so vielen anderen Hypothesen der göttlichen Peripherie – aber für mich enthalten sie zunächst die Gefahr, uns nicht allein die Entschwundenen ungenauer und zunächst unerreichbarer zu machen –; sondern auch wir selber, uns in der Sehnsucht hinüberziehend und fort von hier, werden darüber weniger bestimmt, weniger irdisch: was wir doch, vor der Hand, solange wir hier sind, und verwandt mit Baum, Blume und Erdreich, in einem reinsten Sinne zu bleiben, ja immer erst noch zu werden haben! Was mich angeht, so starb mir, was mir starb, sozusagen in mein eigenes Herz hinein: der Entschwundene, wenn ich ihn suchte, nahm sich in mir eigentümlich und so überraschend zusammen, und es war so rührend zu fühlen, daß er nun nur noch dort sei, daß mein Enthusiasmus, seiner dortigen Existenz zu dienen, sie zu vertiefen und zu verherrlichen, fast in demselben Augenblick die Oberhand bekam, in dem sonst der Schmerz die ganze Landschaft des Gemüts überfallen

und verwüstet haben würde. Wenn ich mich erinnere, wie ich – oft bei äußerster Schwierigkeit, einander zu verstehen und gelten zu lassen – meinen Vater geliebt habe! Oft in der Kindheit verwirrten sich die Gedanken und das Herz erstarrte mir über der bloßen Vorstellung, er könne einmal nicht mehr sein; mein Dasein schien mir so völlig durch ihn bedingt (mein, von vorneherein doch so anders gerichtetes Dasein!), daß sein Fortgehen meiner innersten Natur gleichbedeutend war mit meinem eigenen Untergang..., aber so tief steckt der Tod im Wesen der Liebe, daß er ihr (wenn wir ihn nur mitwissen, ohne uns durch die ihm angehängten Häßlichkeiten und Verdächte beirren [zu] lassen) nirgends widerspricht: wo schließlich, kann es Eins, das wir unsäglich im Herzen getragen haben, anders hin verdrängen, als in eben dieses Herz, wo wäre die „Idee" dieses geliebten Wesens, ja seine unaufhörliche Wirkung (denn wie könnte die aufhören, die doch schon, da es mit uns lebte, von seiner greifbaren Gegenwart mehr und mehr unabhängig war)... wo wäre diese immer schon geheime Wirkung gesicherter, als in uns?! Wo könnten wir ihr näher kommen, wo sie reiner feiern, wann ihr besser gehorchen, als wenn sie mit unseren eigenen Stimmen verbunden auftritt, als ob unser Herz eine neue Sprache gelernt hätte, eine neues Lied, eine neue Kraft! – Ich werf es allen modernen Religionen vor, daß sie ihren Gläubigen Tröstungen und Beschönigungen des Todes geliefert haben, statt ihnen Mittel ins Gemüt zu geben, sich mit ihm zu vertragen und zu verständigen. Mit ihm, mit seiner völligen, unmaskierten Grausamkeit: diese Grausamkeit ist so ungeheuer, daß sich gerade bei ihr der Kreis schließt: sie führt schon wieder an das Extrem einer Milde, die so groß, so rein und so vollkommen klar ist (aller Trost ist trübe!), wie wir nie, auch nicht im süßesten Frühlingstag, Mildigkeit geahnt haben. Aber zur Erfahrung dieser tiefsten Milde, die, empfänden sie nur einige von uns mit Überzeugung, vielleicht alle Verhältnisse des Lebens nach und nach durchdringen und transparent machen könnte: zur Erfahrung dieser reichsten und heilsten Milde hat die Menschheit niemals auch nur die ersten

Schritte getan – es sei denn in ihren ältesten, arglosesten Zeiten, deren Geheimnis uns fast verloren gegangen ist. Nichts, ich bin sicher, war je der Inhalt der „Einweihungen", als eben die Mitteilung eines „Schlüssels", der erlaubte, das Wort „Tod" ohne Negation zu lesen; wie der Mond, so hat gewiß das Leben eine uns dauernd abgewendete Seite, die nicht sein Gegenteil ist, sondern seine Ergänzung zur Vollkommenheit, zur Vollzähligkeit, zu der wirklichen heilen und vollen Sphäre und Kugel des Seins. Man sollte nicht fürchten, daß unsere Kraft nicht hinreichte, irgendeine, und sei es die nächste und sei es die schrecklichste Todeserfahrung zu ertragen; der Tod ist nicht über unsere Kraft, er ist der Maßstrich am Rande des Gefäßes: wir sind voll, so oft wir ihn erreichen – und Vollsein heißt (für uns) Schwersein... das ist alles. – Ich will nicht sagen, daß man den Tod lieben soll; aber man soll das Leben so großmütig, so ohne Rechnen und Auswählen lieben, daß man unwillkürlich ihn (des Lebens abgekehrte Hälfte), immerfort miteinbezieht, ihn mitliebt – was ja auch tatsächlich in den großen Bewegungen der Liebe, die unaufhaltsam sind und unabgrenzbar, jedesmal geschieht! Nur weil wir den Tod ausschließen in einer plötzlichen Besinnung, ist er mehr und mehr zum Fremden geworden und, da wir ihn im Fremden hielten, ein Feindliches.
Es wäre denkbar, daß er uns unendlich viel näher steht, als das Leben selbst... Was wissen wir davon?! Unser effort (dies ist mir immer deutlicher geworden mit den Jahren, und meine Arbeit hat vielleicht nur noch den einen Sinn und Auftrag, von dieser Einsicht, die mich so oft unerwartet überwältigt, immer unparteilicher und unabhängiger ... seherischer vielleicht, wenn das nicht zu stolz klingt ... Zeugnis abzulegen), ...unser effort, mein ich, kann nur dahingehen, die Einheit von Leben und Tod vorauszusetzen, damit sie sich uns nach und nach erweise. Voreingenommen, wie wir es gegen den Tod sind, kommen wir nicht dazu, ihn aus seinen Entstellungen zu lösen... glauben Sie nur, liebe gnädigste Gräfin, daß er ein Freund ist, unser tiefster, vielleicht

der einzige durch unser Verhalten und Schwanken niemals, niemals beirrbarer Freund... und das, versteht sich, nicht in jenem sentimental-romantischen Sinn der Lebensabsage, des Lebens-Gegenteils, sondern unser Freund, gerade dann, wenn wir dem Hiersein, dem Wirken, der Natur, der Liebe... am leidenschaftlichsten, am erschüttertsten zustimmen.

Das Leben sagt immer zugleich: Ja und Nein. Er, der Tod (ich beschwöre Sie, es zu glauben!) ist der eigentliche Ja-Sager. Er sagt nur: Ja. Vor der Ewigkeit.

Denken Sie an den „Schlafenden Baum". Ja, wie gut, daß es mir einfällt. Denken Sie an all die kleinen Bilder und die Zuschriften dazu – wie haben Sie da, im jugendlich-arglosen Vertrauen, immerfort beides in der Welt erkannt und bejaht: das Schlafende und das Wache, das Licht und das Dunkle, die Stimme und das Schweigen..., la présence et l'absence. Alle die scheinbaren Gegenteile, die irgendwo, in einem Punkt zusammenkommen, die an einer Stelle die Hymne ihrer Hochzeit singen – und diese Stelle ist – vor der Hand – unser Herz!

Immer Ihr dauernd ergebener

Rilke

Château de Muzot sur Sierre/Valais,
am 12. April 1923

Meine verehrte gnädigste Gräfin,

es ist Zeit, daß ich den beiden kleinen Sendungen der vorigen Woche nun auch ein Wörtliches und Mitteilendes nachsende; dieses vor allem: den wörtlichen Dank für Güte und Freundschaft Ihres Briefes vom 10. März. Glauben Sie, ich habe ihn wieder und wieder gelesen, um Ihnen nahe zu sein und ganz den jetzigen Zustand Ihres Schmerzes zu verstehen und aufzufassen. Wie tief muß er sein, da Sie bis zu jenen Stellen seiner Windstille eindringen konnten (wenige Menschen, schon ans Mißtrauen gegen

den Schmerz, gelangen dorthin) – und wie wahrhaft ist er, da Sie ihn bis ins Körperlichste verfolgen und ihn in seinen beiden Extremen erfahren können: ganz im Seelischen, dort wo er uns so unendlich übertrifft, daß wir ihn nur noch als Stille, als Pause, als Intervall unserer Natur empfinden, und auch wieder, plötzlich, an seinem anderen Ende, wo er wie ein leibliches Wehtun ist, ein unbeholfener heilloser Kinderschmerz, der Stöhnen macht. Aber ist es nicht wunderbar (und ist es nicht irgendwie ein Werk der Mütterlichkeit), so in den Kontrasten des eigenen Wesens herumgeführt zu sein? Und Sie empfindens ja auch oft wie eine Einweihung, eine Einführung ins Ganze und so, als könne einem nichts Böses, nichts in bösem Sinne Tödliches mehr widerfahren, wenn dieses elementarische Leid einmal rein und wahrhaftig durchgemacht ist. – Ich habe mir oft gesagt, daß dieses der Drang oder (wenn so zu sagen erlaubt ist) die heilige List der Märtyrer war, daß sie verlangten, den Schmerz, den fürchterlichsten Schmerz, das Übermaß alles Schmerzes, hinter sich zu legen – das, was sich sonst, unvorsehlich, in kleinen oder größeren Dosen körperlichen und seelischen Leidens über ein Leben verteilt und mit seinen Momenten vermischt – diese ganze Leidensmöglichkeit auf einmal heraufzurufen, zu beschwören, damit dahinter, nach solcher Überstehung, nur noch die Seligkeit sei, die ununterbrochene Seligkeit im Anschauen Gottes – die nichts mehr stören kann, am Ausgang der Überwindungen... So ist auch der Verlust, dessen Schatten über Ihnen liegt, eine Aufgabe des Überstehens, ja ein Aufarbeiten alles Leidens, das über uns kommen kann – (denn mit der Mutter, die uns verläßt, fällt aller Schutz), eine ungeheuere Abhärtung ist auszuhalten – aber dafür geht (und auch das fingen Sie schon an zu fühlen)... dafür geht nun die Macht des Schützens in Sie über, und alle Mildigkeit, die Sie bisher noch empfangen durften, wird mehr und mehr in Ihrem Inneren aufblühen und es wird nun Ihre neue Fähigkeit sein, sie als ein Eigenes (unsäglich, um den tiefsten Preis Ererbtes und Erworbenes), von sich aus, auszuteilen.

Mehr als einmal schon habe ich Ihnen angedeutet, wie ich mehr und mehr in meinem Leben und in meiner Arbeit nur noch von dem Bestreben geführt bin, überall unsere alten Verdrängungen zu korrigieren, die uns die Geheimnisse entrückt und nach und nach entfremdet haben, aus denen wir unendlich aus dem Vollen leben könnten. Die Furchtbarkeit hat die Menschen erschreckt und entsetzt: aber wo ist ein Süßes und Herrliches, daß nicht zu Zeiten *diese* Maske trüge, die des Furchtbaren? Das Leben selbst – und wir kennen nichts außer ihm – ist es nicht furchtbar? Aber so wie wir seine Furchtbarkeit zugeben (nicht als Widersacher, denn *wie* vermöchten wir ihr gewachsen zu sein?), sondern irgend-wie in einem Vertrauen, daß eben diese Furchtbarkeit ein ganz *Unsriges* sei, nur ein, vor der Hand, für unsere lernenden Herzen noch zu Großes, zu Weites, zu Unumfaßliches..., so wie wir, meine ich, seine schrecklichste Furchtbarkeit bejahen, auf die Ge-fahr hin, an ihr (d. h. an unserem Zuviel!) zugrunde zu gehen – erschließt sich uns eine Ahnung des Seeligsten, das um diesen Preis unser ist. Wer nicht der Fürchterlichkeit des Lebens irgend-wann, mit einem endgültigen Entschlusse, zustimmt, ja ihr zu-jubelt, der nimmt die unsäglichen Vollmächte unseres Daseins nie in Besitz, der geht am Rande hin, der wird, wenn einmal die Entscheidung fällt, weder ein Lebendiger noch ein Toter gewesen sein. Die *Identität* von Furchtbarkeit und Seeligkeit zu er-weisen, dieser zwei Gesichter an demselben göttlichen Haupte, ja dieses einen *einzigen* Gesichts, das sich nur so oder so darstellt, je nach der Entfernung aus der, oder der Verfassung, in der wir es wahrnehmen...: dies ist der wesentliche Sinn und Begriff meiner beiden Bücher, von denen nun das eine, die Sonette an Orpheus, schon in Ihren gütigen Händen ist.

Ich hatte Freunde hier zu Besuch um Ostern und habe (zum drittenmal nun) diese Gedichte vorgelesen; dabei erfuhr ich, jedesmal, wie sehr man der Aufnehmung zu Hilfe kommen kann, durch kleine, nebenbei ausgesprochene Erklärungen. Aber dafür ist das persönliche Vorlesen notwendig... – Während des Lesens,



Leo von König: Pfauen. Ölgemälde

neulich abend, gedachte ich Ihrer, liebe gnädigste Gräfin, und wünschte mir so sehr einmal dieses Buch, Blatt für Blatt, mit Ihnen durchzusehen, um Ihnen jedes einzelne Gedicht in seiner ganzen Stärke hinzustellen. Ich weiß jetzt, es ist keines da, das nicht klar und ergiebig wäre, wenn auch manche dem unsäglichen Geheimnis so nahegestellt sind, daß sie nicht zu erklären blieben, sondern eben nur... auszuhalten. Aber ich erfuhr, wieviel meine Stimme, unwillkürlich, zur Deutung beiträgt, schon deshalb, weil das ganze Mysterium der Entstehung dieser Verse noch in ihr zittert und sich, in unbeschreiblichen Schwingungen, auf den Anhörer überträgt.

Auch davon, wenn ich nicht irre, erzählte ich Ihnen schon: daß diese merkwürdigen Sonette an Orpheus keine beabsichtigte oder erwartete Arbeit waren; sie stellten sich, oft *viele* an einem Tag (der erste Teil des Buches ist in etwa drei Tagen entstanden), völlig unerwartet ein, im Februar vorigen Jahres, da ich vielmehr dabei war, mich für die Fortsetzung jener anderen Gedichte – der großen Duineser Elegien – zu sammeln. Ich konnte nichts tun, als das Diktat dieses inneren Andrangs rein und gehorsam hinzunehmen; auch begriff ich erst nach und nach den Bezug dieser Strophen zu der Gestalt jener achtzehn- oder neunzehnjährig verstorbenen Wera Knoop, die ich wenig gekannt und nur ein paarmal im Leben, da sie noch ein Kind war, gesehen habe, freilich mit eigentümlicher Aufmerksamkeit und Ergriffenheit. Ohne daß ich es so anordnete (bis auf wenige Gedichte am Eingang des zweiten Teils behielten alle Sonette die chronologische Folge ihrer Entstehung), ergab es sich, daß nur jeweils die *vorletzten* Gedichte der beiden Teile auf Wera ausdrücklich Bezug nehmen, sie anreden, oder ihre Gestalt *hervorrufen*.

Dieses schöne Kind, das erst zu tanzen anfing und, bei allen, die sie damals sahen, Aufsehen erregte, durch die ihrem Körper und Gemüt eingeborene Kunst der Bewegung und Wandlung – erklärte ihrer Mutter unvermutet, daß sie nicht länger tanzen könne oder wolle...; (das war eben am Ausgang des Kindseins) ihr

Körper veränderte sich seltsam, wurde, ohne seine schöne östliche Gestaltung zu verlieren, seltsam schwer und massiv... (was schon der Anfang der geheimnisvollen Drüsenerkrankung war, die dann so rasch den Tod herbeiführen sollte)... In der Zeit, die ihr noch blieb, trieb Wera Musik, schließlich zeichnete sie nur noch – als ob sich der versagte Tanz immer leiser, immer diskreter noch aus ihr ausgäbe... Ich kannte ihren Vater, Gerhard Ouckama-Knoop, der den größten Teil seines Lebens, als Ingenieur, an den großen Knoopschen Spinnereien in Moskau zugebracht hatte. Ein Herzleiden, dessen merkwürdige Beschaffenheit den Ärzten ein Rätsel war, zwang ihn später, sich aus dieser Tätigkeit zurückzuziehen, er kam mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern (deren Wera die jüngere war), nach Deutschland und hatte noch Zeit, ein paar Bücher zu verfassen, die nicht unbekannt geblieben sind, aber die große Eigentümlichkeit des Erlebens, das diesen bescheidenen Mann beschäftigte und ausfüllte, vielleicht nicht genügend erkennen lassen. Seine letzten Jahre müssen voll großartiger Einsichten und Hellheiten gewesen sein, – und sein Sterben, begünstigt vielleicht durch die besonderen Zustände seines Herzens, war eine restlose Lösung des Hiesigen in einer unbeschreiblichen Klärung seines Geistes..., er starb wissend, gewissermaßen überflutet von Einsichten ins Ewige, und sein letzter Atem wurde ihm zugeweht von den, durch ihn erregten, Flügeln der Engel... Ich kannte auch ihn nicht viel, denn in Paris wohnend, wo er mich nur einmal besuchte, fehlte mir die Möglichkeit näheren Umgangs mit ihm...; aber es bestand zwischen uns, von Anfang an, jener Instinkt des Vertrauens, jene gar nicht weiter zu beweisende Freude aneinander – die vielleicht aus der gleichen Quelle stammte wie die unerhörte Eingebung, die mich nun so unbegreiflich begabt hat, der jungen Wera dieses Grabmal aufzurichten!
Es würde zu weit führen, wollte ich nun versuchen, einzelne der Sonette zu kommentieren, auch möchte ich so gerne diesen Grund für eine künftige Begegnung bestehen lassen. Immerhin, damit Sie das Buch richtig lesen, meinte ich diese vorangehenden Hin-

weise Ihnen schreiben zu dürfen – so manches wird sich nun aus ihnen ergeben und als leichte Begleitung bei Ihren Lesestunden mitwirken.
Vielleicht ists noch gut zu wissen, daß das XVI. Sonett (des ersten Teils), Seite 22, an einen Hund gerichtet ist: ich wollte das absichtlich nicht ausdrücklich anmerken, weil das fast wieder wie eine Ausschließung (oder doch Absonderung) des Geschöpfes gewirkt haben würde, das ich ja gerade ganz in unser Geschehen hereinnehmen wollte. (Errät mans wohl, erriete mans, daß da ein Hund angeredet ist?)
Ich schließe, verehrte Gräfin. Die Anemonen! Was Sie wohl zu denen gesagt haben (falls sie noch ungefähr kenntlich angekommen sind). Im vorigen Jahr sagte man mir, diese dunkelviolette bepelzte Art der Pulsatille wäre nur im Wallis zu Hause; unerfahren, wie ich leider in Botanik bin, glaubte ich das gerne, heuer aber kam jemand durch, der nannte die kleine Blume, in schmählicher Vertraulichkeit „Kuh-" oder sogar „Küchenschelle" und versicherte mir, que c'était tout ce qu'il y a de plus commun... Nun, das täte ja ihrer Schönheit weiter keinen Eintrag, wunderte mich aber, denn, wie sie hier so, im Gestein, als erstes aufkommt, in der Vorsicht ihres silbernen, noch für alle Unbillen eingerichteten Pelzes, nimmt sie sich wirklich selten und edel aus. – Kannten Sie sie? Gibt es die gleiche in Ungarn?
Ich hatte Musik hier zu Ostern, muß ich noch erzählen, herrliche Musik – ein Ereignis für mich, der ich so selten dazukomme, Musik aufzunehmen (und vielleicht mir auch gar nicht wünschte, oder es nicht wagte, ihr öfter offen zu sein). Mit meinen Schweizer Freunden war eine noch ganz junge Geigerin zu mir gekommen, von der man mir versichert, daß sie schon jetzt unter den besten und außerordentlichsten Künstlern ihres Instrumentes gälte. Sie spielte mir Bach während dreier Tage, fast nur Bach – und wie, wie! Mit welcher Erwachsenheit und Sicherheit der Geige, mit welcher Entschlossenheit. (So müßten Schicksale, so müßten Leben sein; aber nur im Schicksalslosen gibt es diese straffe

Stärke, die das Sanfte in sich faßt und schützt – und diese Genauigkeit.) Die junge Künstlerin, Alma Moodie (Schottin vom Vater her, Irländerin von Mutterseite, in Australien geboren, gegenwärtig in Berlin mit Flesch arbeitend) geht, soviel ich weiß, nächstens auf einer Tournee nach Rumänien... Wenn sie durch Ungarn kommt und in Pest spielt und es trifft sich so, bitte, hören Sie sie...
Ich gab ihr (nach Rumänien) das entzückende Buch der Psse Marthe Bibesco mit, Isvor, le pays des Saules, zwei Bände... ein Buch voll tiefer Erfahrungen des aus ältesten Überlieferungen herstammenden Lebens und Fühlens des dortigen Volkes – Seiten von reinster Empfindung und Poesie: soll ich es Ihnen senden? (denn ich glaube, es ist schwer, im Auslande französische Bücher zu erhalten). In dauernder Ergebenheit Ihnen dankbar zugewendet

Ihr

Rilke

*

Tsuneyoshi Tsudzumi

Die japanische Rittermoral „Bushidô"

Es mag zunächst als ein starker Widerspruch erscheinen, wenn man den westlichen Begriff des Ritters mit dem japanischen Bushidô in Verbindung bringt. Gewiß besteht zwischen beiden eine tiefe Kluft. Ich denke aber doch auch an mehrere verwandte Züge bei den so grundverschiedenen Erscheinungen. Die westliche Ritterlichkeit findet, wie ich glaube, ein gewisses Ebenbild nirgendswo als in dem japanischen Bushidô und umgekehrt. Ich werde mich bei der folgenden Beschreibung möglichst oft auf das westliche Rittertum beziehen, um Leichtverständlichkeit und Deutlichkeit zu gewinnen – der Unterschied wird sich von selbst ergeben.
Der Inselbewohner, der sich oft seiner eigenen Kultur nicht bewußt ist, hat über diesen wichtigen Zug des Volkstums sehr ver-

schiedene Meinungen. Der freier denkende Japaner will darin bloß einen kläglichen Rest des starren Feudalismus sehen, während der konservative ihn blindlings hochschätzt und seinen Wert besonders betont. Beide wissen aber von der eigenartigen Rittermoral „Bushidô" nur sehr wenig. Der eine hält den letzten Abschnitt ihrer Entfaltung ohne weiteres für das Ganze; der andere vermengt sie sehr gern mit dem Konfuzianismus. Sie vertreten aber immerhin herrschende Meinungen auf den Inseln, obgleich sich in letzter Zeit auch auf diesem Gebiete eine bessere Erkenntnis zu verbreiten beginnt.

Für das europäische Rittertum kann man wohl ein genaueres Datum setzen, da die Bezeichnung „Ritter" ihre untrennbare Beziehung zur Kampfesweise des reitenden Kriegers andeutet, so daß sie mit dieser blühte und verfiel. Der reitende Krieger erschien in Europa zur Regierungszeit Karls des Großen; wir dürfen die obere Grenze, wenn wir wollen, bis dahin hinaufschieben, jedoch bildete sich der eigentliche Ritterstand erst im 12. Jahrhundert. Die untere Grenze fällt in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, in dem sich die Kampfesweise durch die Erfindung der Feuerwaffen änderte; man darf sie aber auch noch tiefer ansetzen, da Kaiser Maximilian I. als der letzte Ritter bezeichnet wird.

Bei der japanischen ethischen Rittermoral „Bushidô" liegen die Dinge beträchtlich anders. Etymologisch bedeutet das Wort „den Weg des Kriegers". Der Krieger heißt in alter Sprache „Mononofu", dann „Samurai" und „Bushi". Nach der Restauration Meiji sind all diese Ausdrücke außer Gebrauch gekommen, da die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde und der besondere Stand des Kriegers verschwand. Es ist daher nicht zu leugnen, daß sie für unser Ohr schon einen veralteten Klang haben. Wenn wir Japaner aber nachdenken, ob wir den Inbegriff der Tugenden, die mit dem Namen „Bushidô" bezeichnet werden, einfach für vergangen ansehen dürfen, so müssen wir zugeben, daß das voreilig war. Erstens ist der Begriff nicht wie der westliche so innig

mit einer besonderen, vergänglichen Kampfesweise verbunden; zweitens gelten die Tugenden, die die Grundlage des Bushidô ausmachen, ebenfalls für die Soldaten der Gegenwart, wie von dem großen Kaiser Meiji ausdrücklich betont wurde. Andererseits aber will ich mich der Tatsache nicht verschließen, daß der Japaner mit den alten Ausdrücken Mononofu, Samurai und Bushi eine ganz andere Vorstellung verbindet als die des modernen Soldaten, da ihm dabei der historische Hintergrund, der ja auch in der Tat auf die Gestalt des Kriegers jeweils mannigfach eingewirkt hat, nie aus dem Sinne kommt. Es wird also eine Aufgabe dieses Kapitels sein, im Bushidô den unvergänglichen Volkscharakter und die vorübergehenden Kulturerscheinungen auseinanderzuhalten und zugleich herauszuarbeiten, wie doch diese vergänglichen Erscheinungen zur Erhärtung des besonderen Charakters beigetragen haben. Ich betrachte also die japanische Rittermoral als ein Stück echt japanischer ethischer Kultur und glaube, daß ich manches, was ich von dem Shintôismus gesagt habe, auch für Bushidô gelten lassen darf, obgleich jener viel umfassender und bedeutender ist und daher im Grunde genommen die Kriegertugend in sich schließt.

Was ist es denn nun nach volkstümlicher Meinung, was die Rittermoral vor der allgemeinen Kriegertugend auszeichnet? Loyalität, Pietät gegen Eltern, Charakterfestigkeit, Tapferkeit, Menschenliebe, Bescheidenheit usw., die der Inselbewohner gewöhnlich dazu rechnet, reichen doch nicht aus, um die Eigenart des Bushidô zu begründen. Ich möchte also hier auf eine charakteristische Denkweise des japanischen Kriegers aufmerksam machen; das ist nichts anderes als das besondere Ehrgefühl im Hinblick auf die eigene Herkunft. Man mag wohl zunächst ein solches Gefühl nicht hochschätzen, es vielmehr rücksichtslos als Eitelkeit bezeichnen, die auch bei Primitiven oft zu finden ist. Im Fall des Bushidô wäre man damit aber im Unrecht, da es sich hier nicht um den eitlen Stolz auf die Herkunft, sondern um die schon beschriebene, dem Volk eigentümliche shintôistische Gesinnung handelt; der japani-

sche Bushi fühlte nämlich durch seine eigene Person seine Sippe von ganz alten Zeiten her vertreten. Er war freilich sehr stolz auf vornehme Herkunft und insbesondere auf den Ruhm der Vorfahren, allein dieser Stolz erweckte in ihm sogleich das Gefühl der Pflicht, die ruhmvolle Herkunft keinesfalls durch sein Handeln zu verletzen; die mögliche Schande war ja durchaus nicht auf ihn beschränkt, sondern bei seiner Einstellung müßten alle seine Nachkommen darunter leiden, so daß er sie womöglich gern mit seinem Tode aus der Welt schaffen wollte. Dieses Gefühl kann sich der Leser, der die shintôistischen Kapitel gelesen hat, wie ich glaube, wohl vorstellen. Folgerichtig gab es auf den östlichen Inseln im Anfang keinen Kriegerstand, sondern Kriegersippen, die sich auf die Götterzeit zurückführen lassen.

Der Bushi lebte also nicht als ein abgesondertes Individuum, sondern als ein Glied der Ahnenreihe; das entsprach ja auch dem Shintôismus. Wenn der Bushi eine Heldentat geleistet hat, so dient sie nicht nur dem Ruhm seiner einzelnen Person, sondern dem der ganzen Ahnenreihe; sie verherrlicht die Väter und die Enkel ihres Urhebers; dasselbe gilt natürlich auch für Schimpf und Schande, die er auf sich zieht. Der Bushi dachte also ganz richtig: das eigene Leben besteht nur in einer Generation, der Name aber durch die ganze Reihe von Generationen. Wie gern ging er um des teuren Namens willen in den Tod! Sein Motto lautet: Empfange den Pfeil, sei's auch in die Stirn, doch nie in den Rücken, oder: Zeige dem Feinde nie den Rücken – denn vor dem Feinde fliehen, galt für eine unverwischbare Schande.

Solcher Gesinnung entsprach manche charakteristische Sitte auf dem Schlachtfeld, das eine Art Prüfungsplatz war, wo das Ehrgefühl des Bushi auf harte Probe gestellt wurde. Die Kampfweise des Bushi entsprach also auch durchaus seinem Standesbewußtsein. Er schädigte nicht gern einen friedlichen Bewohner des feindlichen Gebiets, es sei denn, daß dieser ihn irgendwie behelligte; denn er verachtete es, sein teueres Schwert mit Bauernblut zu besudeln. Es kam daher häufig vor, daß das nicht am Kampf

beteiligte Volk Zeuge ruhmvoller Taten auf dem Schlachtfeld war, indem es dem Kampf zuschaute und später davon weiter erzählte. Der Kampf blieb in der Regel auf den Bushi-Stand beschränkt; daraus erklärt sich auch der Plan der japanischen Burg, obgleich die Burg ihrem Wesen nach dem Geist des Bushidô nicht ganz entspricht und erst nach dem westlichen Vorbild richtig ausgestaltet wurde, also in späterer Zeit (nach dem 17. Jahrhundert). Der beim ersten Blick auffallende Unterschied der japanischen Burg sowie des verteidigungsfähigen Schlosses gegenüber dem europäischen (und auch dem chinesischen) besteht darin, daß die Burg ohne Rücksicht auf den Schutz der Bürger angelegt ist; die Stadt liegt immer außerhalb der Ringmauer, wie man bei den heute noch erhaltenen Schlössern sehen kann.

Bei der Schlacht war der Bushi sowohl Teilnehmer wie auch Zuschauer. Der namhafte Kämpfer ließ sich nicht gern mit dem ersten besten Feind ein, es sei denn, daß er von ihm durch Angriff dazu gezwungen wurde, sondern wählte einen seiner würdigen aus; es galt also, Mann gegen Mann einen Zweikampf auszufechten, um dadurch persönliche Auszeichnung und Ehre zu gewinnen, wie es ja auch beim westlichen Rittertum im großen und ganzen der Fall war. Wenn einer ihm etwa dabei zu Hilfe kam, so sah er darin nur eine schnöde Störung, und so kam es nicht selten zu Szenen, in denen die kämpfenden Parteien eine Weile den Streit einstellten und Zuschauerposten einnahmen, zumal da, wo zwei hervorragende Feldherren im Zweikampf standen. Wir lesen in dem Bruchstück des althochdeutschen Hildebrandliedes, wie sich der Heldengreis Hildebrand und der junge Hadubrand „zwischen zwei Heeren allein begegneten". Es geschah wohl aus väterlicher Besorgnis, daß der Alte den Jüngling anrief; er findet im Feinde den eigenen Sohn, und dieser sieht in der Angabe des Gegners, er sei sein Vater, eine feige List. Auch das alte Japan kannte die Herausforderung des Gegners; es herrschte die besondere Kriegssitte, daß der bedeutende Bushi, wenn er den Kampfplatz betrat, sich auf dem Pferde aufrichtete, gegen die feindliche Gruppe hin mit lauter

Stimme die eigene ehrwürdige Herkunft ungefähr dem Stammbaum gemäß vermeldete, der Väter Ruhm und Verdienst nachdrücklich erwähnte und damit einen ansehnlichen Feind zum Kampf aufforderte. Hierauf mußte ein auf sich selbst vertrauender Kämpfer der Gegenpartei dem Auffordernden entgegenreiten und ebenso stolz auf seine Herkunft und den Ruhm der Familie hinweisen. Erst nach solcher beiderseitigen Anerkennung wurde der Zweikampf ausgefochten. Es kam aber manchmal auch der eigenartige Fall vor, daß der eine der Kämpfer den Gegner mit Schimpf und Schmähung niederzuschmettern gedachte, wenn er nämlich zufällig von der unehrenhaften Kriegerlaufbahn des anderen etwas wußte; damit hatte er dann den Kampf schon zur Hälfte gewonnen, da der zu Recht Beschimpfte in seinem Mut geschwächt wurde.
Ein wichtiger Unterschied zwischen Bushidô und westlicher Ritterlichkeit, der nicht übersehen werden soll, betrifft die Gefangenschaft und die Wiedererlangung der Freiheit durch Lösegeld. Der Bushi nahm den Gegner ohne besonderen Grund nicht gefangen, denn die Gefangennahme war eine Beleidigung, die dem Bushi, der seinem Feinde ja nie den Rücken zeigen wollte, weit schlimmer als der Tod erschien. Ein Bushi mochte diese Schande nicht überleben, er ließ sich also bei lebendigem Leibe nicht gefangen nehmen und bat entweder den Sieger, wenn es nicht anders ging, um den viel leichter erträglichen Selbstmord, der ihm wohl auch von dem ritterlichen Gegner erlaubt wurde, oder er entleibte sich schnell vor der Gefangennahme. Gewöhnlich hieb der Sieger ohne weiteres dem Gegner den Kopf ab, den er zum Beweis seiner Tat dem Feldherrn brachte und dann oft aus Mitleid und Höflichkeit der Familie des erschlagenen Kriegers zum Begräbnis überreichte, sofern es sich um eine bedeutende Persönlichkeit handelte. Der Bushi legte auf Sitte und Gerechtigkeit großes Gewicht und beachtete sie auch gegenüber dem Feind. Er hätte sich schämen müssen, wenn er einen Gegner wegen des Lösegeldes zum Gefangenen gemacht hätte. Ein besonderes Zeugnis von der hohen Auffassung des Ehrgefühls gibt die Geschichte eines Bushi, der

den Tod einer unvermeidlichen Mißhandlung vorziehen wollte. Sein Kriegsgefährte wollte ihm den tief in den Kopf eingedrungenen Pfeil herausziehen; er stak aber so fest im Schädel, daß er mit den Händen den Pfeil fassen und den Fuß auf den Kopf setzen und dagegen stemmen mußte; der Verwundete entbrannte vor Zorn, hieb mit dem Schwert nach ihm und rief: Ich bin gefaßt auf den Tod, aber nicht auf den Schimpf, den du mir antust; lieber sterbe ich mit dir, dem Feind meiner Ehre. So peinlich war der Bushi um seine Ehre besorgt, denn diese gehörte ja, wie er zu sagen pflegte, nicht ihm allein, während der Tod nur ihn traf. Wenn alle Schande schließlich von der Todesfurcht herrührt, so muß sie dadurch aufgehoben werden, daß man sich über den Tod erhaben fühlt. Eine solche Anschauung ist es, die dem wegen seiner Eigenart fast weltbekannten Selbstmord „Seppuku" oder „Harakiri" (Bauchaufschlitzen) zugrunde liegt. Daraus entwickelte sich auch die Sitte des Selbstmords in Friedenszeiten, und zwar hauptsächlich in der Tokugawa-Zeit; allein der Selbstmord, der nicht lediglich in der Weise des Bauchaufschlitzens ausgeführt wurde, ist älteren Datums. Mitten im Gefecht hatte der Krieger selbstverständlich keine Zeit dazu. Der Feldherr nahm bei einer Niederlage oft mit dem Gefolge seine Zuflucht zu einem Tempel, damit er Zeit und Ruhe gewann, sich in der Art des Seppuku zu entleiben. Bei den japanischen Schlössern und Burgen (Shiro) galt der Berchfrit (Tenshu oder Tenshukaku, das Hauptgebäude zu Warte und Wehr) als letzter Verteidigungsposten; wenn bei der Belagerung alle Schutzgräben und Ringmauern überwältigt waren, zogen die Überlebenden sich in den Berchfrit zurück, da sie die Übergabe nicht überleben wollten, und begingen erst nach verzweiflungsvollem Widerstand auf dem obersten Stockwerk oder in einem dazu bestimmten Zimmer, welches das Gebäude regelmäßig hatte, Selbstmord, während unten vor der Tür einige todesmutige Haudegen den herandrängenden Feind zurückschlugen. Im Kriegsroman wird manchmal erzählt, wie ein Held hoch oben vom Tenshu die feindliche Masse kühn anschrie und ihr

seinen tapferen Selbstmord zur Schau stellte, indem er sich den Bauch aufschlitzte, die Eingeweide herausnahm und auf sie hinunterwarf. Darf man in solcher Tat nur einen unmenschlichen Barbarismus erblicken? Nein, das Seppuku war der äußerste Grad der Selbsterziehung für den Bushi; und das in besonderem Maße beim Selbstmord im Alltag der Friedenszeit, da es bei weitem mehr Selbstüberwindung erforderte, sich leidenschaftsfrei zu entleiben. Es entwickelte sich sogar eine zeremonielle Art des Selbstmordes, die dem Bushi-Kind bei der Mündigsprechung eingeprägt wurde. Als besonders musterhaft galt es, jede weichere Gefühlsregung zu unterdrücken, sich ganz still und ruhig zu benehmen und selbst in der Todesqual keine Miene zu verziehen. Der Bushi muß aus eigenem Erlebnis darum gewußt haben, daß der Ausdruck das Gefühl steigert. Im Zusammenhang hiermit steht wohl auch die in der westlichen Welt bemerkte Starre im Gesichtsausdruck des Japaners. Die Tugend des Bushi forderte, Gemütserregungen, Freude, Zorn, Trauer und Lust nicht im Gesicht zu zeigen. Andererseits aber ist es auch wahr, daß der Ausdruck das Pathos beschwichtigt, durch das sich die Natur des Menschen verrät.

Der Bushi soll nicht nur in der Gesinnung, sondern auch in der Lebensführung möglichst bescheiden sein. Diese Tugend wird leicht mit Sparsamkeit verwechselt. Der Unterschied besteht, wie man wohl nicht erst zu erklären braucht, darin, daß es dem Sparenden um die etwaigen Ersparnisse zu tun ist, während der Bescheidene überhaupt gleichgültig gegenüber Dingen der Sinnenwelt sein wird. Der erste Shôgun Minamoto Yoritomo belehrte einmal einen seiner Vasallen, indem er ihm den schönen Ärmel aus zehnfach übereinander gelegtem bunten Stoff – so prachtvoll gekleidet erschien er vor dem Herrn – unerbittlich zerschnitt. Damit meinte der wohlbedachte Feldherr, daß der Luxus, wie das Beispiel der Taira-Sippe erwiesen hat, verweichlicht und den Krieger verwöhnt. Die Fähigkeit zur äußersten Entbehrung im Fall eines Krieges, auf die die japanische Rittermoral ein besonderes Gewicht

legte und zu der sie den Bushi rechtzeitig im Frieden stählte, wurde durch die alltägliche bescheidene Lebensführung errungen. Von dem tugendhaften Shikken Hôjô Tokiyori wird noch heute erzählt, daß er ein ganz anspruchsloses Leben führte und damit auch zufrieden war. Die Gesinnung des Bushidô lebt im modernen Inselreich weiter und macht das Volk sowohl im Kriege wie auch im Frieden standhaft. Das gerade Gegenteil zu dieser Gesinnung sehe ich in dem europäischen Begriff „Komfort", der dem wahren Bushi wie ein Laster vorkommen muß. Andererseits war und ist das Streben nach Komfort eine wirksame Triebfeder in der erstaunlichen Entwicklung der westlichen Maschinenkultur, zu der denn auch der Japaner folgerichtig von sich selbst aus nicht gelangen konnte.

Die vielen Tugenden des Bushidô, die wir bisher betrachtet haben, wurden auf einmal bedeutungslos, wenn die eine, die sie krönen sollte, dem Bushi fehlte: die Loyalität, die Treue zum Herrscher. Die Loyalität des Japaners hätte eigentlich in erster Linie dem Kaiser gegenüber beobachtet werden sollen; das war während des feudalen Mittelalters bis zur Restauration Meiji zwar leider nicht immer selbstverständlich, aber es war doch auch niemals ganz in Vergessenheit geraten. Das konnte es schon darum nicht, weil erstens der Shôgun nur durch kaiserliche Ernennung anerkannt wurde; weil zweitens dieser im Namen des Kaisers wirkende Herrscher, wenn er seine Vasallen gegen sich loyal stimmen wollte, auch selbst ein gutes Beispiel seines Verhaltens gegenüber dem über ihm stehenden Kaiser geben mußte.

Zum Schluß möchte ich im Hinblick auf einen Vergleich mit dem westlichen Rittertum noch zwei wichtige Unterscheidungsmerkmale erwähnen. Das ist erstens das Verhältnis des Bushidô zur Feuerwaffe. Die westliche Feuerwaffe kam ungefähr um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch Zufall auf die japanischen Inseln. Zwar beeinflußte die Waffe die Kriegführung und die Organisation des Heeres und beschleunigte die einheitliche Staatenbildung im damaligen Inselreich; trotz alledem konnte sie das

althergebrachte japanische Kriegertum doch nicht beseitigen. Wie können wir diese eigentümliche Erscheinung erklären? Es liegt zunächst daran, daß die japanische Rittermoral im Volkstum festgewurzelt ist und sich durch den äußerlichen Wandel der Welt nicht leicht aufheben läßt; der wesentliche Teil der Rittermoral lebt ja, wie schon gesagt, noch im gegenwärtigen Japan. Damit ist aber noch nicht der Grund dafür gegeben, warum die Einführung der Feuerwaffen nicht die Aufhebung des mittelalterlichen Feudalsystems zur Folge hatte. Dieser Sachverhalt läßt sich in zwei Richtungen erhellen; erstens wollte das Shôgunat mit allen Kräften dieses soziale System erhalten, dessen Beseitigung, wie man glaubte, den Untergang des Shogunats veranlassen mußte, und das wurde hauptsächlich durch seine Friedenspolitik ermöglicht. Zweitens kannte das Volk der Tokugawa-Zeit noch keine Fabrik, sondern nur Handwerk; die Eisenschmiede insbesondere stellte lediglich kleine Sachen her, wie Schwert und Speer, so daß das Schießgewehr nur stückweise produziert wurde und infolgedessen unsinnig teuer war. Und wennschon die Flinte nicht sehr zahlreich in Erscheinung trat, so erschien das sehr primitive Geschütz gar so selten, daß es als Kriegswaffe nicht in Frage kam. Wir lesen in einem damaligen Buch der Strategie, daß man nur die Flintentruppe an die Front stellte und alles, was darauf folgte, mit alten Waffen versah. So gelangte man lange Zeit nicht zur Erkenntnis, was die Feuerwaffe im Kriege zu leisten vermochte, und übte sich in der echt ritterlichen Fechtkunst weiter, wie es auch die Pflicht des Samurai war, der die Flinte als eine Waffe des Feigen ansah. Übrigens führte die Regierung sehr strenge Aufsicht über die Verbreitung von Feuerwaffen; man konnte mit einer Flinte nicht einfach über die Provinzgrenze gehen.

Und nun zweitens das Verhältnis des Bushidô zur Frau. Die ritterliche Kultur im alten Japan war durch und durch männlich, ohne einen Hauch von Feminismus. Das Gegenteil des Frauendienstes galt im großen und ganzen für das japanische Rittertum, da der Bushi fürchtete, daß er von dem empfind-

samen, weicheren Gefühl der Frau angesteckt würde. Er sollte dem weiblichen Wesen nichts Ernstes anvertrauen, da es zumeist als geschwätzig galt. Da das Ideal der Zeit natürlich im allgemeinen männlich war, sollte sich auch eine ritterliche Frau danach richten, also im Fechten mit einer Art Hellebarde üben (Naginata, fast eine spezifische Waffe für die Frau), alle Not ertragen, die Leidenschaften unterdrücken, ihrem Mann, wie der Vasall dem Lehnsherrn, dienen, die Kinder spartanisch erziehen und sogar ihren Gatten rächen. Allein sie sollte keinesfalls ein Mannweib werden, sondern trotzdem weiblich hold und bescheiden bleiben. Um einem unehrenhaften Leben zu entgehen, durfte sie sich ebenfalls selbst den Tod geben; sie tat dies aber nicht durch Bauchaufschlitzen, sondern indem sie sich die Kehle durchstach.

Aus: Tsuneyoshi Tsudzumi, Japan, das Götterland



Fritz Fischer, Zeichnung zu E. A. Poe: Phantastische Erzählungen

Gegen Abend hänge ich den Rock um und gönne mir einen gemächlichen Gang durch das Dorf, ich will sehen, ob mein grobes Wurfgitter schon geflickt ist.

Der Tag war heiß, jetzt sitzen die Leute gern noch eine Weile auf der Schwelle, die älteren Leute, denn das junge Volk ist noch munter genug, die Gasse auf und ab. Vor ein paar Jahren zog ich selber mit in der Reihe, ein Mädchen an jedem Arm, ja, das ist vorbei, das bringt kein Sommer zurück. Nicht, daß ich aller Torheit entrückt wäre, zuweilen gerate ich wohl auch noch ein wenig ins Gedränge, aber mehr im stillen. Ich gehöre schon zu denen, die lieber unter der Tür hocken, wenn die Dämmerung kommt. Man war zur selben Zeit jung, man wagte die gleichen Sprünge und man versteht einander noch immer, nur ist alles, was einen bewegt, von einer ruhigeren Art, so, daß man es von der Schwelle aus betrachten kann, Händel mit dem Nachbar, Sorgen mit der Frau.

Da treffe ich Christof, den Sägefeiler, bei dem verhalte ich mich gern ein wenig. Wir sitzen nebeneinander auf der Bank und führen ein sparsames Gespräch. In der Jugend nahmen ihn Auswanderer mit, sie dachten, daß er einen geduldigen Arbeiter abgeben werde, weil er so stark und schwerfällig war. Aber da irrten sie, drüben entkam er ihnen und schlug sich allein durch. Viele Jahre lang als Melker auf den Farmen, als Zimmermann bei den Kahnfrächtern, kein Mensch begreift, wie er das fertig brachte. Freilich trug es ihm auch nichts weiter ein. Er kam zurück, wie er gegangen war, nur ein mächtiger Schnurrbart ist ihm in der Fremde gewachsen. Den pflegt er nun mit großer Sorgfalt, und beim Kartenspiel hat er seinen Vorteil daran, weil er ihn unmerklich bewegen und seinem Gespan auf diese Weise die Sauen und Trümpfe anzeigen kann.

Drüben, erzählt er gern, drüben halten sie es nicht wie bei uns. Da hängen sie die Kühe im Kreis herum an.

Seht nur, und das ist nun das weite wilde Amerika, dort stehen die Kühe mit den Köpfen beisammen! Christof hat die halbe Welt

gesehen und es war weiter nichts. Überall gab es Rinder, nur standen sie manchmal verkehrt.
Aber ich traue ihm doch nicht ganz. Einmal zeigte er mir ein Kistchen in seiner Kammer, das war nur zwei Spannen lang und dabei so schwer, daß ich es kaum heben konnte. Christof lachte und sagte kein Wort dazu. Vielleicht enthielt diese Kiste wirklich Goldkörner, wie die Rede ging. Vielleicht aber auch nur Schrot, die Leute wissen nicht, was ich weiß.
Ich denke an einen Abend im Herbst, um die Zeit der Hirschbrunft. Ich suchte Pilze am Waldrand, eben bückte ich mich, da knackte es plötzlich in einem dichten Busch vor mir. Ich sah unterwärts hin, aber dann nahm ich den Blick schnell wieder weg, denn es lag ein Büchsenlauf in einer Astgabel.
Nun dämmerte es ja schon, weit und breit war kein Mensch unterwegs, und mir ging blitzschnell allerlei durch den Kopf.
Mach kein Aufheben, dachte ich. Es kann ja sein, daß der Mann im Busch zufrieden ist, wenn du nur ruhig weiter gehst.
Weiß Gott, das war ein langer Weg über die Wiese, mit diesem Büchsenloch hinter mir. Erst weit unten nahm ich mir den Mut und sprang über den Zaun. Im gleichen Augenblick sah ich einen langen Kerl aus den Stauden laufen, der kam mir bekannt vor.
Ich ging dann ins Dorf, setzte mich vor Christofs Haus auf die Bank und wartete. Nach einer kleinen Stunde kam er auch wirklich langsam die Gasse herauf.
„Christof," sagte ich, „wo steckst du? Schau her, ich bringe dir Pilze mit."
„So", sagte er und sah harmlos in meinen Hut. „Diesmal hast du aber Glück gehabt."
Christof ist ledig, er kann keine Frau finden. Bräute hatte er genug, es waren ihrer fünf die Jahre her, wenn ich richtig zähle. Jede lief ihm bereitwillig ins Haus und dachte da Ordnung zu machen und sich allmählich einzunisten. Das gelang auch im Anfang. Christof zeigte sich gefügig und umgänglich, bis nach der gewissen Zeit das Kind zur Welt kam. Von Stund an war der Mann wie ver-



Wilhelm Busch: Dorfkinder
Zeichnung

wandelt, es half nichts mehr, weder Keifen noch Heulen. Das Kind behielt er, aber die Braut jagte er davon.

Er brauchte sie nicht mehr, oder was sonst der Grund sein mochte, er hatte sie satt, und wenngleich das schändlicher Undank war, man mußte doch zugeben, daß die Kleinen nicht schlecht dabei fuhren, so wie sie der Reihe nach in diesem Sündenhaus aufwuchsen.

Christof hat sie in allen Spielarten um sich, das ist seine Freude: blonde und braune, behäbige und zartere, aber alle durchaus wohlgeraten, die Bräute waren ja auch keine Eulen gewesen.

Der Kinder wegen gab er sogar das Zimmern auf und wählte sich ein häuslicheres Gewerbe, er wurde Sägefeiler. So kann er nun in seiner Werkstatt sitzen und findet Kurzweil genug an dem fröhlichen Leben, das ihm um die Beine wimmelt.

„Drüben," sagt er manchmal nachdenklich, „drüben hätte ich auch noch etliche . . ."

Ja, das ist Christof, einmal mit Mariechen auf dem Arm, einmal mit dem Finger am Abzug. Ein Kerl ohne Schliff und Bildung dem Ansehen nach und auch er voller Rätsel. Abgründig, zwiespältig, gutmütig, aber nicht gut, böswillig, aber nicht böse, ein Mensch.

Oder auch nur närrisch wie die alte Helene, die sich sündenhalber auferlegt hat, immerfort laut zu beten und mit niemand ein Wort zu reden, außer mit Gott. Und die nicht sterben kann, weil ihr ein Engel im Schlaf versprochen hat, sie bei Leib und Leben abzuholen. Ihr wäre es längst recht, aber der Engel ist säumig, zum Ärger der Gemeindeväter, die für das Zeitliche an Helene sorgen müssen.

Etliche wiederum sind sonst ein wenig verschroben, wie mein anderer Freund, der Korbmacher Veit. Der hält es mit den Wissenschaften.

Er baute sich ein Fernrohr, brach ein Loch durch sein Dach und fing an, die Gestirne zu erforschen.

Nun liegt es vielleicht daran, daß Veit allerlei Scherben ins Rohr gebaut hat, Brenngläser und einen geschliffenen Krugdeckel, es mag



auch sonst ein Zufall im Spiel sein, ich weiß das nicht. Jedenfalls verschlug es mir die Rede, als ich zum ersten Mal im finsteren Dachboden auf dem Rücken lag und als mir Veit mit Schrauben und Hebeln sein seltsames Ungetüm ans Auge brachte.
Ich sah wahrhaftig Sonnen in der Schwärze strahlen, leuchtende Bälle mit farbigen Säumen, aber auch Bögen und magisch verschlungene Ringe, und alles auf eine verwirrende Weise zitternd und zuckend bewegt. Einmal schienen diese unirdischen Gebilde ganz nah heranzuschweben, und wieder standen sie weit entrückt in einer ungewissen Leere.
„Siehst du sie?" fragte Veit aufgeregt. „Fliegen sie wieder?"
„Ja", sagte ich beklommen, und dann saßen wir lange im Finstern auf dem Strohsack, und Veit erklärte mir das Wunder.
„Es ist der Himmelsboden," sagte er, „was du gesehen hast. Die leuchtenden Bälle, die bunten Scheiben sind in Wahrheit Blumen, sind blühende Kräuter auf den jenseitigen Fluren, aber sie wachsen nicht in die Erde und sie sitzen auch nicht fest wie auf Erden, sondern sie wandern umher nach ihrer Art und Ordnung, und natürlich welken sie auch nie, denn es sind himmlische Kräuter. Und dazwischen schwirrt es nun von Schmetterlingen und Mücken und Käfern und allem Getier, an dem die Seligen ihre Freude haben."
Es gibt ihrer unzählige, wie sich denken läßt, nur wenige hat Veit in den Nächten mühsam beim Schein des Talglichtes auf Papier zeichnen können. Später zeigte er mir auch diese Blätter, und ich mußte zugeben, daß ich dergleichen nie gesehen hatte.
„Ja," sagte er, „es ist eine Gabe. Die Schwierigkeit liegt darin, daß ich eine grobe Hand habe und daß meine Farben nichts taugen."
Veit gab seinen Geschöpfen auch Namen, sie heißen Laurentiusbiene oder Josefifalter, zum Lob der Heiligen und damit er sich den Jahrtag der Erscheinung merkt.
So ist er gänzlich in dieser wunderlichen Welt daheim und ich habe nie das Herz, ihm zu widersprechen, wenn er mir seine Gesichte ausdeutet.

Ich könnte freilich sagen, das sei lauter Unsinn, es seien auch sonst schon Leute daran zuschanden geworden, daß sie die Welt durch einen Krugdeckel betrachteten, und der Himmel habe gar keinen gläsernen Boden, nach allem, was die neuere Wissenschaft lehre. Vielleicht wäre es sogar meine Schuldigkeit, so mit ihm zu reden, denn er geht längst keiner Arbeit mehr nach, und die Frau liegt elend, und den beiden Kindern glänzt der Hunger aus den Augen. Aber was hülfen Worte? Was halfen sie jemals, wenn ein Mensch vom großen Drang ergriffen wurde? Der Hunger nach Brot läßt sich stillen, der Hunger nach Erkenntnis nicht.

*

Theodor Däubler / Zwei Gedichte

Da deine Sternenaugen nie erblinden,
O Liebe, Seele aller Weltnaturen,
So flüstre sacht, kann ich die Tote wiederfinden,
Verspürst du noch der Vielgeliebten Spuren?

Ist alles fort? Sind Menschen ewge Wesen?
Lebt nur von ihr, was sie in uns versenkte,
In uns, die sie aus Liebe auserlesen,
In mich zumal, dem sie ihr Sein verschenkte!

Du stärkste Liebe, Starrkrampf unsrer Erde,
Die uns so schrecklich wird durch ihre Klammern,
Wenn sie mit Krallen, aus der Sonnenherde,
Lebendiges ergreift, daß wir drum jammern,

Dich ruf ich an! Dich, Förderin der Schrecken;
Dich, Mörderin, die uns erfüllt mit Grauen:
Du suchst das Gleiche wieder vorzustrecken
Und trachtest Lebensfluten anzustauen!

Wirst du die Keime meiner Toten binden,
Daß ihre Formen sich zum Licht erheben?
Werd ich durch Liebe sie dann wiederfinden?
Kann, was er raubt, der Tod uns wiedergeben?

Durch seine Wüstenschrecken will ich schreiten,
Doch nur, was ich erfahr, will ich verbuchen:
Kein Hoffnungsglaube möge mich verleiten,
Für wahr zu halten, was wir hoffen, suchen!

Nicht süße Heuchler oder Priesterworte
Beweisen, daß die Toten auferstehen:
Doch forschen will ich, ob der Menschensorte
Gestalten, unergründlich, untergehen.

O wüchse doch des Einzelwesens Stärke,
Daß es den Tod noch überdauern müßte,
Daß man als Maurer großer Menschenwerke
Doch niemals mehr erbaute als Gerüste!

Dann müßte die Natur uns wiederzeugen
Und abermals zum Meisterauftrag stellen:
Wie Gattungen sich nie dem Tode beugen,
So kann der Tod auch keine Helden fällen!

Der Nachtwandler

Naht mir gar nichts auf den Spitzen,
Leise wie ein Geisterhauch?
Licht fällt durch die Mauerritzen,
Was du fühlst ist grauer Rauch,
Jedes Ding kriegt Silberschlitzen,
Und es klingt und knistert auch.

Ja, jetzt wirst du fortgetragen!
Tür und Fenster gehen auf.
Bleiche Tiergespenster wagen
Gleich mit dir den Traumeslauf,
Glaubst du dich in einem Wagen,
Bauscht sich unter dir ein Knauf.

Auf der Kante des Verstandes,
Über, unter der Vernunft,
Fühlst du jedes Totenlandes
Wunderheilige Wiederkunft,
Deinen Gang am Daseinsrande
Schützen unerfaßte Bande.

Der Dreiviertelmond ging unter.
Oder spürst du nur kein Licht?
Doch! Ein Geisterchor wird munter,
Und du merkst ein Teichgesicht,
Das dir blauer, tümpelbunter,
Grün gar, ins Bewußtsein sticht.

Silbersilbig wird jetzt alles.
Hände hat so mancher Baum,
Des geringsten Eichenfalles
Wirkung grinst im Weltenraum.
Alles klingt zu eines Balles
Urversuchtem Rundungstraum.

Leise! Denn geträumte Träume
Halten dich zu leicht im Raum.
Eben treten Schauersäume
Blau und panisch in den Traum.
Halte dich an deine Bäume!
Faß dich, denn du fühlst dich kaum!

*

Rudolf Kassner

Zahl und Vollkommenheit

Wir wollen in wenig Worten die Rolle der Zahl in den Märchen beachten: sieben Zwerge hinter sieben Bergen, die sieben jungen Geißlein, die drei Spinnerinnen, die zwölf Brüder, die sterben sollen, sobald das dreizehnte Kind, ein Mädchen, geboren ist, die dreizehn Himmelstore. Oft geht es um Zwei: zwei Brüder, zwei Freunde, den fleißigen und den faulen, den guten und den bösen. Der eine, der Einzelne ist dann Hans im Glück oder einer, der dem Glück nachjagt, auch der Wanderer. Es geht niemals um so etwas wie die Spannung zwischen dem Einzelnen und der Menge (Gesellschaft, Volk), eine solche würde aus dem Bereiche der Märchen heraus in ganz andere Gebiete, würde zum Drama führen. Ein Mensch, der dem Glück nachjagt, ist gänzlich undramatisch. In einem solchen Leben kommt alles auf Retardation an oder darauf, daß sich etwas zwischen den Menschen und das Glück oder das glückliche Ende dazwischenschiebe.

Die genannten Zahlen scheinen uns die letzten Ausläufer der magischen oder Urzahlen zu sein. Sie stehen da in einer Welt ohne Entwicklung oder, was hier dasselbe bedeutet, in einer völlig durchsichtigen Welt. Denn die Märchen sind durchsichtig bis auf den Grund; es ist so, wie wenn jedes Ding auch der Spiegel seiner selbst darin geworden wäre; es ist ferner so, wie wenn die Durchsichtigkeit das Ende der Verwandlung, wie wenn sie ein Verwandeltsein bedeutete. Darum sind wir in den Märchen aus einer Welt der Ursachen oder der Entwicklung in eine solche des Sinnes gehoben, denn der Sinn als solcher ist keineswegs etwas, was wir erst am Ende einer Ursachenkette vorfinden können, sondern die Durchsichtigkeit selber. Was darum wichtig ist, damit wir endlich einmal lernen, den Begriff eines Nebensinns laufen zu lassen. Es gibt keinen Nebensinn außerhalb von solchen Gehirnen, die alles, somit auch Verstand und Geist, miteinander verwechseln. Sinn ist Durchsichtigkeit.

Was ist damit schon gesagt, daß wir im kriechenden Frosch mit dem dicken, häßlichen Kopf, der die Marmortreppe hinaufpatscht und sich neben die Prinzessin setzen, neben ihr essen und in ihrem Bettchen schlafen will, die häßliche, trügerische Welt der Erscheinungen sehen sollen und im Königssohn, der daraus entsteht, daß die Prinzessin den Frosch wider die Wand schlägt, das Wesen, das verborgene, nur dem Genius und der Erwähltheit zugängliche? Nichts ist damit, eine offenbare Banalität ist damit gesagt. Statt Entwicklung stehen also, sagen wir, die Glücksfälle, Zufälle, zustoßende Abenteuer da oder haben wir den Mann der Glücksfälle und Abenteuer. Auch er ist durchsichtig, obwohl wir besser an Stelle der Durchsichtigkeit die Tatsache setzen, daß sein Charakter oder Wesen sich in seinen Eigenschaften erschöpfe (ein wenig gleich dem Gottvater im Katechismus, der allmächtig, allgütig, allweise usw. ist). So ist jener dann faul oder fleißig, schön oder häßlich u. a. m. Was wiederum mit der Zahl, dem Zahlenmäßigen in Verbindung gesetzt werden darf und soll. Auch der Kreis oder ein Dreieck erschöpfen sich in ihren Eigenschaften.
Goethe sucht in den „Wahlverwandtschaften" gleichfalls die Zahl mit dem Wesen zusammenzubringen. Wir haben dort je zwei Paare, die eine alte Verbindung auflösen und eine neue eingehen wollen, und wir haben auch den Mann dazwischen, den Mittler, der noch dazu sein Vermögen einem Lotteriegewinn verdankt, was sehr wohl zu dem Ungebundenen des Mittlertums, des an sich Mäßigen paßt. Der „Sinn" des Romans ist wohl der, daß das Ordnungs- und Zahlenmäßige von dem wesenhaft Tragischen und Unergründlichen in der Beziehung zwischen Ottilie und Eduard zerstört werde und zerstört werden müsse.
Der Gegensatz zur Welt der Märchen ist die der Gleichnisse. Darin geht es ganz und gar um den Einen, der aber keinesfalls mehr der Mensch der Glücksfälle ist und gewissermaßen dort zu leben anhebt, wo von Glück, Glücksfällen, Zufällen nicht mehr die Rede sein kann und der Mensch, weil oder soweit er vor Gott steht, ohne Eigenschaft ist.

„Es kam einer zu ihm und sprach: Mein guter Meister! was soll ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?
Und Er antwortete: Warum nennst Du mich gut? Nur einer ist gut, und das ist Gott im Himmel."

Die ganze antike Welt hatte ein anderes Verhältnis zur Zahl, zum Zahlenmäßigen als wir heute. So hat ihr der Begriff und die Idee des Statistischen gefehlt, welches wir erfunden haben. Ferner haben wir als Erben einer nie versiegenden Romantik den Gegensatz zwischen dem Poetischen und dem Nüchternen als einem der Zahl Unterworfenen konstruiert, welchem gegenüber der antike Mensch ohne Verständnis geblieben wäre. Endlich haben wir die Psychologie entdeckt. Dies bedeutet Liebe zum Detail, zum besonderen Fall, Erhebung der Ausnahme, Widerstand – dementsprechend – gegen jede Art von Hierarchie. Es ist begreiflich, daß die Psychologie die Zahl zu umgehen suchte oder, da sie zugleich den mittelmäßigen Mensch herauszubringen und zu fördern wußte, die Zahl nur in der Statistik gelten lassen wollte.
In Parenthese: Statistik und Geltung des Mittelmaßes kennzeichnen gewissermaßen noch die bürgerliche Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, darüber hinaus führen dann solche Angelegenheiten wie der Wahrscheinlichkeitskalkul, die moderne Atomistik der neuesten Physik und anderes, was alles sein Gegenbild innerhalb der politischen Verfassung des Menschen im Aufstand der Massen und in der davon bedingten Diktatur des zwanzigsten Jahrhunderts findet.
Mit einer Idee vor anderen oder mit einem Begriff weiß die Psychologie als solche nicht viel anzufangen: mit der Vollkommenheit. Die Psychologie findet sogar ein Interesse darin, diese zu leugnen, zu verleugnen. Ja, man darf ihr sogar eine gewisse Verliebtheit (zusammen mit der ins Detail) in das Unvollkommene jeder Art nachsagen. Die ganze Antike hat nun am Begriff der Vollkommenheit festgehalten. Es war aber keineswegs die innere, schwer zu erreichende des reichen Jünglings im Evangelium, welche

nur ein anderer Ausdruck für das Absolute ist und einer Forderung darnach gleichkommt, sondern etwas, das sich der Mensch aus dem Reich der Zahl und der geometrischen Figur geholt hat. Vielleicht muß man es am besten so sagen, daß es um der Zahl und der Figur willen in der Antike überhaupt nicht den inneren Menschen, sondern den vollkommenen gegeben habe. Weshalb es um so viel leichter war, innerhalb der Antike Größe, den großen Menschen zu definieren als heute. Dieser, Cäsar, ward nach dem Tode zu den Sternen erhoben, empor in das Reich des vollkommenen Ausgleichs von äußerer Größe und innerer Geltung oder Gültigkeit, in welchem Reiche der innere Mensch keinen Boden oder Standpunkt zu finden wüßte.

War nicht die Zahl die Brücke zwischen Menschlichem und Göttlichem? So hatten die Chaldäer jedem der Götter eine gerade Zahl von eins bis sechzig und den Dämonen die Brüche zugewiesen. Von hier aus ist der sogenannte Polytheismus, die Vielgötterei, einzusehen. In der Vielheit der Götter liegt eingeschlossen die Verbindung zwischen Himmlischem und Irdischem oder auch die Erscheinung des Himmlischen im irdischen Leben, was dann durch den einen Gott aufgehoben oder zum mindesten überaus schwierig gemacht wurde.

Um das geht es: um die Brücke vom Menschlichen zum Göttlichen, um den Steg hinüber. Wir denken beim Steg ganz und gar auch an jenen, der im japanischen Theater vom Zuschauerraum auf die Bühne führt. Genau ein solcher Steg ist die Zahl (vor der Entdeckung des Infinitesimalkalküls): ein Steg zwischen Menschlichem und Göttlichem. Er fällt, die Zahl vergeht, da sich im Drama die Bühne vom Zuschauerraum trennt; sie vergeht im Abgrund zwischen beiden, im Unüberbrückbaren, nie zu Übersteigenden.

Darauf kommen wir anderenorts noch zurück. Hier nur das noch, daß die Menschgötter und Gottmenschen wie Dionysos und Herakles, aus deren Leiden das Drama erwuchs, der Herrschaft der heiligen Zahlen ein Ende zu machen berufen waren. In Dionysos

und auch in Herakles hat die Vermählung des himmlischen Gottes mit einer irdischen Frau die Zahl, die Identitätswelt, die Ordnungen derselben aufgehoben.
Um noch in wenigen Worten auf den Gegensatz zurückzukommen zwischen dem Sinn, welchen die Alten der Zahl gegeben haben, und jenem, welchen die Zahl in der modernen Wissenschaft oder gar für die Statistik hat: der antike Mensch wird durch die Zahl nicht verdünnt, seine Vorstellung von Glück, vom Gestirn über uns, von Harmonie im weitesten Sinne und von vielem anderen, was die Zahl betrifft: von den vier schönsten Weltkörpern etwa, von der Kreislinie als der schönsten, vom höchsten Schwur der Pythagoräer bei der Tetrakys (vier mal vier), von dem göttlichen, nur bei Strafe zu verratenden Geheimnis der Irrationalität von $\sqrt{2}$ kann als Verdichtung des Menschen durch die Zahl angesehen werden. Desgleichen die Tatsache der Freundschaft zwischen Seele und Körper, der Freundschaft und tiefen oder letzten Einigkeit zwischen den Lebendigen und den Toten, im bestimmtesten Sinn auch die Idee der Seelenwanderung, auch der Seelenläuterung, der Reinigung, der Waschungen in heiligen Strömen.
Liegt darin nicht etwas wie eine Sanktion oder Heiligung der Zahl, des ursprungslosen Ursprungs, daß die antike Seele körperhafter und der Körper (darum) seelenhafter war? War Geist innerhalb der mythischen, vorgeistigen Welt nicht die Zahl, die heilige Zahl, der Geist der Identität? Das christliche Kreuz mußte die Seele der Zahl entfremden, das war gar nicht zu hindern und liegt an der Fleischwerdung des Wortes, als welches am Kreuze endigen sollte. Gewiß hat man ein Recht zu behaupten, daß am äußersten oder vorläufig äußersten Ende dieses Entfremdungsprozesses zwischen Seele und Zahl die Statistik liege und alles andre: die Wissenschaft, die Herrschaft der Massen, die Diktatur, die Atomisierung, die Wahrscheinlichkeitsrechnung und das völligste Versagen jeder Art von Sanktion – wer aber wird hier noch von Ursache und Wirkung zu reden den Mut haben?

Aus: Rudolf Kassner, Von der Einbildungskraft

Eines Junitags brachte uns ein Junge einen noch nackten, aus dem Nest gefallenen Vogel, den er in einem Straßenbahngeleis in der Nähe eines Vorgartens, wo Fichten und Tannen wuchsen, gefunden hatte. Wie es sich später zeigte, war es ein Zeisig. Die Vogeleltern hatten ihr Nest wohl in die Fichtenzweige gebaut – man sah es nicht. Wie die Sage weiß, enthält das Zeisignest ein es unsichtbar machendes Steinchen.

Der Findling war unverletzt. Vater und Mutter hatte er verloren. Für Ersatz mußte sogleich gesorgt werden. Wir vertraten Mutter- und Vaterstelle. Rasch wurde ein Daunenbettchen in einer kleinen Pappschachtel gerichtet, der Verlorene hineingesetzt und mit einem federleichten daunengefüllten Mullkissen so warm und dicht zugedeckt, daß er nicht fror und nur sein Köpfchen herausschaute. Kam ein Finger ihm nahe, riß er sogleich den gelbgesäumten Schnabel wie eine klaffende rotgefütterte Tasche auf, wie wenn es seine gefiederte Mutter wäre. Alle zehn Minuten erhielt er, zwischen Daumen und Zeigefinger gereicht, eine Mahlzeit: hartgekochtes und zerdrücktes Eigelb, das er verschlang. Er war nicht ein bißchen scheu – den Unterschied zwischen bemutternder Menschenhand und Mutterschnabel schien er nicht zu ahnen. Es war auch nicht seine Sache: er schrie und fraß. Zufrieden ließ er sich eifrig füttern und benahm sich, wie wenn alles so sein müsse. Nachts befand sich sein Bettchen auf dem Nachttisch. Er gehörte nun doch zu uns, war Kind im Hause. Auch mußte er frühmorgens, pünktlich um halb sieben, zu essen haben: durch lautes Piepen zeigte er seinen Hunger an, der sogleich gestillt wurde. Wie ein Säugling seine Ordnung und Wartung verlangt, so auch der kleine Vogel. Federlos hatten wir ihn genannt.

Doch federlos blieb er nicht länger. Sein Federkleid sproßte. Er wurde zu einem leichten, warmen Flaumbällchen und einem zutraulichen, kleinen Wesen. Nach ein paar Tagen änderten wir die Kost: mit aufgeweichter Hirse wurde er nun gefüttert. Begeistert

ließ er die gequollenen und zerquetschten Körner in sich hineinstopfen. Mit der Zeit verschmähte er ganz die Eierspeise und hielt sich nur noch an sein Leibgericht.
Die Hirse war gesund. Zusehends wuchs seine winzige Kraft. Bald hüpfte er in seinem Nest. Er tobte ein bißchen wie die Kinder im Bett. Man nahm ihn heraus auf die Hand – ach, wie zart spürte man sein Vogelgewicht, ein federleichtes Geistchen war er! Diese ihn warm umschließende Hand, aus der sein Vogelgesicht mit lustigen kleinen Blinzelaugen herauslugte, mochte er sehr gerne. Abends gelang es nur mit List, ihn von der Hand in sein Vogelbett hineinzuschmuggeln.
Sein Nest befand sich jetzt in einem kleinen Drahtkäfig und war eine handgroße, runde Hängematte, gewoben aus Daunen und Mull. Zwischen Ästchen war es aufgehängt. Kam die Schlafenszeit, kuschelte er sich, der noch einmal gefüttert worden war, in die Hand, senkte blumensanft das Köpfchen, schloß die Augen und war eingeschlafen. Nichts in diesem Augenblick war süßer und zärtlicher auf der großen Welt als dieser kleine, linde Vogelschlaf. Behutsam näherte sich die Hand mit dem Schläfer dem Nest im Käfig, langsam und mit verhaltenem Atem versuchte die Pflegemutter, den Kleinen in das Bett zu bringen. Nicht immer gelang es sogleich. Häufig wachte er unversehens auf, piepste empört und hüpfte, ehe man ihn daran hindern konnte, auf die geliebte Hand zurück, wo er sich wieder in die warme Mulde einschmiegte. Doch tat er nicht so bald die Augen zu, sondern paßte erst ein bißchen auf, zu beobachten, ob er nicht wieder angeführt werde – endlich überwältigte ihn aber die Müdigkeit, so daß es glückte, ihn ins Nest zu setzen. Da hockte er nun mit angezogenen Beinen klein und geborgen, tiefschlafend in der weißen Wiege, ein sattes, glückliches Vogelkind.
Die Federn wurden länger, der kleine Gast wurde rasch größer und auch selbständiger. Er lernte, die Hirsekörner aufzupicken, gemischtes Zeisigfutter zu speisen, ein Tröpfchen Wasser zu schlürfen oder ein Bad zu nehmen, das er, der Waldsänger, sehr liebte. Die

ersten taumelnden Flugversuche spielten sich im Zimmer ab – nach ein paar Runden war er bereits ein halber Meister im Fliegen. Schwirrend zog er seine Schleifen, und so geschickt und wendig steuerte er, daß er nicht ein einziges Mal gegen die Wand stieß oder gegen die gefährliche Fensterscheibe. Gerne landete er auf den Schultern seiner großen Freunde, am liebsten aber auf den Köpfen. Frauenhaar war ihm überaus angenehm, vielleicht weil es weich und zart war, wie das Innere eines Zeisignestes, das aus Federn und Haaren besteht.
Mittlerweile war seine Singstimme geboren. Er zwitscherte lauter und häufiger, plauderte stillvergnügt, schwätzte leise, heimlich, und stickte kleine sommerliche Töne in die Stille des Zimmers, Vogelwörtchen, die alle Didi! und Dideli! klangen.
Doch war er kein Träumer, sondern ein kecker, immer gegenwärtiger Geist, stets gut gelaunt, behend und blitzschnell in seinen Bewegungen, aufmerksam wie nur einer und ungeheuer neugierig. Bei allem, was um ihn vorging, wollte er dabei sein. Einmal, als ihn die Neugierde zu arg plagte, fiel er mitten aus dem Flug in eine halb ausgetrunkene Tasse mit Tee, zu unser aller Schrecken – das heiße Fußbad störte ihn zum Glück nicht, er schwirrte über den Tisch hin und fing seine Streiche von vorne an. Während der Mahlzeiten für die Erwachsenen spazierte er zwischen den Tellern, pickte spaßeshalber am Brot, und da es Sommer war, an Beeren und Früchten, zupfte sich auch, wie ein frecher Star, ein Blatt Salat aus der Schüssel.
Bei der guten und dem Vogel wohl auch angemessenen Pflege wurde Federlos ein schöner, kräftiger, vortrefflich fliegender und geschickt kletternder Erlenzeisig. Mit seinen Fähigkeiten würde er sicherlich nicht hinter einem im Freien aufgewachsenen zurückbleiben. Der starke Schnabel, das wache Auge, das grünliche Kleid, die bräunlich dunkeln Flügelstreifen, das grünliche und olivgelbe Vorhemdchen und der schmucke Scheitel standen ihm reizend zu Gesicht. Einen so starken und begabten Vogel, der auch draußen gut fortkäme, durften wir nicht länger der Natur vor-

enthalten. Wir hatten überdies kein Anrecht auf ihn, hatten nur unsere Pflicht getan.
Er sollte frei sein. Vom Küchenbalkon sollte er wegfliegen. Da hing das Futterhäuschen für die Wintergäste: die Kleiber und Meisen, die Buch-, Berg- und Grünfinken und die Spatzen – er sollte sich die Lage des Gasthauses für Notzeiten merken, wenn er einmal des Weges käme. Für den Abflug war es ein günstiger Ort. Auch war die Landschaft vor dem bewaldeten Berg für ihn wie geschaffen. Hinter den Nußbäumen und der weidenbestandenen Wiese strömt der Fluß. Nicht weit davon mündet in den Fluß ein rasch fließender, dunkel murmelnder Bach. Auf dem Landdreieck zwischen dem großen und dem kleinen Gewässer hat sich ein dichtes Vogeldickicht breit gemacht mit Eschen, Hainbuchen, Silberweiden und hochsteigenden, luftigen Erlen, der Zeisige Lieblingsbäume. Hier, wo seine Geschwister singen und die Samen der Erlenkätzchen speisen, wo vielleicht seine Brüder aus dem väterlichen Nest spielen, wo Zaunkönige huschen, Finken und Meisen schmettern und hämmern, und der blaugrüne Fabelblitz des Eisvogels durch die Baumgasse über dem Wasser hinpfeilt, dort würde unser Vogel seinesgleichen finden, Liebesgesang erlernen und sich paaren. Ein neues, ein gesteigertes Leben würde ihn erwarten.
Morgen sollte es geschehn.
Am andern Tag, der ein wenig trüb war und angehaucht von der Schwermut der Erde, brachten wir es aber nicht über uns, ihm den Abschied zu geben. Das war kein Reisewetter. Und er selbst machte es uns schwer. Er war heute ganz besonders fröhlich und lustig, ein ausgelassener Witzbold, wie wenn eine Ahnung von Scheiden und Trennung sein kleines, schlagendes Vogelherz anrühre und er diese Fühlung abtun wolle. Alle seine schönen und lebhaften Eigenschaften ließ er spielen. Er tat, was er immer getan hatte, doch, wie uns vorkam, besonders behend, koboldisch, und keck: er hüpfte auf dem Mittagstisch umher, flog durch das Zimmer, setzte sich auf den Scheitel, breitete da die Flügel wie eine

Glucke, um sich recht dicht anzudrücken, hüpfte von Schulter zu Schulter, und wenn man die Achsel zärtlich gegen die Wange schob, hockte er in der kleinen Höhle, wie in einer lebendigen Vogelgrotte, das Köpfchen gegen die warme Backe geschmiegt. Er ging von Hand zu Hand, pickte am Ring, hämmerte an dem Saphir, magische Klopfzeichen gebend – aber dieser war nicht das unsichtbar machende Steinchen im Zeisignest, das er kennen mußte; er kletterte am Arm empor, wie wenn der ein Ast wäre und bestieg immer wieder die Schulter, wo er ein Vogelwörtchen zwitscherte. Es tat uns leid um ihn, wir würden ihn wohl nicht wiedersehn. Er würde uns im Hause fehlen. Er war ja unser Pflegling. Sorgsam und froh hatten wir seinen Schlummer behütet und unser Bestes getan, ihn gesund zu erhalten und aufzuziehn. Entzückt hatten wir uns an seinen Einfällen, ergötzt an seiner schlichten Waldvogelstimme. Wir liebten ihn, und er – das durften wir annehmen – hatte uns auf seine Weise gerne.
Und da wir ihn liebten, mußten wir auf ihn verzichten. Ein paar Tage noch blieben wir beieinander. Dann trugen wir seinen Käfig an das Futterhäuschen, öffneten die Tür, so daß er heraushüpfen und auf der kleinen Veranda des Häuschens ein paar ausgestreute Hirsekörner aufpicken konnte. Wenn er sich auch sonst bei seinen Mahlzeiten nicht aus der Ruhe bringen ließ, diesmal war es nicht so. Er spürte bald die Luft und witterte die Erde. Der Atem des Flusses drang zu ihm, der Blätterduft der Erlen wehte herüber. Er hörte die freien Vögel locken, vernahm Zeisigklang. Das hochglänzende Licht sah er, den vollen Himmelsschein über Berg und Wald, fühlte und hörte vielleicht Zauber und Lockung, wofür unsere Sinne verschlossen waren – und da, ohne Zögern, riß es ihn blitzschnell hinweg. Er flog auf, wir blickten ihm nach.
Mit leichtem, schnellem, auf- und ab wogendem Flug, wie wenn er über Hügel und Täler von Luft hinglitte, flitzte er über den Garten und über die Nußbäume hinweg, ohne bei ihnen auch nur einen kleinen Augenblick zu rasten. Er stürzte hinein in den Vogelschall. Mit Flöten, Glocken und Pfeifen wurde er empfangen.

Das unbändige Licht nahm ihn auf. Der weite Tag hatte sich ihm geöffnet, die Erde wurde sein neuer Wohnsitz. Zu einem Zeisig unter Zeisigen war er geworden.

Wir sahen ihn nicht mehr.

Aus: Geschichten aus Heimat und Welt (Insel-Bücherei)

*

Robert Faesi / Abendverklärung

Wenn im Scheideglanz rotreifender Sonne
Jedes Haus – noch kaum
Kalter Stein, totes Glas,
Blasser Notdurft Unterschlupf – aufglänzt,
Und des Elends Furchen: die Straßen erglühn
Warmen Feuers voll wie ein edel Geschmeid ...

Wenn dann aus naher Krümmung des schattigen Wegs
Staubig ein Arbeitsmann,
Feucht noch die Schläfe vom Schweiß der Fron,
Dir entgegentritt
Jäh ins verklärende Licht –
Webt im gefransten Saum des rauhen Gewands
Goldene Borte,
Loht das Antlitz erhaben ihm auf:

Ist dies Verheißung nicht
Weltabendlich reifer Zeit,
Da das Werk getan und herrlich gefügt,
Und aus den Schatten des Tods
Vor das Sonnenauge des Schöpfers tritt
In der Vollendung Glorie
Der Mensch.

*



Alsterlauf in Hamburg

Zeichnung von Ebba Tesdorpf, 1885

Meister Eckhart

Von dem allerkräftigsten Gebet und dem allerhöchsten Werk

Das kräftigste Gebet, beinahe das allmächtigste, alle Dinge zu erwerben, und das würdigste Werk vor allen ist das, das da hervorgeht aus einem ledigen Gemüt. Je lediger dieses ist, desto kräftiger, würdiger, nützer, löblicher und vollkommener ist das Gebet und das Werk. Das ledige Gemüt vermag alle Dinge.

Was ist ein lediges Gemüt?

Das ist ein lediges Gemüt, das durch nichts verwirrt und an nichts gebunden ist, das sein Bestes an keinerlei Weise gebunden hat und nirgends das Seine meint, sondern ganz in den liebsten Willen Gottes versunken ist und verzichtet hat auf den seinigen. Mag auch das Werk, das der Mensch schafft, noch so gering sein, hier empfängt es seine Kraft und sein Vermögen.

Also kräftiglich soll man beten, daß alle Glieder und Kräfte des Menschen, Augen, Ohren, Mund, Herz und alle Sinne darauf gerichtet sind, und nicht eher soll man aufhören, als bis man empfindet, daß man eins werde mit dem, den man gegenwärtig hat und bittet, das ist Gott.

Von zweierlei Gewißheit des ewigen Lebens

In diesem Leben gibt es zweierlei Wissen vom ewigen Leben.

Das eine gründet sich darauf, daß es Gott dem Menschen selber sage oder es ihm durch einen Engel entbiete oder in einer besonderen Erleuchtung offenbare. Das geschieht aber selten und nur wenigen Menschen.

Das andere Wissen, das ist ungleich besser und nützer und wird allen vollkommenen minnenden Menschen oft zuteil. Und das gründet sich darauf, daß der Mensch kraft der Minne und Gemeinschaft, die ihn mit seinem Gott verbindet, ihm voll vertraut und seiner gänzlich sicher ist, da er ihn ja ohne Unterschied in allen Kreaturen minnt. Und versagten sich ihm alle Kreaturen und

schwüren ihm ab, ja, sagte sich Gott selber von ihm los – er mißtraute nicht; denn Minne kann nicht mißtrauisch werden, sie traut nur Gutes zu. Es ist auch nicht nötig, daß man dies dem Liebenden und Geliebten etwa noch ausdrücklich sagen müsse. Denn indem er empfindet, daß er Gottes Freund ist, ist er zugleich alles dessen vergewissert, was ihm gut ist und zu seiner Seligkeit gehört. Denn des kannst du sicher sein: Wie lieb dir auch zu Gott ist, ihm ists unermeßlich lieber zu dir, und er vertraut dir ungleich mehr. Ist er doch die Treue selber, des soll man an ihm sicher sein und sind auch alle sicher, die ihn minnen.

Diese Gewißheit ist weit stärker, völliger und echter denn jene erste und kann nicht trügen. Die Mitteilung könnte trügen und wäre vielleicht eine falsche Erleuchtung. Aber diese Gewißheit empfindet man in allen Kräften der Seele, sie kann nicht trügen in denen, die Gott wahrhaft minnen; die zweifeln daran so wenig, wie sie an Gott selber zweifeln, denn Minne vertreibt alle Furcht. Die Minne hat keine Furcht, sagt Sankt Paulus.

Es steht ferner geschrieben: Die Liebe decket auch der Sünden Menge. Wo nämlich Sünde geschieht, da kann Vertrauen und Minne nicht vollkommen sein; denn Minne bedeckt allzumal die Sünde, sie weiß nicht von Sünde. Nicht in dem Sinne, als ob man nicht gesündigt hätte, sondern sie löscht die Sünden aus, als ob sie nie gewesen wären. Denn alle Werke Gottes sind im Augenblick vollkommen und quellen über vor Fülle: Wem er vergibt, dem vergibt er ganz und auf der Stelle und viel lieber Großes denn Kleines, und das macht volles Vertrauen. Dies acht ich weit und ungleich besser und bringt mehr Lohn und ist echter denn das erste Wissen; hier nämlich wird weder die Sünde zum Hindernis noch sonst etwas. Denn welche Gott in gleicher Minne findet, die beurteilt er auch gleich, ob sie nun viel oder gar nicht mißgetan haben. Wem aber mehr vergeben wird, der soll auch mehr Minne haben, wie unser Herr Christus sprach: Wem mehr vergeben wird, der minne desto mehr!

Aus: Reden der Unterweisung (Insel-Bücherei)

Volkstümliche Rätsel

1

Du jagst mich, und ich jage dich:
Du kriegst mich nicht, ich krieg dich nicht.
Unmöglich kann es geschehen,
Daß wir, Bruder und Schwester, uns sehen.

2

Ich habe Wasser und bin nicht naß,
Ich habe Feuer und bin nicht heiß,
Ich hänge am Kreuze und bin nicht tot,
Ich gelte Tonnen Goldes und wiege kein Lot.

3

Du freust dich,
Steh ich vor dir;
Du scheust mich,
Stehst du vor mir.

4

Der Himmel hats, die Erde nicht,
Die Mädel habens, die Weiber nicht,
Der Teufel hats und Gott nicht,
Der Lorenz zuerst und der Michel zuletzt.

5

Es ging ein Ritter übern Rhein,
Er brachte seinem Fräulein Wein,
Er hatte weder Glas noch Faß:
Sag, worin denn trug er das?

6

Antworte, wer mag der wohl sein,
Der lebt von lauter Schmerz und Pein?

7

Es kommt ein Knabe gegangen,
Mit klingenden Glocken behangen,
Sagt, Müßiggang heiße ihm Pflicht;
Und was ihm die Brüder mit Darben,
Mit Mühen und Sorgen erwarben,
Verzehrt er im leckern Gericht.
Sonst schön wie ein Engel und heilig dazu,
Mißgönnt er dem Küster und Pfarrer die Ruh.

8

Immer ist es nah,
Niemals ist es da.
Wenn du denkst, du seist daran,
Nimmt es andern Namen an.

9

Wenn du es jagst, so flieht es dich,
Wenn du es fliehst, so jagt es dich.

10

Ein kleines Fäßchen
Hat weder Spundloch noch Zäpfchen,
Und doch ist zweierlei Bier darin.

11

Aus dem Grund bis zum Mund,
Von dem Mund bis zum Grund
Steigt ein Zucker aus und ein.
Ratet, was es möge sein.

12

Ich werde gestern sein,
Bin morgen dagewesen.

Aus: Das kleine Rätselbuch (Insel-Bücherei) Auflösungen S. 199

Hans Friedrich Blunck

Warum die Igel sich nur zur Nacht sehen lassen

Da war einmal ein alter unterirdischer Wicht, Grusemann mit Namen, der hatte sich sein ganzes Leben gemüht und geplagt und war mit der Kiepe auf dem Rücken von Dorf zu Dorf gezogen, um bei den Bauern seine Waren zu verkaufen. Endlich hatte er sich genug zusammengespart, um einen eigenen Laden zu eröffnen. In einem dichten Knick, halb unter den Wurzeln der Eichstubben, hat er sich eingenistet und bald alle Nachbarn zur Besichtigung geladen.

Als erster kommt Vater Stickelpickel. Er hat seine Wohnung nicht weit von den Eichen unter einem wilden Albeerbusch und eilt sich und denkt, daß ihm vielleicht jemand etwas Billiges vor der Nase wegkaufen könnte. Der Igel ist ein reicher Mann, irgendwo hat er einen Klumpen Gold versteckt, den er dem Teufel abgewonnen hat, das weiß man ja. Aber er ist trotzdem ein sparsamer Hausvater, der auf gute Gelegenheiten erpicht ist.

Wie Vater Stickelpickel nun zu Grusemann kommt und all die herrlichen Sachen ausgestellt sieht, buntes Tuch, Hühnereier und Haarbürsten – er hat ja mächtige Stoppeln, der alte Igel –, da fällt es ihm doch sehr schwer zu wählen. Eins scheint ihm so nötig wie das andere, und weil er Furcht hat, die anderen Tiere könnten ihm wegkaufen, worauf er gerade sein Auge geworfen hat, fragt er den alten Wicht, was der Laden koste.

Nun haben sich aber, während die beiden darüber verhandeln, schon allerhand Leute angesammelt, die sind böse, daß der reiche Stickelpickel alles wegkaufen will, und schelten und brummen. Aber der Igel, der von den Tieren sonst oft schief angesehen wird, ist heute ein großer Mann, er handelt nicht lange, einigt sich mit dem kleinen Grusemann auf ein goldenes Gänseei und macht sich auf, es zu holen.

Je weiter der Alte aber geht, um so mehr böses Gesindel folgt hinterdrein. Einer erzählt dem anderen, was Stickelpickel vorhat, es

wird ein mächtiges Rennen, weil jeder sehen will, wo Vater Stickelpickel seine Schätze vergraben hat. Der Dachs läuft zufällig nebenher, Krähe und Wiesel hüpfen friedlich nebeneinander, und auch der Kuckuck fliegt von Busch zu Busch hinterdrein.
Ich sagte schon einmal, Stickelpickel ist nicht von gestern, er hütet sich also sehr, rechtwegs zu seinem vergrabenen Gold zu gehen. Er hat auch an vielerlei Stellen Flitterzeug und gelbe Windeier vergraben, so fürsorglich ist er gewesen. Es bringt ihm Spaß, neugierige Leute zum Narren zu halten.
Zur alten Blitzeiche geht er also zuerst, unter der liegt ein hohles Gänseei, das hat er einmal an einem Regentag schön gelb mit Vogeldotter überklebt. Und er beginnt umständlich zu scharren, alle Leute blinzeln ihm über die Schulter, und mancher mag sich ärgern, daß er wegen der vielen Stacheln dem Herrn nicht an die Kehle kann. Aber Stickelpickel hat den Kopf im Loch, er ist ohne Furcht, von hinten vermag ihm keiner nahezukommen.
Was sagt ihr aber dazu: Plötzlich kommt zu allen anderen Neugierigen hoch zu Pferd durch die Eichwipfel eine grüne Jägerin. Die Tiere sehen sie und wissen gleich, das ist eine mächtige Frau Hollentochter. Und sie bleiben ehrfürchtig zurück oder verstecken sich in der Nähe, je nachdem sie ein gutes oder schlechtes Gewissen haben. Auch Stickelpickel hat mit solch vornehmen Frauen nicht gern zu tun, er ist nur ein kleiner unbedarfter Mann, der nicht immer gleich die Worte zu setzen weiß, und möchte sich davonmachen. Aber die Reiterin ist schon vom Pferd gesprungen und fragt den Meister freundlich nach dem Woher und Wohin.
Ja, die Frau Hollentochter weiß sogar schon von dem Handel mit Grusemann und meint insgesamt, für einen Goldklumpen hätte sie viel schönere Dinge zu bieten als der alte Unterirdische in seinem Laden. Ihr fehlt nämlich just ein Klumpen Gold zum Schmieden, sie möchte gern zur Mainacht einen neuen Schmuck tragen. Ob es wahr sei, fragt sie, daß Stickelpickel so dumm wäre, das schäbige Zeug von Vater Grusemann zu kaufen und mit einem Goldklumpen zu bezahlen.

„Schäbiges Zeug", sagt Stickelpickel beleidigt, schäbiges Zeug hätte er noch nie gekauft, und wenn sie das Gänseei hier unterm Baum meine, dann hätt' ers damit gewiß nicht zu teuer bezahlt.
Ja, das Gänseei meine sie, sagt die Frau Hollentochter, sie ist dabei fast außer Atem vor Eifer. Ob er wirklich das schöne Gänseei für all die eitlen und dummen Sachen im Laden ausgeben wolle.
Zugleich zieht sie ein Knäuel Garn aus der Tasche, dessen Faden geht niemals zu Ende und läuft der Reihe nach rot, gelb, grün, blau wie ein Regenbogen. Und sie weist es dem Alten und sagt, davon könne er sich so viel schöne Jacken weben, wie alle Kinder und Kindeskinder je nötig hätten.
Nun, Stickelpickel beschnuppert das Knäuel ein wenig, und die Hollentochter zieht vor ihm einen Arm Garn nach dem anderen heraus, es wird nicht weniger. Aber der Alte ist hartnäckig, er sagt nicht ja, nicht nein.
Und einen Mehllöffel könne sie noch dazulegen, der niemals leer wird. Stickelpickel beschnuppert den Löffel, und jedesmal, wenn er ihn mit den Vorderpfoten umdreht, fällt wirklich eine Handvoll Mehl heraus. Das könnte seiner Frau Spaß bringen; er findet schon einigen Gefallen an den Dingen der Jägerin.
Und dann hätte sie noch ein Feuerchen, zeigt sie Stickelpickel, das liefe, so lange er wolle, beständig vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen.
So etwas hat noch keiner von allen Nachbarn! Als deshalb die schöne Frau hitzig fragt, ob er ihr nun nicht endlich das Gänseei geben wolle – „Das Gänseei?" fragt Stickelpickel und blinzelt wieder wie vorher.
„Ja, das Gänseei", hastet die Hollentochter und versucht mit den Augen zu zwinkern, sie meint, das gehöre zum Handel.
„Na ja, aber –", sagt Stickelpickel endlich und hebt die Stimme.
„Was denn noch aber?"
„Ja, es sei noch ein Geheimnis dabei," sagt er, „die schöne Frau dürfe nämlich vor der Morgenfrühe nichts aufnehmen."
Warum denn nicht, will die Hollentochter wissen.

„Oha", sagt Stickelpickel, das käme nämlich davon, toi, toi, nachts hätte der böse Geist Gewalt über alle hübschen Mädchen, die sein Geld in den Fingern hätten, und sie wisse doch, wem ers abgenommen hätte, toi, toi.
Das muß die Hollentochter begreifen, sie ist wohl auch selbst etwas abergläubisch und fürchtet sich noch vorm Bösen. Sie stellt sich also vor die Eiche mit dem geheimnisvollen Gänseei, um bis zum Morgen Wache zu halten. –
Währenddes kommt Stickelpickel mit Löffel und Garn beladen und von einem Feuerchen geführt zu seiner Frau heim.
„Mein Gott, Mann, wo hast du die schönen Dinge her?" fragt die und kann sich ja nicht satt daran tun, das Garn auseinanderzuziehen und sich zu freuen, daß es gar nicht aufhören will. Alle Kinder helfen dabei, alle sieben Kinderchen. „Du hast es doch nicht zu teuer bezahlt?" fragt die Frau.
„Hm," sagt Stickelpickel, „ein Gänseei aus unserm Schatz, mehr nicht."
„Was sagst du?" ängstigt sich das arme Weib. „Ein Gänseei? Ist das möglich, Mann, ein goldenes Gänseei – o Gott, o Gott, du Verschwender, du Nichtsnutz, du Taugenichts, du schlechter Kerl. Unser Gold? Ein wirkliches goldenes Gänseei für solch Jahrmarktszeug!"
Nun ist Stickelpickel ja Herr in seinem Haus, und in seine Geschäfte hat niemand dreinzureden. Aber was soll er dagegen sagen, die Frau jammert und jammert und bringt nicht ein vernünftiges Wort hervor. Und wie Stickelpickel den Löffel herausrückt und einen Mehlkuchen haben will, findet sie kaum mit der Pfanne zum Feuer und läßt den schönen Kuchen gleich anbrennen.
„Mein Gott, soll man nun sein ganzes Leben Mehlkuchen essen", heult sie. „Ha, wenn noch ab und zu eine Maus aus dem Löffel fiele! Aber Mehlkuchen, ewig Mehlkuchen!" Und die Kinder hören auch, daß sie von nun an immer Mehlkuchen essen sollen, und sitzen in der Ecke und fangen auch an zu greinen. Und überhaupt ist die ganze Wohnung ungemütlich und voll Garn; wo der arme

Hausvater hintritt, verfängt er sich darin, es bleibt an allen Stacheln hängen, und es wird immer schlimmer, weil das Knäuel sich um seine Beine schnürte.
Aber Stickelpickel ist ein guter Kerl: „Nun guckt aber alle mal her, was ich hier noch hab", sagt er und läßt das Feuerchen springen. „Ja, so etwas hat noch keiner in der ganzen Nachbarschaft. Komm doch mal mit vor die Tür, Mutter, vielleicht können wir uns einige Mäuse zum Mehlbrei fangen."
Aber wo Stickelpickel mit seinem Feuerchen kommt, sind die Mäuse im Loch, und die Heuschrecken werden rechtzeitig geweckt und hüpfen in großen Sprüngen von dannen. Nur die dummen schwarzen Schnecken, die niemand will, lassen sich mit dem Feuerchen fangen. Es kommt schon so, daß Stickelpickel selbst die Flamme austritt, nur um einen feisten Maulwurf für die Kinder heimzubringen.
„Siehst du wohl", heult die Frau. „Hab ichs nicht gleich gesagt? Ach ja und ja, da spart und spart man Tag und Nacht und kommt nicht aus, und der Mann redet immer, daß er kein Geld hätte, und guckt einem die Pfennige in der Tasche nach. Und dann geht er hin und gibt ein Vermögen für einen Dreck. Aber ich kann mir schon denken, ein hübsches Frauenzimmer hats dir aufgeschnackt. Ach, die armen Kinder, ach, wär ich doch bei meiner Mutter geblieben, ach, ein Klumpen Gold aus unserm Schatz, ein Klumpen Gold wie ein Gänseei für all das Jahrmarktszeug!"
„Du mußt nicht immer Klumpen Gold sagen," knurrt Stickelpickel verdrießlich, „wenn ich von Gänseeiern rede."
Da hört die Frau ja auf einmal auf zu weinen. „Was sagst du da," fragt sie, „du hast doch am Ende niemand betrogen, du schlechter Kerl?"
„Betrogen? Was ist das für dummes Zeug? Ich hab nie etwas anderes als Gänseei gesagt." Und jetzt blinkt Stickelpickel ihr erst mit dem rechten und dann mit dem linken Auge zu und schließt das Haus, damit niemand etwas hört. „Aber es ist doch wohl besser, Mutter, daß wir uns über Tag nicht sehen lassen und auch nachts etwas vorsichtig sind, wenn wir über die Straße gehen."

„Ja," sagt die Frau und trocknet sich die Tränen mit der Schürze ab, „vorsichtig will ich wohl sein. Kann ich dann aber auch den schönen Mehllöffel und das herrliche Garn behalten? Das Feuer könnte ich so schön in der Küche gebrauchen."
„Siehst du," sagt Stickelpickel und schlägt mit der Hand auf den Tisch, „nun sag noch einmal, daß du nicht den besten und klügsten Mann hast im ganzen Knick. Aber halt die Tür zu, Frau, wir wollen lieber eine Zeit lang im Dunkeln bleiben."
Und das tun sie heut noch, und es ist wohl auch am besten so.

Aus: Friedrich Blunck, Erstaunliche Geschichten (Insel-Bücherei)

*

Hermann Uhde-Bernays / Frauenchiemsee

Im Silberschleier schwebst du auf den Wellen,
mit Silberspangen schlägst du in den Spiegel
des Sonnensees – und zu dem hellen,
dem heißen Hoffen öffnest du den Riegel,
Insel der Liebe!

Vor Stunden noch ein stummer Sternenwächter
will ich dir streng dein stolzes Sehnen stehlen,
zu edlem ewigem Erleben echter
und lauter Reife starker Seelen,
Insel der Treue!

Im regenreichen Sommer 1912 kam ich in Starnberg sehr oft mit Wilhelm Trübner zusammen. Wir unterhielten uns einmal über die verschiedenartige Schönheit der oberbayerischen Hochebene, über den merkwürdigen Wechsel der Stimmung, wie er hier die Gegend um den Würmsee, dort die Anhöhen am Chiemsee scheinbar in einen atmosphärischen Gegensatz stelle. Das war das richtige Gespräch für den starken Realismus des Meisters, der dem Diesseits mit allen Kräften seines erdgebundenen Menschentumes anhing, und so konnte ich, obwohl er nicht gerne von Ver-

gangenem berichtete, einmal fragen, was ihn, nachdem er im Jahre 1871 Wilhelm Leibls Führung nach der Herreninsel gefolgt, nach zwanzig Jahren aus der Großstadt wiederum an den Chiemsee gezogen habe, zu jenem segensreichen Aufenthalte, der die harmonische Erneuerung seiner künstlerischen Kraft aus der Berührung mit der Natur in seiner Malerei dann bewirkte. Da verlor sich der falkenscharfe Blick der hellgrauen Augen Trübners für wenige Sekunden ins Unbestimmte, während er sagte: „Das Licht und die Menschen ...“

Stets habe ich, nach der eindrucksvollen Fahrt mit der Bahn von München über Rosenheim nach Prien und mit dem kleinen Dampfer von Stock zur Fraueninsel, unter den Linden des Gasthauses oder in einem der nahen Blumengärten zwischen Bienenkörben und aufgespannten Netzen an Trübners Worte gedacht, an ihren Sinn und an ihre Begrenzung. Wundersam verbinden sich auf dieser Insel des Friedens Schickung des Gegenwärtigen und verträumte Ahnung des Ewigen, Wahrheit und Bild, Epos und Idylle zur untrennbaren Einheit! Wenn im August der Sonnenball zum Zenit aufgestiegen ist, nach dem Verstummen der Klosterglocke die tiefe Stille des Mittags weithin sich ausbreitet, und die Flut des unbewegten, perlmutterfarbig glänzenden Sees mit breitem Reif die Ufer einfaßt, müssen sich die Augen in den Schatten der Bäume flüchten, um von dem Übermaße des gleißenden Lichtschwalles nicht verletzt zu werden. Da läßt es sich köstlich ruhen auf der großen Wiese neben dem Landungssteg des Dampfers, vor der hohen Klostermauer, wo die Aussicht frei ist gegen das Gebirge. Manchmal hallt leiser Sang und Orgelton vom Kirchlein herüber, oder ein Ruder knackt im Strohgeflecht an den Booten, auf welchen mühsam das Heu geholt wird. Wohl sind solche Tage Geschenke der Gottheit, die mit nicht minderer Strenge die Strafe der Unwetter und der Stürme verhängt. Wer einmal in Frauenchiemsee auch das Kommen, das Herrschen und das Gehen eines Gewitters erlebt hat, wird die Erinnerung an dies unvergleichliche Schauspiel stets bewahren.

Zuerst bilden sich seltsame Arabesken aus immer enger zusammenstoßenden Wolkenstreifen; hinter der Fläche des Sees scheint das gegenüberliegende Ufer, sonst in dunstiger Entfernung zitternd, über den Rand des Wasserbeckens hinabzustürzen, und an den blauschwarzen Wänden der eben noch in einem kreidigen Grau ruhenden Berge rütteln schon die Arme des Föhns, der messerscharf die Kante des im Westen aufsteigenden Unwetters beschneidet. Die Gewalt der Lichtmassen steigert sich aufs äußerste im Kampfe gegen die feindliche Heerschar nächtlicher Gebilde, deren Schwärze aus eigener Tiefe dräuend und wachsend sich ausdehnt. Wird das Gewitter am Westufer bleiben oder nicht? Ängstlich fragen die Reisenden, die am Abend heimkehren wollen. Stundenlang kann die träge Schicht des Verderbens unbeweglich dort drüben hängen und lauern. Reißt sie sich aber plötzlich los, dann ist in wenigen Minuten die kurze Entfernung überschritten und ein Brausen, Zischen und Krachen hebt an, daß wir schleunigst ins Haus eilen, während die Fluten des Himmels sich mit den Fluten des Sees vermischen.

Mehrfach habe ich auf der Insel im kleinsten Kreise geweilt. Einmal aber waren viele Gäste gekommen, und das Wirtshaus war besetzt. Ich fand gute Unterkunft in einem Fischerhause, das noch das Zeichen der letzten Überschwemmung neben der Türe angemerkt trug. Am Mittag schon hatte ich die buntfarbene Wildnis des Gärtchens geschaut, dann auf einer kleinen Bank gesessen, vor mir die Weite des Sees, aus dem badende Kinder silberglitzernde, zu Tropfen zerfallende Flut herausschleuderten. Nun lagen die Schatten des Abends auf Bündeln von dunkelrotem Phlox und übervollen Beeten der blauen Astern. Riesenhafte Sonnenblumen senkten die Last des Hauptes zur Erde. Stark und schwer schlugen die Düfte vom Boden an mein Fenster, das wilder Wein und ein kleines Aprikosenbäumchen umschlossen. Im Flur des Nebenhauses betrachtete der Töpfer eine eben vollendete kleine kunstvolle Amphora. Die Frau des Fischers, ihre Kinder um sich, richtete die Netze. Aus weiter Ferne, über den See,

klang eine Glocke herüber. Der tiefe Frieden und die milde Trauer des sterbenden Tages erweckten ein nachdenkliches Sinnen, das nach ernster Aussprache verlangte und sich in einer behaglichen Befreiung mit Rede und Gegenrede am Tische meiner Wirtsleute löste. Lichttum und Menschentum füllten meine Seele.

Bei der Heimkehr wollte ich nicht versäumen, auch auf der Herreninsel auszusteigen. Wer sie zum ersten Male betritt, wird die sonderliche Art ihres Geländes und den merkwürdigen Unterschied der charakteristischen Eigenschaften der Natur zwischen Herren- und Fraueninsel nicht bemerken. Es sind sogar diese Namen sinnvoll gebunden an die äußeren Erscheinungen der beiden Klosterstätten. Herb und streng, mit dichten Waldungen bestanden, aus welchen das Auge nur selten einen freien Ausschnitt des Himmels zu sehen vermag, streckt sich der Herren Insel, dem Seeufer bei Prien wie eine Schanze vorgelagert, nach Osten aus. Seltene Bäume, darüber ungewöhnlich breite Einzelriesen, halten Wache neben den Klostermauern. Im Tann wird der Unkundige leicht den Weg verlieren oder auf wilden Getiers Spuren zu stoßen glauben. Alte Sagen werden lebendig. Der Frauen Insel aber wiegt sich lieblich und frei im Glanze der Sonne auf dem See, an Umfang um ein Vielfaches kleiner.

Nicht mit dem Dampfer war ich von der Fraueninsel zu dem Gestade der Herreninsel herübergekommen. Ein Kahn brachte mich in neblige Frühe. Durstig trank die Morgensonne bräunliche Dünste auf, um mit ihrer goldenen Scheibe zu der tiefblauen Wölbung des Firmamentes emporzuleuchten. Zwischen den metrisch gebauten Gruppen des Hochgern und des Hochfelln hier, der Kampenwand dort, schneidet an der richtigen Stelle die Zäsur ein, um die fernen Zinnen der Loferer Steinberge zu zeigen. Sie verschwanden hinter dem Wald, als das Boot an den Sand stieß. Nach wenigen Schritten, den Berg hinauf an der kleinen, von spitzen Lärchen umgebenen Kapelle vorüber, war ich in den Klostergarten gelangt, wo die Farbenmächte weit aufgeblühter Dahlien und Begonien neben zarten, gesprenkelten Fuchsienstöcken üppig

wucherten. Hier fand ich die schönsten Bäume der Insel. Auf der Terrasse, in der Zeltstadt gutgepflegter Ahorne richtete sich sogleich der Blick nach Norden, um sich wieder festzusaugen an den lichtumflossenen Linien der Fraueninsel, die wie durch einen Göttersprach eben emporgesandt aus den unbeweglichen Gewässern im Frieden des Sommermittags herüberleuchtete.

Nachdem ich den gleichen Weg zum Landungssteg zurückgegangen war, fuhr ich mit dem Dampfer durch den fjordartigen Einschnitt am Westende der Herreninsel nach Stock. Helle Schleier woben nun um die Fraueninsel, und die Farben von Wasser und Himmel hatten sich bei dem Höhersteigen der Sonne zu einer einheitlichen hellblauen Masse vereinigt, in der Kirche und Land wie in einer kristallenen Kugel geschaut, aufwärts zu schweben schienen. Aber ganz plötzlich versank der Traum. Denn von Stock herüber kam ein zweiter, größerer Dampfer, mit zahlreichen Fremden besetzt, die lebhaft winkten und riefen.

*

Felix Timmermans

Das Schweinchen und der Einsiedler

Der Bauer Tist trieb sein Schwein, das er Kringel nannte, zum wöchentlichen Schweine-, Blumen-, Herings- und sonstiger Dinge-Markt mit der ganzen Mühe und Last, die so ein Schwein verursacht. Er mußte stoßen und ziehen, schieben und zerren, so daß er erst ankam, als der Schweinemarkt schon zu Ende war. Aber für einen solch schönen Kringel würde er wohl noch einen Schweineschlächter auftreiben, der das rundliche Tier für einen guten Preis ankaufte, um ihm heute oder morgen das Messer in die Kehle zu stoßen und Speck, Rippchen, Schinken, Hackfleisch, Fett und Wurst daraus zu machen, alles Dinge, die so neu und ganz anders aussehen, daß man bei ihrem Anblick kaum noch an ein Schwein denkt. Nur gut, daß man nicht alles

im voraus weiß, sonst wäre das Leben noch trauriger, auch für ein Schwein. Der Schatten des Todes fiel über seinen rosigen Leib, aber es schlief, rund und glücklich, und schien nicht den geringsten Kummer zu kennen.
Wohl waren einige Schweineschlächter da, die das prachtvolle Tier lobten und bewunderten, die jedoch den hohen Preis nicht anlegen konnten, den der Bauer Tist für seinen wohlbeleibten Kringel verlangte.
Endlich aber kam der rechte Mann, der nach langem Markten und Feilschen, Händeklatschen und Flüstern das Schwein kaufte. Kringel ließ sich dadurch in seinem Schlaf nicht stören.
Der Bauer Tist hatte den Beutel mit dem Silbergeld bereits in der Hand, der Schweineschlächter zündete sich erst eine Pfeife an, bevor er den Strick übernahm, mit dem das Schwein angebunden war, als plötzlich etwas Eigenartiges und Furchtbares geschah, von dem die Zeitungen jener Tage wochenlang zu berichten wußten.
Ein kleines Kerlchen von sechs oder sieben Jahren, Gomarus genannt, hatte mit vielen anderen Leuten, wie das so oft geschieht, die Verhandlungen über den Verkauf aufmerksam verfolgt und belauscht.
Der kleine Gomarus las sozusagen die Gedanken dieses Schweineschlächters, und den Bengel überkam ein solches Mitleid mit dem dicken Grunzer, daß ihm die Tränen übers Gesicht kullerten. Wie gern auch Gomarus Wurst, Hackfleisch und Schinken aß, es tat ihm in der Seele weh, daß das Schwein dafür erst sterben mußte. Lieber wollte er für immer auf diese leckeren Dinge verzichten, wenn er dadurch nur das arme Tier retten konnte!
Durch eine Eingebung getrieben, wie sie nur Dichtern und Kindern zuteil wird, ging Gomarus, gerade als der Schlächter seine Pfeife anzündete, auf Kringel los, hob den von dicken Adern durchzogenen Ohrlappen auf, und flüsterte ihm zu: „Lauf weg! Lauf weg! Sie wollen dich töten, Hackbraten und Leberwurst aus dir machen, Suppe ...“ Den Rest hörte das Schwein nicht

mehr. Wie ein Blitz hatte die Wahrheit dieser Worte bei ihm gezündet, es sah sein furchtbares Ende vor Augen und stürmte entsetzlich quiekend davon, stieß Bauer und Schlächter um, warf eine Bäuerin in ihren eigenen Eierkorb, so daß sie zappelnd in einem Rieseneierkuchen lag.

Das ängstliche Tier rannte die Holzböcke eines Kuchen- und Zuckerladens um, so daß die Dosen, die Flaschen und das ganze Gestell auf Käufer und Verkäufer zusammenstürzten, was die Straßenbengels sofort ausnutzten, indem sie mit vollen Händen in den Haufen von Süßigkeiten griffen.

Plötzlich war der ganze Markt in Aufruhr. Es war, als würden die Läden und Zelte von einem heftigen Sturm hin und her gerissen, ein wildes Geschrei und ängstliche Hilferufe schlugen an den Giebeln der Häuser empor, es wurde geflucht und geschimpft, Flaschen und Gläser zerbrachen, Töpfe und Pfannen polterten zu Boden. Es war ein Lärm wie beim jüngsten Gericht.

Einige starke, furchtlose Männer wollten das Schwein einfangen, auch Polizisten mit dem blanken Säbel beteiligten sich an der Jagd. Aber das ängstliche Tier huschte unter den Kramläden hindurch, rannte alles um, was ihm im Wege stand, so daß die mutigen Männer und die säbelschwingenden Polizisten auf und über die Auslagen der Krambuden springen mußten, manchmal auch drunter durchkrochen, und auf diese Weise eine noch viel größere Zerstörung und Verwüstung anrichteten.

Der Aufruhr mußte jedoch ein Ende haben. Der Bürgermeister wollte es, und der Polizeikommissar wollte es auch.

Der Bürgermeister rannte mit seinem Jagdgewehr aus dem Hause. „Es ist nicht geladen!" rief ihm seine kluge Frau nach. „Ich schieße sowieso immer daneben, ich will nur dem Schwein Angst einjagen, Liebling", antwortete er und stellte sich auf die Freitreppe des Rathauses, wo er mit dem Gewehr herumfuchtelte.

Der Kommissar, ein alter Soldat mit einem Holzbein, das er aus dem Krieg mitgebracht hatte, und auf das er stolzer war als auf sein früheres Bein, das er im Kriege gelassen, trug einen

Schnurrbart wie ein Seehund, vor dem Diebe und Kinder sich fürchteten, und hatte eine Pistole, die geladen war!
Er würde das gefährliche Tier mit seinem Schnurrbart und seiner Pistole aufhalten, wenn es nur zu ihm gelaufen käme! Aber er befand sich immer dort, wo die geringste Aussicht vorhanden war, daß es hinkommen könnte.
Als dann endlich das Schwein, das nicht daran dachte, sich zu Wurst machen zu lassen, durch Zufall auf den Kommissar zugelaufen kam, war er im Handumdrehen die Stufen der Rathaustreppe hinaufgesprungen, angeblich, um von dort aus besser zielen zu können.
Kringel rannte ihm nach, warf ihn um, eilte auf der anderen Seite die Treppe wieder hinunter, aber da ging versehentlich die Pistole los. Die Kugel traf noch gerade das schöne Ringelschwänzchen des Schweines und trennte es glatt ab.
Und während Kringel, das Schwein, jetzt noch rasender geworden durch den brennenden Schmerz an seinem Hinterteil und voller Schamgefühl über den schweren Verlust weiterstürmte, in die Kanalstraße einbog, von Hunderten von Menschen verfolgt, die ihm nach dem Leben trachteten, sich aber im letzten Augenblick noch retten konnte, indem es hinüberschwamm und in die Wälder untertauchte, stand unterdessen der Bürgermeister auf der Freitreppe des Rathauses, hielt das blutige Schwänzchen triumphierend in der Hand und hielt eine Rede zu der vielköpfigen Menge, die sich nun wieder aus den eingestürzten Krambuden und benachbarten Häusern hervorgewagt hatte: „Wir haben bereits das Ende der Bestie in Händen, der Vorderteil, der noch unterwegs ist, wird auch bald in unserer Gewalt sein, und unter die Armen verteilt werden. Habt Vertrauen zu uns und verhaltet euch ruhig!"
Der Kommissar hätte vor Wut sein Holzbein zerhacken mögen, weil nun ein anderer sich mit dem von ihm getroffenen Schwanz brüstete. Aber die Menge, anstatt sich ruhig zu verhalten, stürmte das Rathaus und verlangte Schadenersatz. In der Aufregung ließ der Bürgermeister das Schwänzchen fallen, gerade vor die

Füße des kleinen Gomarus, der mit der Menge hin und her gelaufen war. Schnell hob der Junge das Ringelschwänzchen auf und machte sich damit so rasch wie möglich davon. Die Leute drängten sich am Rathaus fast zu Tode, so daß ihnen der Bauch am Rücken klebte, und heulten und schrieen nach Schadenersatz. Und wieder machte der Bürgermeister dem ein Ende: „Wir werden die Angelegenheit eingehend prüfen, und die Schuldigen werden sich dem Arm der Gerechtigkeit nicht entziehen können."
Der Bauer Tist und der Schweineschlächter mußten heraufkommen.
„Meine Schuld ist es nicht," sagte der Bauer, „das Schwein gehörte mir nicht mehr, denn ich hatte bereits das Geld."
„Meine Schuld war es auch nicht," sagte der Schweineschlächter, „denn ich hatte den Strick noch nicht übernommen."
Niemand war es aufgefallen, daß der kleine Gomarus Kringel etwas ins Ohr geflüstert hatte, und der Junge selbst schwieg wie ein Pilz.
Aber was sollte der kleine Gomarus nun mit dem Schwänzchen des Schweines anfangen? Er hat es, so wie alle braven Kinder es mit toten Vögelchen tun, irgendwo an einem stillen Ort hinter dem Beginenhof begraben, und als liebes Andenken eine Kapuzinerkresse darauf gepflanzt, in der Hoffnung und im Glauben, daß, wie im Märchen, Rosen daran blühen würden.
Aber die stolze Blume hielt an ihrem hochmütigen Spruch fest: „Keine Rosen für die Schweine." Die Kapuzinerkresse blieb eine Kapuzinerkresse, die am nächsten Tag einfach verwelkte.
Nun aber das Schwein! Kringel! Es war gerettet, ja, aber ohne Schwänzchen! Und das bereitete ihm unendlichen Kummer. Was ist schließlich ein Schwein ohne Schwänzchen? O weh! Es ist wie ein Schiff ohne Mast, wie eine Fahnenstange ohne Fahne; es ist die größte Demütigung und die größte Schande, die einem Schwein widerfahren kann.
Lieber kein Schwein, als ein Schwein ohne Schwänzchen! Ja, lieber noch zu Nutz und Freuden der Menschen, zu Wurst, Hack-

fleisch und Schinken verarbeitet werden, als ohne Schwänzchen durchs Leben zu laufen! Ein Schwein hat nur einen Schmuck, ein Ornament, und das ist sein Ringelschwänzchen, und wie viel Mühe hat es nicht gekostet, damals, als der Herrgott die Tiere kleidete und schmückte, um diesen Schmuck zu bekommen. Wenn dieser Schnörkel weg ist, ist alles weg. O Tod, sei willkommen!

Kringel irrte verzweifelt und traurig durch Feld und Wald umher, an Wiesen und Bächen entlang, ohne Mut und ohne einen Funken Lebenslust.

Die Elster im Abendkleid kicherte: „Sag mal, du Dickwanst, wo hast du dein Ringelschwänzchen?"

Der Esel in der Wiese lachte das heulende Schwein aus mit einem häßlichen Lachen: „He, Kringel, lieber Freund, ich höre zwar deine schönen Orgeltöne, aber ich sehe die Drehkurbel der Orgel nicht!"

Selbst die Kuh, die nur wenig bemerkt, sagte mit einer tiefen Kellerstimme: „Schämst du dich nicht?"

Und die vornehme zierliche Schwalbe in ihrem glänzenden Diplomatenfrack, die wie die feinen Leute den Winter in Italien zu verleben pflegte und dort sehr oft alte Bildwerke umkreist hatte, zwitscherte: „So pflücke doch wenigstens ein Feigenblatt!"

Alle machten sich über das Schwein lustig. Das arme Tier hätte sich vor Scham am liebsten in ein Mauseloch verkrochen, aber keins war breit genug. Was war da zu machen! Es konnte weder schlafen noch essen, heulte und war sterbenstraurig.

„Ich mag kein Schwein mehr sein!" schrie es plötzlich und lief in einen Morast, wälzte sich im schwarzen Schlamm und kam schwarz wie der Teufel und ganz unkenntlich wieder zum Vorschein. Und siehe, die Bauern auf dem Feld nahmen die Beine unter die Arme und riefen: „Ein Wildschwein! Ein Wildschwein!"

Die Tiere jedoch sind nicht so dumm wie die Menschen. Der Fuchs, hinter einer Kopfweide versteckt, rief: „Holla, Kringel, es ist noch lange nicht Fastnacht, weißt du!"



Das Eichhörnchen fiel lachend von einem Baum in den anderen: „Speckbauch, weshalb läufst du am hellen Tag wie ein Gespenst umher?"
Das Schwein war wütend, es schrie so laut es konnte: „Nie! Nie komme ich wieder in die Welt. Ich ziehe mich in den tiefen Wald zurück, wohin weder Mensch noch Tier jemals den Fuß gesetzt hat, wo ich weder Sonne noch Mond zu sehen bekomme, und dort werde ich mich von Wurzeln und schwarzen Pilzen ernähren, bis der liebe Tod mich holt. Leb wohl, böse Welt, ich pfeife auf dich!" So kam es, daß das schwanzlose Schwein sich für immer in die Beginenwälder zurückzog.
Gerade in diesen Tagen lebte dort an einer einsamen Stelle ein alter frommer Einsiedler namens Antonius. Dieser wohnte in einer Strohhütte, auf der in einem kleinen Türmchen eine Glocke hing. Drei Mal täglich, morgens, mittags und abends, wenn die Sonne sank, läutete er das Glöcklein, um der schönen Natur und den Tieren das Lob Gottes zu verkünden. Er verbrachte seine Tage mit Beten, Bußetun, Fasten und frommen Betrachtungen. Er hatte gerade das Mittagläuten beendet, als er das Schwein bemerkte, das in einiger Entfernung staunend die Hütte betrachtete. Es hatte inzwischen geregnet, der Schlamm war abgewaschen, so daß Kringel wieder seine natürliche rosige Farbe bekommen hatte. Das Tier und der heilige Mann sahen sich eine Weile an. Antonius glaubte zuerst, daß da wieder ein Bote des Teufels zu ihm käme, der ihn so oft quälte und versuchte, ohne jedoch Antonius jemals zur Sünde verführen zu können. Aber gleich erkannte Antonius, daß er ein gutes braves Schwein vor sich hatte, das nur von schwerem Kummer und Verzweiflung erfüllt war. Und auch das Schwein merkte sofort, daß Antonius nicht eine Art Schlächter oder Kommissar sei. „Komm, Sus," sagte Antonius, „fürchte dich nicht, ich werde dir nichts zu leide tun, ich bin nur ein armer Einsiedler, der sein Leben in Stille und Einsamkeit verbringt, um dichter bei unserem Herrgott zu sein."
Das Schwein grunzte, aber Antonius verstand dieses Grunzen,

denn er kannte die Sprache aller Tiere und vernahm die weinende Klage des Schweines: „Ich sehe wohl, daß du ein guter Mann bist, aber ich komme nicht, ich wage es nicht, denn ich schäme mich so, hi hi hi, ich habe mein Schwänzchen, meinen einzigen Schmuck verloren! ..." Und es zeigte seinen Hinterteil.
„Haha!" lachte der alte Einsiedler. „Das ist dein ganzer Kummer? So ein Schwänzchen? Der Schmuck ist gerade das, wodurch die Menschen immer wieder in die Fänge des Teufels geraten. Ich habe jeden Schmuck von mir getan, um allein und rein dem Herrgott gegenüber zu stehen. Ich habe auf alles verzichtet, auf Geld und Gut, auf Namen und Ehre. Ich war reich, adlig, besaß ein Schloß, Knechte und Soldaten. Aber eines Tages wurde mir offenbar, daß solche Dinge uns daran hindern, dem Herrgott rein zu dienen. Ich bin in den Wald geflüchtet, und jetzt besitze ich nichts mehr als eine grobe Kutte, um mich gegen Kälte und Regen zu schützen, und ich fühle mich glücklich!"
„Alles schön und gut," sagte das Schwein, „aber du bleibst, der du bist. Wenn du morgen auf dein Schloß zurückkehrst, wird man dich mit offenen Armen empfangen wie einen verlorenen Sohn und dich wieder mit Geld bekleiden. Aber ich habe mein Schwänzchen für immer verloren und ein Schwein ohne Schwanz ist kein Schwein mehr, und deshalb habe ich beschlossen, mich fürs ganze Leben in die Wälder zurückzuziehen, so wie du! ..."
„Das trifft sich gut," sagte Antonius, „du kannst bei mir wohnen, ein wenig Gesellschaft ist ganz angenehm ... Traure deinem Schwänzchen nicht mehr nach und denke: Wenn die Seele nur schön ist ..."
„Du hast gut reden!" rief das Schwein, „aber ein Schwein hat keine Seele wie du! Denkst du vielleicht, daß ich sonst von einem solchen Ringelschwänzchen so viel Aufhebens machen würde?"
Darauf blieb nun der Einsiedler die Antwort schuldig. Wohl war er ein heiliger Mann, aber kein Gelehrter. Er fand jedoch eine andere Lösung. Er faltete seine mageren Hände und fing leise zu beten an: „O Herr, erlaube, daß dein demütiger Diener dich

anfleht, diesem armen Tier zurückzugeben, was es verloren hat. Du allmächtiger Gott, der du Himmel und Erde erschaffen hast, gib bitte diesem Schwein ein neues Schwänzchen. Es bedarf nur einer Gebärde deines kleinen Fingers, einer geringen Bewegung deines Mundes! ..." Und plötzlich fragte er Kringel: „Aber wenn du nun ein neues Schwänzchen bekommen solltest, möchtest du auch dann bei mir wohnen bleiben? ..."

„O ja," sagte Kringel erfreut, „hast du eine Salbe dafür? Ich werde bestimmt bleiben." Aber dennoch dachte es in seinem tiefsten Innern, in einer dunkeln Ecke seines Herzens: „Ich mache dann immer noch, was ich will, und der Mann ist alt, der kann schnell sterben." Es erwog dieselben Gedanken, die oft die Menschen haben, wenn sie ein schweres Gelübde ablegen.

Da setzte Vater Antonius sein Gebet fort, aber er hätte es auch so getan, nur um einem Geschöpf Gottes eine Freude zu machen und ihm zu zeigen, wie gut der Herrgott zu jedem Wesen ist.

Und während das Schwein den alten Mann mit dem mageren elfenbeinernen Gesicht und dem langen weißen Bart betrachtete, spürte es plötzlich hinten ein Kitzeln und Jucken. Au, was war das auf einmal für ein angenehmer Schmerz! Es blickte sich um. Das Schwänzchen war wieder da! Ein nagelneues, schön geringeltes Schwänzchen! Es sprang auf vor Freude, lachte, tanzte und wälzte sich auf dem Boden vor Glück. „Ich habe es wieder! Ich habe es wieder! Guck nur, guck!" Und es zeigte dem Vater Antonius stolz sein Hinterteil. „Der Herrgott hat mein Gebet erhört!" jubelte der alte Mann und das Schwein wußte nicht, was es anfangen sollte vor Dankbarkeit und versprach, immer bei ihm zu bleiben und ihm zu helfen, wo es nur ging. Und es meinte es wirklich aufrichtig.

„Nun erzähle einmal," bat Antonius, „wie du dein kostbares Schwänzchen verloren hast." Nachdem Kringel ihn mit der ganzen Geschichte erfreut hatte, sagte der Einsiedler: „Nun muß ich dich vor zwei Dingen warnen. Erstens wage ich es nicht, den Herrgott und den ganzen Himmel zum zweiten Mal zu bemühen,

falls du zufällig noch einmal dein Schwänzchen verlieren solltest, und zweitens muß ich dir sagen, daß ich sehr oft von höllischen Geistern gequält und versucht werde, die es darauf abgesehen haben, mich von meiner Lebensregel abzubringen. Und jetzt, wo du mein Freund geworden bist, werden sie auch dich nicht verschonen, damit mußt du rechnen!"

„Haha!" lachte Kringel, „die sollen nur kommen. Wir Schweine lassen uns nicht einschüchtern. Mein Großvater beim Bauer Tist sagte immer, wenn wir uns abends vor dem Wind fürchteten, weil dann die bösen Geister umgehen: Keine Angst, Jungens! Die Schweine sind einmal vom Teufel besessen gewesen, und die Geschichte wiederholt sich nicht, so etwas kommt nicht zum zweiten Mal vor, ebensowenig wie die Masern bei den Menschen. Uns können sie nichts anhaben!"

Vater Antonius wunderte sich, daß Kringel so gut in der Heiligen Schrift Bescheid wußte, und nahm ihn als guten Kameraden in seine Hütte auf, um mit ihm auf den Tod zu warten. Er nannte seinen neuen Freund Sus, das ist lateinisch und heißt Schwein. Das Schwein wurde der Küster des Einsiedlers. Sus fühlte sich dort wohl, lernte nach und nach sich im bescheidenen Haushalt nützlich zu machen, schaffte Holz heran, suchte die zartesten und saftigsten Wurzeln, rührte die Suppe und läutete das Glöcklein. Aber der Böse, der den Glanz der reinen Seele des Einsiedlers nicht ertragen konnte, schmiedete neue Pläne, um das Herz des frommen Mannes in dumpfe Verzweiflung zu stürzen, ihn zur Sünde zu verführen und ihn wieder in die eitle Welt zu locken. Er versuchte sogar das Schwein als Werkzeug dazu zu gebrauchen.

An einem schönen Sommertag kam Sus jammernd herangelaufen: „Onkel Anton! Onkel Anton!" – so nannte das Schwein Antonius – „Onkel Anton! Drüben tief im Wald liegt eine Prinzessin, die auf der Jagd vom Pferd gestürzt sein muß. Sie ist verwundet und erfleht deine Hilfe. Wir wollen sie holen, dann kann sie hier in aller Ruhe genesen. Eine wunderschöne Prinzessin, eine schönere Frau sah ich mein Lebtag nicht. Komm

Onkel, nimm deinen Topf Salbe mit. Ich werde dir zeigen, wo sie blutend und leidend liegt!"
Vater Antonius jedoch lachte und ließ sich in seiner Arbeit nicht stören – er spaltete gerade Holz – und meinte: „Sus, mein Lieber, laß sie nur liegen, wo sie liegt, ich kenne diese Prinzessinnen, aber wenn du dir die Mühe machen willst, geh wieder hin und sage ihr, daß ich kommen werde, wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fällt, und weißt du, was du dann einmal machen sollst?"
Und Vater Antonius flüsterte dem Schwein etwas ins Ohr.
Mit einem Lächeln um seine rosige lange Schnauze rannte Sus wieder zu der verwundeten Prinzessin, und während es die Worte des Einsiedlers überbrachte, hob es vorsichtig hinten ihr goldbesticktes Samtkleid in die Höhe und wahrhaftig, da sah man es, sie hatte einen Schwanz, einen Eselsschwanz! Sus konnte es nicht lassen, einmal daran zu ziehen, aber da verwandelte sich die schöne Prinzessin in eine rote Schlange, die sich vor Wut in den Schwanz biß, sich selbst verzehrte und dann in der Gestalt einer Flamme im Boden verschwand. Da mußte das Schwein herzlich lachen: „Ja, Onkel Anton hat recht gehabt!"
Ein anderes Mal, als der Hunger in die Hütte eingezogen war, mußte Sus ziemlich weit in den Wald hinein, um schwarze Pilze aus der Erde zu holen, und während es so mit der Schnauze im Boden wühlte, stieß es plötzlich auf einen eisernen Kasten unter den Wurzeln einer Buche. Der Deckel öffnete sich und siehe da: Hunderte von Goldstücken rollten mit schönem Klang übereinander!
Sus wickelte ein Goldstück in seinen Ohrlappen und eilte in einem Atem zum Einsiedler: „Onkel! Onkel! wir sind gerettet, trali-trala! Fort mit dem Hunger! Fort mit der Not! Brot ist Trumpf! Ich habe einen Kriegsschatz gefunden, nun auf zur Stadt ..."
„Nein, mein lieber Sus!" ermahnte ihn Antonius, „ich will kein Geld. Ich lebe wie die Spatzen aus der Hand Gottes. Gibt er mir nichts, dann ist es ein Zeichen dafür, daß ich nichts verdient

habe. Trage dieses Goldstück wieder auf den Haufen, den der Böse dort hingelegt hat, damit ich mich nach meinen früheren Reichtümern zurücksehnen soll. Siehst du, Sus, so will er dich und mich betrügen." Vater Antonius machte das Zeichen des Kreuzes über das Geldstück und sofort verwandelte sich das Gold in ein Stück Blei. Und wieder mußte sich das Schwein den Bauch halten vor Lachen. Ja, es lachte jedes Mal, wenn der Betrug aufgedeckt wurde, ließ sich aber doch immer wieder anführen.

Eines Tages, während Antonius weggegangen war, um Kräuter für seine Salben zu sammeln, ging ein Mann an der Hütte vorbei, der einen Sack voll Brot trug. Das Brot verbreitete einen angenehmen Duft, so daß man die Augen dabei schließen mußte. Es roch nach Eiern und Milch.

„Wo willst du hin mit diesem guten Brot?" fragte Sus. „In die Stadt zum Fest des Königs", sagte der Bäcker. „Darf ich einmal daran riechen?" bat Sus. „Du bekommst sogar ein ganzes Brot," erwiderte der Bäcker, „wenn du mir den rechten Weg zur Stadt zeigst."

Sus zeigte den rechten Weg und bekam ein rundes Korinthenbrot, das einen herrlichen Duft verbreitete.

„Ha," lachte Sus, „das ist nun wirklich nicht vom Teufel, es schmeckt nach himmlischem Honig!" Er verzehrte die Hälfte des Brotes und sparte die andere Hälfte auf für Onkel Anton. „Wie wird er sich freuen!"

Aber Onkel Anton wollte nicht hineinbeißen, wenn ihm auch der Magen knurrte vor Hunger. „Das ist wieder vom Teufel," sagte er, „jetzt will er mich zur Völlerei verführen! Würde ich hineinbeißen, Sus, in dieses Brot, das dir so herrlich mundet, meine Zähne würden daran zerbrechen, denn was für dich Brot ist, ist für mich Stein. Guck her!" Vater Antonius schlug mit dem halben Brot auf ein Stück Eisen, das dort am Boden lag, und die Funken sprangen umher. „Weg damit!" Er wollte das Brot durch das kleine Fenster hinauswerfen, aber Sus ergriff es noch rechtzeitig. „Halt, Onkel, wenn es für mich Brot ist, dann überlaß es mir!" Und Sus ver-

zehrte auch den Rest der guten Speise und fing an zu lachen, weil er den Teufel wieder einmal an der Nase herumgeführt hatte.
Jetzt wurden die Tage immer kürzer. Der Winter kam und als draußen Schnee lag, saßen sie beide eines Abends vor dem Herd. Vater Antonius betete seinen Rosenkranz. Sus tat nichts.
Es klopfte an der Tür. „Wer mag das nun wohl sein?" meinte Sus. „Vielleicht ein Pilger oder ein Kind, das der Großmutter Pfannkuchen gebracht und sich verirrt hat", sagte Vater Antonius. „Mach auf, Sus."
Das Schwein machte die Tür auf und kehrte stolz und froh zurück. „Es ist eine Dame, Onkel! Eine schöne reiche Dame, aber diesmal eine, die den Glanz ihrer Spitzen und Goldborten unter einem Mantel zu verbergen sucht. Es scheint demnach nichts Böses dahinter zu stecken, es ist eine vornehme Frau. Sie will nicht hereinkommen."
„Ich werde einmal nachsehen", sagte der Einsiedler, und Sus, neugierig wie immer, ging mit.
„Schöne Dame, wer sind Sie?" fragte Antonius. „Was ist der Zweck Ihres Besuches zu so später Stunde bei diesem schlechten Wetter? Soll ich für einen Sterbenden beten? Wünschen Sie einen Topf Salbe für ein Geschwür oder eine böse Entzündung? Treten Sie ein, edle Dame ..."
„Nein, eintreten tu ich nicht, Vater Antonius, seht nur, wer ich bin. Ich bin Venus in eigener Person!"
Ihr Mantel fiel herunter und ihre schöne Erscheinung wuchs wie eine lichte Gestalt im Dunkeln empor. „Wie schön!" grunzte das Schwein.
„Ich bin Venus," sagte sie mit singender Stimme, „wenn Ihr mit mir zum Venusberg kommt, wo immer Frühling herrscht und ein ewiges Fest gefeiert wird, dann werde ich Euch zum Herrn über alle Teufel machen, so daß diese Euch nie wieder quälen und ärgern können, sondern Euren Befehlen gehorchen müssen! ..."
„Annehmen, Onkel, annehmen!" rief das Schwein.
Aber Vater Antonius geriet in eine große Wut über dieses schöne

Geschöpf: „O du falsche Hexe der Hölle," rief er, „scher dich hinweg und verschwinde oder ich werde dich mit Weihwasser besprengen, so daß du eine Haut bekommst wie Pfeffernüsse und getrocknete Pflaumen und der häßlichste Teufel dich voller Verachtung meidet! Hast du verstanden, du elende Mißgeburt! Hinweg!"

„Soso!" zischte sie, „im Guten willst du nicht zu mir kommen, dann werde ich dich mit Gewalt zwingen. Ich werde alle Teufel auf dich loslassen, sie werden dich verprügeln, hin und her zerren und schütteln wie eine Medizinflasche ..."

„Tu, was du nicht lassen kannst, du eklige Schlange! Komm, Sus, komm mein Lieber!" Und da knallte er ihr die Tür vor der Nase zu. Wieder fing das Schwein herzlich zu lachen an.

„Lache nicht!" sagte der Greis tief bekümmert, „denn jetzt können wir etwas erleben! Aber ich vertraue auf unseren Herrgott. Hörst du, da geht es schon los!" Antonius kniete nieder auf seinen Betschemel vor dem Christusbild. Plötzlich fauchte ein scharfer Wind um die Hütte, und aus Töpfen und Pfannen, aus dem Strohsack, aus dem umgekehrten Faß, das als Tisch benutzt wurde, überallher kamen kleine Flammen zum Vorschein, die mit einem Knall erloschen und sich in häßliche Männlein verwandelten. Zwanzig bis dreißig dieser Bürschchen ergriffen den heiligen Mann, schleppten ihn hinaus, gefolgt von hundert anderen, die einen tollen Lärm machten. Sie konnten ebensogut in der Luft wie auf der Erde laufen, hoben den armen Einsiedler bis über die Bäume empor und ließen ihn dann fallen. Sie schleiften ihn über den Boden, schleuderten ihn hin und her wie einen Spielball, machten mit ihm einen Rundtanz, indem sie sangen: „Tanzen ist unsere Regel wohl, Beginen und Paters tanzen wohl!" Aber den Lärm der höllischen Brut übertönte die Stimme des Vaters Antonius: „Gelobt sei der Herrgott! Gelobt sei Jesus Christus!"

Als das arme Schwein sah, wie die Teufel seinen guten Meister quälten und peinigten, rannte es aufgeregt hin und her, unfähig,

ihm Hilfe zu bringen, griff sich an die Brust, an den Schwanz, an den Kopf, um einen Gedanken zu finden, einen guten Gedanken, der helfen und all diesen Leiden ein Ende bereiten könnte. „Bin ich denn nicht der Küster des Vaters Antonius?" rief es aus. Da lief es zum Glockenseil und fing an, aus Leibeskräften zu ziehen, so daß das Glöcklein läutete. Es läutete das Lob des Herrn!

Und damit fiel der ganze Teufelsschwarm auseinander, jeder Unhold schrie gellend auf, als würde ihm ein Dolch in den Rücken gestoßen. Im Handumdrehn verschwanden sie, wo sie nur konnten, in hohle Bäume, in Maulwurfslöcher, überall, wo nur eine Öffnung war.

Sus brachte den armen Antonius wieder in die Hütte. „Ich danke dir, mein Freund," sagte der heilige Mann, „daß du das Glöcklein geläutet hast, sonst hätte diese Teufelspolka noch lange dauern können! Unerhört, einen achtzigjährigen Mann so tanzen zu lassen!" Und er griff sich an den Kopf, denn ihm war ganz schwindlig geworden. „Mich werden sie wohl jetzt längere Zeit in Ruhe lassen, aber für dich befürchte ich das Schlimmste; sie werden an dir Rache nehmen."

„Mögen sie nur kommen!" lachte Kringel.

Der Winter wurde immer strenger, und das Schwein machte seinen Rundgang, um Wurzeln zu suchen. Vater Antonius wartete schon lange auf seine Rückkehr, es wurde Abend und Sus ließ sich immer noch nicht blicken. Plötzlich war draußen ein großes Geschrei, Antonius öffnete das Holzfenster und sah, wie Kringel ganz verstört und heulend in tollem Lauf daherkam. „Onkel, Salbe, schnell Salbe!" Hatten doch die Teufel dem armen Tier das schöne Ringelschwänzchen angezündet! Es flammte und knisterte, und je schneller Sus rannte, je mehr brannte sein Schwanz. Vater Antonius öffnete schnell die Tür und löschte die Flamme mit einem nassen Tuch. Nachher rieb er es mit Salbe ein, so daß das Ringelschwänzchen nach wenigen Tagen wieder vollkommen in Ordnung war.

Um die schöne Weihnachtszeit herum setzte der Frost ein. Nun war der Boden so hart, daß man mit keinem Spaten in der Lage war, einen schwarzen Pilz aus der Erde zu holen. Der ganze Eßvorrat war verzehrt. Sie aßen Baumrinde, aber diese läßt sich schlecht verdauen, und man bekommt noch mehr Hunger davon.
Was nun? Das Schwein ging zum Teich, um einen Eimer Wasser zu holen, aber der Teich war zugefroren. Da tanzte es so lange auf dem Eise, ließ sich mit seinem schweren Körper immer wieder fallen, bis das Eis zerriß und brach und ein Loch im Eis entstand. Gerade wollte Kringel einen Eimer Wasser schöpfen, als es bemerkte, daß ein großer Fisch die Schnauze über Wasser hob. „Hier!" rief Sus, aber bevor es die Pfote danach ausstrecken konnte, war der Fisch verschwunden. „Warte nur", lachte das Schwein, setzte sich neben das Loch und ließ den aufgerollten Schwanz ins eiskalte Wasser hinunterhängen. Kaum hätte man bis drei zählen können, da schrie es schon: „Au, au, er beißt!" Das Schwein sprang in die Höhe und schleuderte den schönsten Karpfen auf das Eis, den man sich denken kann. Rasch damit zu Vater Antonius! „Dieses Mal hat der Teufel nichts damit zu tun, Onkel Anton!" rief es, „es ist eigene Arbeit, eigener Verdienst!"
Vater Antonius hat den Fisch zubereitet und gebraten, und sie haben ihn zusammen verzehrt.
Am nächsten Tage wollte Kringel wieder auf den Fischfang gehen, aber alle Tage ist nicht Kirmes. Die Eisschicht war in einer Nacht um vier Finger dicker geworden, so daß sie nun dicker war als die Länge des Schwanzes. „Die Angelschnur ist nicht lang genug," seufzte Kringel, „ich müßte sie an einen Stock binden können!" Traurig kehrte es heim.
Jetzt mußten sie tagelang hungern. „Soll ich mich in der Stadt schlachten lassen", fragte Sus, „und den Schlächter bitten, dir die Hälfte von mir zu bringen?" „Du sollst damit nicht spaßen", sagte der Einsiedler. „Ich mache keinen Spaß," sagte das Schwein, „ich meine es ernst, schlachte mich und iß mich auf!"

„Mein lieber guter Küster," sagte Antonius, „schade, daß du ein Schwein bist, du wärst sonst ein guter Mensch!"
Diese Worte rührten Kringels Herz und ihm traten die Tränen in die Augen. Schluchzend schossen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf, und von einem dieser Gedanken kam er einen ganzen Abend lang nicht los. So werden die großen Dinge erfunden.
„Wenn es nun doch nicht anders geht ... und überhaupt, ich kehre sowieso nie mehr in die Welt zurück", sagte Sus. Während Antonius, vor Hunger ganz entkräftet, auf seinem Strohsack schlief, ergriff Kringel das Beil, legte den Schwanz auf den Hackeklotz, kniff die Augen zu, biß die Zähne zusammen und hackte ihn ab. Er bestrich sofort die Wunde mit Salbe und hing den Schwanz in einem Kessel mit Wasser übers Feuer. Gleich verbreitete sich ein wundervoller Duft wie sonnabends vor der Kirmes, wenn der Geruch von Braten und Schmorfleisch aus Türen und Fenstern weht.
Vater Antonius wurde wach davon. „Träume ich?" fragte er. „Bin ich wieder auf meinem Schloß bei einem großen Festmahl?"
„Haha!" kicherte das Schwein mit einer Träne des Bedauerns im rechten Auge und einer Freudenträne im linken Auge. „Onkel, ich habe für dich eine wundervolle Kraftbrühe mit Einlage bereitet, die dir schon gefallen wird! Sieh her und rieche einmal dran! Die Fettaugen schwimmen oben drauf, damit kann man einen Pferdehusten heilen!"
„Gewiß wieder vom Teufel!" sagte der Mann, der es nicht glauben konnte, „und dieser Schwanz?"
„Von mir", lachte Sus. „Was konnte ich hier mit dem Schwänzchen anfangen? Es war mir sowieso nur eine Last und machte mir viel Mühe, es immer schön geringelt zu erhalten ..."
„Oh!" rief der heilige Einsiedler, „das ist schön von dir! Wenn es einen Himmel für die Schweine gibt, dann fliegst du bestimmt hinein!"
Und Antonius, der Einsiedler, hat sich die kräftige Brühe mitsamt dem leckeren Bissen wohlschmecken lassen ...

Es wurde Frühling und zugleich ging das Leben des heiligen Einsiedlers seinem Ende entgegen. Er mußte im Bett bleiben und seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab. Schon hörte er, wie die Engel sich näherten. Das Schwein, das ihn gut pflegte, lauschte ebenfalls, konnte aber nichts hören. Vater Antonius erzählte ihm von den schönen Engeln.
Herabsteigen fällt ihnen unendlich schwer, aber Emporsteigen ist für sie, was für uns Fallen bedeutet. Im Nu sind sie hoch über den Alpen, höher als die Wolken und gleich im Himmel. Das Herabsteigen dagegen dauert Tage lang.
Endlich näherten sich die Engel der Hütte, und da streichelte die kalte Hand des Vaters Antonius seinen betrübten Küster. „Leb wohl, Sus. Ich danke dir für deine Gesellschaft und deine guten Dienste. Ja, unser Herrgott hätte aus dir einen Menschen machen müssen, denn es gibt viele Menschen, die nicht den zehnten Teil deiner Güte besitzen. Versuche, ohne mich auszukommen. Gern hätte ich dich mitgenommen, aber in den Himmel werden nur Seelen zugelassen ... leb wohl!"
Nun waren die Engel da, Sus sah sie zwar nicht, obwohl ein Schwein den Wind zu sehen vermag, aber er roch ihre Anwesenheit, ein Duft wie ein Paradies, wie der ganze Frühling in einem einzigen Blumenstrauß.
Sus weinte, denn nun würde es allein zurückbleiben, einsam und verlassen in diesem unheimlichen Wald, ohne Gesellschaft, und in die Welt zurückkehren ohne Schwanz und sich obendrein noch töten lassen, das ging nicht. Es rang seine Pfoten vor Verzweiflung, schlug sich an den Kopf, zog sich an den herabhängenden Ohren vor Ärger und Verdruß.
„Nimm mich mit! Nimm mich mit!" wollte es gerade sagen, aber Vater Antonius hatte die Augen bereits geschlossen. „Dann muß ich wohl das Totenglöcklein läuten." Und Sus, der Küster, läutete das Glöcklein. Ein Lächeln legte sich um den Mund des heiligen Antonius und eine Träne lief aus seinem rechten Auge ... Das war zuviel! Die Rührung war zu groß. Gerade wollten die

Engel ihn hochheben, als Kringel auf den Vater Antonius zulief, ihn an den Beinen faßte und rief: „Nicht weggehen! Nicht weggehen! Bleibe bei mir, bleibe bei mir!"
Aber was sollte das nun wieder bedeuten? Ein Seufzer entfuhr seiner Brust. Weit unter ihnen drehte sich die Erde, die Sonne und das ganze Weltall.
„Wir sind da", rief der Einsiedler in froher Bewunderung jubelnd. „Wo?" fragte Sus. „Im Himmel!" antwortete Antonius. „Aber hier ist es wie bei uns, grüne Wiesen und Wälder, nur viel schöner", rief Sus. „Ich dachte, daß der Himmel ganz anders sei!"
„Er ist schon anders, Sus, aber um das zu sehen, muß man eben eine Seele haben. Das ist der Unterschied. Siehst du da drüben das Schloß? Ja? Da geh ich hinein, denn dort wohnt unser Herrgott." „Und ich?" fragte Sus. „Du bleibst hier auf den himmlischen Wiesen in der Gesellschaft der anderen Tiere. Hier leben der Esel, der den Heiland nach Jerusalem brachte, der Ochse des heiligen Lukas, die Löwen Daniels, der Rabe des heiligen Benediktus. Du wirst dich wohl fühlen und jeden Tag werde ich dich besuchen ..."
„Nein, nein, zurück auf die Welt!" schrie das Schwein, „wenn die Tiere mich sehen, ohne Schwanz, dann finde ich keine Ruhe vor ihrem ewigen Spott ..."
„Aber weißt du denn nicht, daß alles im Himmel von selbst ganz und vollkommen ist?"
„Ist das wahr?" Und wieder blickte das Schwein sich um nach seinem Hinterteil. In der Tat, es hatte wieder seinen Schwanz, sein herrliches Ringelschwänzchen, das heute sogar eine schöne Schleife aus blauer Seide trug.

Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens

Bücher aus dem Insel-Verlag

Vor den Wissenden sich stellen,
Sicher ists in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfst du hoffen,
Denn er weiß, wo du's getroffen.

*

Goethe

Neuerscheinungen 1936

Die Preise beziehen sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

Busch, Wilhelm: Aus alter Zeit. Mit vielen Handzeichnungen des Meisters. Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer. M 4.50

Sein halbes Leben hat Wilhelm Busch daran gearbeitet, die Märchen, Sagen und Volkslieder seiner Heimat zu sammeln, die in diesem Band vereinigt sind. Die Handzeichnungen zeigen Busch von einer weniger bekannten, aber um so reizvolleren Seite. „Aus alter Zeit" ist ein wahrhaft volkstümliches Bilder- und Lesebuch.

Carossa, Hans: Geheimnisse des reifen Lebens. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. M 5.50

Die neue erzählende Dichtung Hans Carossas schildert die seelischen Erlebnisse und Kämpfe eines älteren Mannes in unserer Zeit. Zwei Frauen sind ihm hilfreich bei der Begegnung seines von leidenschaftlichen Zuständen bewegten Daseins mit einer sich wandelnden Welt. In seiner wundervoll klaren und doch geheimnisreichen Sprache gibt der Dichter ein Stück unserer Gegenwart. Reife der Lebenseinsicht und Reife der Gestaltung sind hier in seltener Vollendung eins geworden.

Coolen, Anton: Das Dorf am Fluß. Roman. Aus dem Niederländischen von Hermann W. Michaelsen. M 5.–

Die prachtvolle Gestalt eines Friesen steht im Mittelpunkt dieses Romans: der Arzt Tjerk van Taeke, ein aufrechter Mann, unendlich liebenswert in seiner großen Güte, verehrungswürdig in seiner aufopfernden Pflichterfüllung, ein rotblonder Riese, mit dem Anton Coolen der Dichtung eine unvergängliche Figur geschenkt hat. Um ihn lebt das Dorf an der Maas mit der Fülle leidenschaftlich bewegter Schicksale

Faesi, Robert: Das Antlitz der Erde. Gedichte. M 4.–

Der Schweizer Dichter, Mitarbeiter der „Corona", Verfasser eines tief eindringenden Buches über Rainer Maria Rilke, bietet in diesen Gedichten die Ernte seiner reifen Jahre.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 10 Abbildungen auf Tafeln. M 7.50

Der schönste Briefwechsel Goethes mit einer Frau, der uns überliefert worden ist, ist der mit Marianne, der Suleika des „West-östlichen Divans". In der neuen Auflage sind die letzten Ergebnisse der Mariannen-Forschung verwertet, die Zahl der Dokumente ist beträchtlich vermehrt.

Goethe. – Adolf Beck und Robert Zilcher: Goethe und der Olympische Gedanke. M 3.50

Die beiden mit dem vom Organisations-Komitee für die XI. Olympischen Spiele in Berlin ausgeschriebenen Preise gekrönten Arbeiten suchen die Beziehungen aufzuzeigen, die Goethes Leben und Werk mit dem Olympischen Gedanken verbinden, und die Bedeutung der Leibesübungen in Goethes Leben und Denken sichtbar zu machen.

Grimm. – Märchen der Brüder Grimm. Mit 6 handkolorierten Vollbildern und 100 Holzschnitten im Text von Fritz Kredel. M 6.50

Zu den schönsten Märchen der Brüder Grimm hat Fritz Kredel rund hundert Holzschnitte geschaffen, an denen groß und klein, der naive Betrachter und der Liebhaber und Kunstfreund seine Freude haben wird. Mit jenem echten Humor, der dem Ernst des Märchens aufs engste verwandt ist, macht uns der Künstler die vertrauten Märchengestalten neu lebendig.

Hamburg. – Das alte Hamburg. 154 Bildtafeln. Herausgegeben von Carl Schellenberg. M 9.50

In Gemälden, Zeichnungen und Stichen lebt hier das alte Hamburg wieder auf, und es ersteht vor uns eine Stadt, wie sie schöner und anziehender nicht gedacht werden kann. Die Einleitung zeigt, wie Hamburg sich entwickelt hat, und läßt uns Geschichte und Wesen der Stadt aus ihren Denkmälern erkennen.

Haupt, Georg: Rudolf Koch der Schreiber. Mit 64 Bildtafeln und vielen Textabbildungen. M 8.50

Ein langjähriger Freund Rudolf Kochs hat dem Meister hier ein Denkmal gesetzt, das uns von seiner Art und seiner Arbeit Kunde gibt und in dem die fortwirkende Kraft des schlichten und großen Mannes spürbar ist. Die Abbildungen gewähren, zum ersten Mal in solcher Reichhaltigkeit, einen vollkommenen Überblick über die verschiedenen Schaffensgebiete Rudolf Kochs.

Imerslund, Per: Das Land Noruega. Erlebnisse in Mexiko. M 4.50

Ein junger Norweger, der in Deutschland aufgewachsen ist und dieses sein erstes Buch in deutscher Sprache geschrieben hat, erzählt uns von seinen Abenteuern in Mexiko, mit der bezaubernden Frische, wie sie nur der Erlebnisbericht eines ganz unliterarischen Menschen hat.

Kassner, Rudolf: Von der Einbildungskraft. M 4.50

Der Band vereinigt vier neue große Essays: Einbildungskraft und Glaube – Die Einbildungskraft und die Grenzen (Traum) – Einbildungskraft und Zahl – Einbildungskraft und das Drama (Shakespeare). Sie handeln von den Grenzen des Ethischen und des Ästhetischen.

Kippenberg, Anton: Geschichten aus einer alten Hansestadt. M 3.80

In diesen Geschichten vernimmt man gleichsam die innere Stimme der Stadt Bremen. Vor dem klar gezeichneten Hintergrund der geschichtlichen Entwicklung stehen einige prachtvolle Gestalten: Richter Smidt, Doktor Thulesius, Käppt'n Meyerdierks, Senatsdiener Schumacher, Schuster Focke und andere. Aus den mit Humor erzählten Geschichten entsteht ein Stück Geschichte.

Koch, Rudolf: Das Zeichenbuch. M 5.–

Das Werk vereinigt alle Arten von Zeichen, wie sie schon gebraucht worden sind in den frühesten Zeiten, bei den Völkern des Altertums, im frühesten Christentum und im Mittelalter, Runen und Merkmale, von denen auch heute noch ein starker Zauber ausgeht.

– *Die Weihnachtsgeschichte.* Ein Blockbuch in zehn Holzschnitten. In Pappband M 1.80

Zur Geschichte von der Geburt Christi, wie sie im Evangelium des Lukas geschrieben steht, hat Rudolf Koch eine Reihe von Bildern geschaffen, die er nach Art der alten Blockbücher mit der Schrift zusammen aus demselben Holzblock schnitt. Eine besonders schöne Weihnachtsgabe.

König. – Gestalt und Seele. Das Werk des Malers Leo von König. 64 Bildtafeln. Mit einer Einführung von Reinhold Schneider. M 8.–

In der Kunst des großen Porträtisten spiegelt sich das Menschentum unserer Zeit in entscheidenden Vertretern: Der Soldat (Hindenburg), Politiker (Goebbels), Künstler (Hauptmann) und Sportsmann (von Cramm) ebenso eindringlich wie die Frau in der Vielfalt edler Erscheinungen. Das Schaffen des Malers wird hier zum ersten Mal in einer umfassenden Auswahl der Öffentlichkeit geboten, sie enthält neben den Porträts auch eine Reihe figürlicher Kompositionen.

Le Fort, Gertrud von: Die Magdeburgische Hochzeit. Erzählung. M 3.80

In großen starken Bildern schildert die Dichterin die tragische Situation Magdeburgs im Dreißigjährigen Krieg. Die Eroberung und Zerstörung der Stadt, die schon in den zeitgenössischen Flugblättern mit grausiger Poesie als „Hochzeit" bezeichnet wird, erscheint als Weltgericht: aus dem Untergang erhebt sich das Ewige in reiner Herrlichkeit.

Mell, Max: Das Nachfolge Christi-Spiel. Geh. M 2.50, gebunden M 3.50

Unter den dramatischen Dichtungen des Österreichers, in denen Elemente der christlichen Heilslehre und der deutschen Volksdichtung wunderbar verschmolzen sind, beansprucht das Nachfolge Christi-Spiel besonderen Rang. Die große, in vielen Aufführungen bewährte sittliche Kraft wird auch der andächtige Leser dankbar verspüren.

Novalis: Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Schultz. M 4.50

Der Band vereinigt die Gedichte, Hymnen und Romane des früh-vollendeten Dichters, in dessen Schaffen die Romantik ihre reinste Form fand, der ihr das Losungswort der „Blauen Blume" gab und dessen Dichtungen mit altem, ewig jungem Zauber fortwirken.

Rilke, Rainer Maria: Das Stunden-Buch. Faksimile-Ausgabe der Handschrift des ersten Teils: Das Buch vom mönchischen Leben. Als einmalige Auflage gedruckt. In Pappband M 12.–

Die Veröffentlichung dieser Handschrift bedeutet in zweifacher Hinsicht eine wesentliche Bereicherung der Rilke-Literatur: als Spiegel seines Wesens und als Zeugnis seines Schaffens aus der Frühzeit. Denn diese erste Niederschrift zeigt mannigfache Abweichungen gegenüber dem Druck und auch die Spuren der Arbeit, die dem Leser eine Quelle neuer Erkenntnisse über jenes Werk sein können, das seinen Ruhm mit begründet hat.

Schaper, Edzard: Das Leben Jesu. M 6.50

Liebe, Ehrfurcht und der Glaube an Christus, in dem allein wir erkennen, was ein Mensch von Gott zu erkennen vermag, haben den Dichter bei seiner Erzählung des Lebens Jesu geleitet. In unserer religiös so stark bewegten Zeit wird dieses schöne Buch, das nicht von den christlichen Dogmen, sondern von der Gestalt Jesu selbst spricht, die Herzen vieler Suchenden über alle Bekenntnisse hinweg tief bewegen.

Schneider, Reinhold: Das Inselreich. Gesetz und Größe der britischen Macht. M 8.50

Diese großartige Sinndeutung englischer Geschichte vergegenwärtigt die Menschen des Empires von den ersten Trägern des Kreuzes bis zu den verwegensten Begründern der Macht. In hinreißender Erzählung schildert Reinhold Schneider Menschen und Landschaften, die Kathedralen, das Wiesenland der Angler, den großen Brand Londons. Daß alles, was Menschen vollbringen, am Ewigen gemessen werden muß, daß das Ewige innerhalb des Ablaufs der Geschichte Menschen und Völker auf immer andere Weise vor eine Entscheidung stellt, die ihr Schicksal ist: dies sind die einfachen grundlegenden Erkenntnisse des ungewöhnlichen Werkes.

Sillanpää, Frans Eemil: Menschen in der Sommernacht. Roman. Aus dem Finnischen von Rita Öhquist. M 3.80

Das Leben an einem der finnischen Seen, von einem Samstagnachmittag bis zum Montagmorgen, erscheint hier als vielfarbiges Mosaik. In der Schilderung der zauberhaften Sommernächte offenbart sich der Schöpfer der unvergeßlichen „Silja" von neuem als großer Dichter.

Timmermans, Felix: Bauernpsalm. Roman. Aus dem Flämischen von Peter Mertens. M 5.–

Der „Bauernpsalm" erzählt in der Ich-Form das Leben des Bauern Knoll, das in einer reichbewegten, spannenden Handlung abrollt. Aber es ist kein Bauernroman im üblichen Sinn, kein Buch von den Schicksalen eines beliebigen Menschen, der zufällig Bauer ist: Bauer Knoll ist der ewige Bauer. Und Felix Timmermans schrieb seinen Lobgesang.

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Japan, das Götterland. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. M 6.–

Das wiederum in deutscher Sprache geschriebene Werk des Verfassers der rühmlichst bekannten „Kunst Japans" sucht das alte und das neue Japan in den richtigen Zusammenhang zu setzen. Wir erhalten hier einen tiefen Einblick in das Wesen des japanischen Volkstums.

Waggerl, Karl Heinrich: Wagrainer Tagebuch. M 3.–

Der Dichter erzählt von seinem heimatlichen Dorf mit jener Heiterkeit und jenem Hang zur Grübelei, durch die er uns so tief anrührt. Man ahnt hinter den schlichten Bildern und Gestalten den ewigen Gegensatz zwischen dem seßhaften und dem unsteten Menschen. Hell und freundlich ist das Buch: „Ein Blatt aus sommerlichen Tagen ..."

Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M 3.50

Die Sammlung, die in zwangloser Folge fortgeführt wird, soll die besten Romane aller Zeiten und Völker in schönen Ausgaben umfassen. Die Bände sind äußerlich nicht als Glieder einer Reihe gekennzeichnet, so daß jeder einzelne für sich besteht und in dem schönen Einband Walter Tiemanns besonders auch als Geschenk geeignet ist. 1936 erschienen:

Balzac, Honoré de: Verlorene Illusionen.

Coster, Charles de: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von Albert Wesselski.

Defoe, Daniel: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung. Nachwort von Severin Rüttgers.

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman.

Goethe: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman.

Gotthelf, Jeremias: Wie Uli der Knecht glücklich wird. Nachwort von Paul Ernst.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Nachwort von Reinhard Buchwald.

Jacobsen, Jens Peter: Niels Lyhne. Roman. Übertragen von Anka Matthiesen.

Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich.

Lagerlöf, Selma: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann.

Scheffel, Joseph Victor von: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

Stendhal, Friedrich von: Rot und Schwarz. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig.

Stevenson, R. L.: Die Schatzinsel. Übertragen von Karl Lerbs. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

Bertram, Ernst: Von der Freiheit des Wortes. (Nr. 485)

Bethge, Hans: Japanischer Frühling. Nachdichtungen japanischer Lyrik. (Nr. 492)

Blunck, Hans Friedrich: Erstaunliche Geschichten. (Nr. 497)

Der Bordesholmer Altar Meister Brüggemanns. 48 Bildtafeln. Herausgegeben von Freerk Haye Hamkens. (Nr. 495)

Claes, Ernest: Die Heiligen von Sichem. Übertragen von Edith ter Mer. Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans. (Nr. 483)

Chinesische Volksmärchen. Übertragen und herausgegeben von Wolfram Eberhard. (Nr. 484)

Meister Eckhart: Reden der Unterweisung. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier. (Nr. 490)

Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. In der ersten Fassung. (Nr. 493)

Goethes schönste Briefe. (Nr. 487)

Griechische Lyrik. Herausgegeben von Karl Preisendanz. (Nr. 488)

Das kleine Kräuterbuch. 36 einheimische Heil-, Würz- und Duftpflanzen. Nach der Natur in vielfarbigen Bildern von Willi Harwerth. Text von Friedrich Schnack und Sandro Limbach. (Nr. 269)



Das kleine Buch der Meereswunder. Muscheln und Schnecken. In vielfarbigen Abbildungen nach kolorierten Stichen von Franz Michael Regenfuß. Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 158)

Michelangelo: Dichtungen. Übertragen von Rainer Maria Rilke. (Nr. 496)

Mommsen, Theodor: Römische Charaktere. Mit einer Einleitung von Helmut Berve. (Nr. 489)

Das kleine Buch der Nachtfalter. In vielfarbigen Abbildungen nach kolorierten Stichen von Jakob Hübner. Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 226)

Das kleine Rätselbuch. Deutsche Volksrätsel. Herausgegeben von Kurt Brzoska. (Nr. 494)

Schnack, Friedrich: Geschichten aus Heimat und Welt. (Nr. 498)

Treitschke, Heinrich von: Der Wiener Kongreß. (Nr. 486)

Tschuang-tse: Dichtung und Weisheit. Übertragen und herausgegeben von Hans O. H. Stange. (Nr. 499)

Voigt-Diederichs, Helene: Sonnenbrot. Mit Holzschnitten von Josua Leander Gampp. (Nr. 491)

In neuer Gestalt erschienen:

Dürer, Albrecht: Das Marienleben. Eine Holzschnittfolge. (Nr. 335)

Eichendorff, Joseph von: Gedichte. (Nr. 268)

Anekdoten von Friedrich dem Großen. Mit 12 Holzschnitten von Adolph Menzel. Einleitung von Reinhold Schneider. (Nr. 159)

Novalis: Gedichte und Gedanken. (Nr. 257)

Poe, Edgar Allan: Phantastische Erzählungen. Übertragen von Grete Rambach. Mit Zeichnungen von Fritz Fischer. (Nr. 129)

Richter, Ludwig: Es war einmal. Ein Bilderbuch. (Nr. 360)

Das Ständebuch. 112 Holzschnitte von Jost Amman mit Reimen von Hans Sachs. (Nr. 133)



Vor 1936 erschienen:

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Auf Grund der Ausgabe von Gustav Wustmann neu herausgegeben. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 6.–

Älteste deutsche Dichtungen. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Mit einem ausführlichen Nachwort. M 6.–

Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Littmann. M 7.–

Bach, Johann Sebastian: Hohe Messe in H-Moll. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in Lichtdruck. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M 60.–; in Ganzlederhandband M 80.–

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. M 5.–

Beheim-Schwarzbach, Martin: Der Gläubiger. Roman. M 5.–

– *Die Herren der Erde.* Roman. M 5.50

– *Die Michaelskinder.* Roman. M 6.–

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. Fest- und Gedenkreden. M 6.–
Inhalt: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Schiller – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeiten deutscher Klassik.

– *Gedichte.* In Halbpergament M 4.–

– *Griecheneiland.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–

– *Michaelsberg.* Prosadichtung. M 4.–

– *Das Nornenbuch.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–

– *Der Rhein.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–

– *Straßburg.* Ein Gedichtkreis. In Pappband M 4.–

– *Wartburg.* Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Bessell, Georg: Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. M 5.–

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Gedichte. M 4.50

Blumenbuch: siehe unter Koch, Seite 192.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. M 3.75

Das alte Bremen. Herausgegeben vom Focke-Museum für Bremische Altertümer. Mit 100 Bildtafeln. M 7.–



Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (513 Seiten.) M 7.–

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. M 4.50

Bürger, Gottfried August: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von Gustav Doré. Großquart. In Pappband M 4.50

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. M 10.–

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Carossa, Hans: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. Neue Ausgabe in einem Bande. M 5.–

– *Der Arzt Gion.* Eine Erzählung. M 6.–

– *Tagebuch im Kriege.* Wohlfeile Ausgabe des „Rumänischen Tagebuchs". M 3.–

– *Führung und Geleit.* Ein Lebensgedenkbuch. M 5.–

– *Gedichte.* M 4.–

– *Buch des Dankes für Hans Carossa* zum 15. Dezember 1928. Mit Beiträgen zeitgenössischer Dichter, zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. M 5.–

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjeff und einem Nachwort von André Jolles. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten.) M 12.–; in Leder M 20.–

Claes, Ernest: Black. Die Geschichte eines Hundes. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. M 3.80

– *Bruder Jakobus.* Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. M 5.50

– *Flachskopf.* Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. M 3.75

Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. Über 700 Seiten. M 6.50

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Elisabeth und Felix Augustin. M 5.–

Cooper, Duff: Talleyrand. Übertragen von Karl Lerbs. Mit 5 Bildtafeln. M 7.50

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. M 7.50

Dante: Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Canzoniere. Vita Nuova. Il Convivo sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1080 Seiten.) M 10.–

Däubler, Theodor: Das Nordlicht. Ein Epos in drei Teilen. Neue Ausgabe. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1240 Seiten.) M 10.–

Dehn, Fritz: Rainer Maria Rilke und sein Werk. Eine Deutung. M 6.–

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.) M 4.50

Inhalt: Arnim: Der tolle Invalide – Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl – Büchner: Lenz – Droste-Hülshoff: Die Judenbuche – Eichendorff: Taugenichts – Fouqué: Undine – Goethe: Novelle – Gotthelf: Barthli, der Korber – Grillparzer: Der arme Spielmann – Hauff: Das kalte Herz – Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend – E. T. A. Hoffmann: Der Elementargeist – Gottfried Keller: Spiegel, das Kätzchen – Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili – Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag – Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal – Schiller: Der Geisterseher – Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse – Stifter: Der Hagestolz – Tieck: Der blonde Eckbert.

Deutsche Gedichte in Handschriften. Wiedergabe in Lichtdruck. Halbpergamentband M 8.50.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.) M 4.50

Inhalt: Das Hildebrandslied – Beowulf – Walther und Hildegund – Sigfrid und die Nibelunge – Wieland der Schmied – König Rother – Der getreue Wolfdietrich – König Dietrich von Bern – Kudrun – Der Nibelunge Not.

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes M 60.–

Die politische Reihe. Jeder Band M 7.50
Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die kulturhistorische Reihe. Jeder Band M 7.50
Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers. M 4.50
Der Band enthält: Der hörnern Siegfried – Die vier Haimonskinder – Herzog Ernst – Wigoleis – Kaiser Barbarossa – Die schöne Melusine – Die geduldige Griseldis – Die schöne Magelona – Hirlanda – Fortunat – Eulenspiegel – Die Schildbürger – Doktor Faust.

Dickens, Charles: Martin Chuzzlewit. M 8.–

– *David Copperfield.* M 8.–

– *Der Raritätenladen.* M 8.–

– *Die Pickwickier.* M 8.–

– *Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.* M 8.–
Die Bände enthalten zahlreiche Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von Cruikshank, Cattermole, H. K. Browne und anderen.

Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Herausgegeben von Carl Viëtor. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. M 3.50

Disteli: Abenteuer des berühmten Freiherrn von Münchhausen. Mit Lichtdrucken nach 16 Radierungen und 16 Zeichnungen von Martin Disteli. Herausgegeben von Gottfried Wälchli. Einmalige Ausgabe in 800 Exemplaren. Halbpergamentband M 9.50

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Neu herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier. M 3.75

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) M 6.–

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Neue Ausgabe mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten. M 3.75

Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. M 2.50

Geese, Walter: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. M 7.–

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in dunkelbraunem Leinen M 135.–; in rotbraunem Leder M 235.–

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten. – Die Bände sind auch einzeln in dunkelblauem Leinen ohne durchlaufende Bandbezeichnung unter folgenden Titeln lieferbar:

I. Romane und Novellen I. M 10.–
II. Romane und Novellen II (Wilhelm Meister). M 9.50
III. Autobiographische Schriften I (Dichtung und Wahrheit). M 8.–
IV. Autobiographische Schriften II. M 8.–
V. Autobiographische Schriften III. M 8.–
VI. Dramatische Dichtungen I (Faust). M 5.–
VII. Dramatische Dichtungen II (vor der italienischen Reise entstanden). M 9.–
VIII. Dramatische Dichtungen III (nach der italienischen Reise entstanden). M 10.–
IX. Kunstschriften I. M 8.–
X. Kunstschriften II. M 8.–
XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. M 9.50
XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. M 7.50
XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. M 7.50
XIV–XV. Lyrische und epische Dichtungen. 2 Bände. M 12.–
XVI–XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. 2 Bände. M 20.–

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) M 18; in Leder M 30.–

Gespräche mit Eckermann. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) M 7.50; in Leder M 13.–

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) M 9.50; in Leder M 16.–

Goethes Werke in sechs Bänden (Der Volks-Goethe). 3900 Seiten. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. M 18.–

Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teile vielfarbigen Tafeln. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. M 10.–

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790). Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) M 3.50; in Leder M 6.50



Goethe: Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) M 12.–; in Leder M 20.–

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. M 3.75

Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) M 20.–

Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio.) In Halbleder M 50.–; in Leder M 80.–

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben von Gustav Roethe. M 3.50

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. M 4.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.50

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wahl. M 5.–

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. M 4.50

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. M 9.–

Gunnarsson, Gunnar: Vikivaki oder Die goldene Leiter. Roman. Übertragen von Helmut de Boor M 5.50

Hardt, Ernst: Gesammelte Erzählungen. M 4.–

– *Gudrun.* Ein Trauerspiel in fünf Akten. M 4.–

– *Tantris der Narr.* Drama in fünf Akten. M 4.–

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Mit einem für die deutsche Ausgabe geschriebenen Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 118 Abbildungen und einer Karte. M 6.50

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe. M 5.–

Hebel, Johann Peter: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Textrevision von Karl Viëtor. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. In Halbleinen M 15.–

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. M 3.75

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. M 2.50

Hofmannsthal, Hugo von: Buch der Freunde. Tagebuchaufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. M 4.–

– *Die Gedichte und kleinen Dramen.* M 5.–

– *Das Salzburger Große Welttheater.* Geheftet M 2.–; in Pappband M 2.50

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke und Briefe. Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel in fünf Bänden. In Halbleder M 65.–

– *Sämtliche Werke.* Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten.) M 9.–; in Leder M 15.–

– *Gesammelte Briefe.* Eingeleitet von Ernst Bertram. M 6.–; in Leder M 12.–

– *Hyperion oder der Eremit in Griechenland.* M 3.–; in Leder M 6.–

Ομηρου επη. (Ιλιας Οδυσσεια)
Homers Werke (Ilias und Odyssee) im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. M 6.–

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. M 4.50

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. (1400 Seiten.) M 12.–
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

– *Der große Krieg in Deutschland.* Gekürzte Ausgabe. M 2.50

– *Entpersönlichung.* In Halbleinen M 4.75

– *Von den Königen und der Krone.* Roman. In Halbleinen M 5.25

– *Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri.* Roman. M 3.75

– *Luthers Glaube.* Briefe an einen Freund. M 5.–

– *Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.* M 5.–

– *Die Verteidigung Roms.* Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. M 6.–

– *Der Kampf um Rom.* Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. M 6.–

– *Der Sinn der Heiligen Schrift.* In Halbleinen M 5.–

– *Michael Unger.* Roman. M 3.75

– *Wallenstein.* Eine Charakterstudie. In Pappband M 3.25

– *Gesammelte Gedichte.* M 6.75

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. M 6.50

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) M 8.50; in Leder M 15.–

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. M 10.–

Kamban, Gudmundur: Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. Deutsche Ausgabe von Edzard Schaper. M 7.50

Kant: Kritik der reinen Vernunft. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

– *Kant-Aussprüche.* Herausgegeben von Raoul Richter. M 3.50

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. M 4.50

– *Die Moral der Musik.* Aus den Briefen eines Musikers. In Pappe M 4.–

– *Die Mythen der Seele.* M 4.–

– *Physiognomik.* Mit 45 Abbildungen. M 7.50

– *Das physiognomische Weltbild.* M 7.50

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben und eingeleitet von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Kippenberg, Katharina: Rainer Maria Rilke. Ein Beitrag. M 5.–

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Michael. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) M 9.–; in Leder M 15.–

– *Briefe.* Herausgegeben von Friedrich Michael. M 3.50

Koch, Rudolf: Das ABC-Büchlein. In Pappband M 2.80
Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf der Handpresse gedruckt im Haus zum Fürsteneck zu Frankfurt a. M. In Halbleder M 30.–

– *Das Blumenbuch.* Zeichnungen von Rudolf Koch. In Holz geschnitten von Fritz Kredel. 250 Holzschnitte im Format $23^1/_2 \times 31^1/_2$ cm. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Die Handkolorierung besorgte Emil Wöllner. Drei Teile. In Pappbänden M 80.–

– *Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch.* Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 4.50

Kühnemann, Eugen.: Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) M 15.–

Lawrence, David Herbert: Liebende Frauen. Roman. M 8.–

– *Der Hengst St. Mawr.* Roman. M 5.–

– *Der Marienkäfer.* Novellen. M 7.–

– *Der Regenbogen.* Roman. M 6.–

– *Die gefiederte Schlange.* Roman. M 8.–

ıwrence, David Herbert: Söhne und Liebhaber. Roman. M 8.–

Der Zigeuner und die Jungfrau. Novellen. M 7.–

·nau, Nikolaus: Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von Eduard Castle. M 40.–

uthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. M 3.75

:ht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. Wiedergabe .n farbigem Lichtdruck in der Originalgröße ($35^1/_2 \times 25$ cm). Herr Hartmann von Aue – König Konrad der Junge – Graf Kraft von Toggenburg – Herr Werner von Teufen – Herr Walther von der Vogelweide – Klingsor von Ungerlant (Der Sängerkrieg) – Der Tannhäuser – Meister Johannes Hadloub. Jedes Blatt M 6.–; die acht Blätter in Leinennappe M 48.–

ell, Max: Die Sieben gegen Theben. Dramatische Dichtung. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50

Das Spiel von den deutschen Ahnen. In Pappband M 3.50

:ller, Simon: Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. M 10.–

ıttram, Ralph H.: Der „Spanische Pachthof". Eine Romantrilogie 914 bis 1918. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Übertragen on T. Francke. (720 Seiten.) M 8.50

·zart: Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 6 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.–

hlberger, Josef: Die große Glut. Roman. M 5.50

)ie Knaben und der Fluß. Erzählung. M 3.80

·elthau, Otto: Der Ritt nach Canossa. Historischer Roman. M 6.–

Nibelungen Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. usgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) M 6.–

tzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard ehler. M 4.50

Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art nesischer Blockbücher gebunden M 6.–

Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen 1 Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. 40 Seiten.) M 12.–

ll, Georg: Der Bienenroman. M 5.–

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Mit 46 Abbildungen in Lichtdruck, 4 Wasserzeichentafeln, 13 Papierproben und 1 Karte. Neue Auflage. In Halbleinen M 9.–

Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Werke in sechs Bänden. M 35.–; in Halbleder M 45.–

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

– *Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899–1902.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe aus Muzot (1921–1926).* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe an seinen Verleger (1906–1926).* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Erste Gedichte.* M 6.–
– *Frühe Gedichte.* M 5.–
– *Das Buch der Bilder.* M 5.25
– *Neue Gedichte.* M 6.–
– *Späte Gedichte.* M 5.–
– *Duineser Elegien.* M 3.50
– *Das Stunden-Buch.* Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode. In Halbleinen M 3.–
– *Geschichten vom lieben Gott.* M 4.50
– *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* M 6.50
– *Über Gott.* Zwei Briefe. In Pappband M 2.–
– *Auguste Rodin.* Mit 96 Bildtafeln. M 7.–

Rilke-Bibliographie. Bearbeitet von Fritz Adolf Hünich. Erster Teil: Das Werk des Lebenden. M 6.–

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und R. Buchwald. Zwei Bände. In Halbleinen M 10.–
Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–; in Schweinsleder M 30.–

Schaeffer, Albrecht: Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. (1400 Seiten.) M 15.–

Schaeffer, Albrecht: Griechische Heldensagen. Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. M 10.–

– *Josef Montfort.* Roman. M 6.50

– *Das Prisma.* Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. M 6.50

– *Der göttliche Dulder.* Dichtung. M 6.25

– *Parzival.* Ein Versroman in drei Kreisen. M 7.50

– *Gedichte aus den Jahren 1915 bis 1930.* M 4.–

Schaper, Edzard: Die sterbende Kirche. Roman. M 6.–

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. M 7.–

– *Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.* Mit 77 Bildtafeln. M 9.–

– *Holland.* Mit 100 Bildtafeln. M 9.–

– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. M 9.–

– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. M 9.–

– *Der junge Tobias.* Eine Jugend und ihre Umwelt. M 6.–

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (4900 Seiten.) M 45; in Leder M 70.–

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. M 10.–

Schnack, Friedrich: Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. M 5.–

– *Klick aus dem Spielzeugladen.* Roman für das große und kleine Volk. M 4.–

– *Das Leben der Schmetterlinge.* Naturdichtung. M 6.–

– *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. M 4.50

– *Die brennende Liebe.* Roman der drei Lebensalter. M 6.–
Eine neue Bearbeitung der drei schönsten Romane des Dichters: Beatus und Sabine – Sebastian im Wald – Die Orgel des Himmels.

Schneider, Reinhold: Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. M 3.80
Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland.

Schopenhauer: Parerga und Paralipomena. Herausgegeben von Hans Henning. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1340 Seiten.) M 10.–

– *Aphorismen zur Lebensweisheit.* Taschenausgabe. M 3.50

Schröder, Rudolf Alexander: Der Wanderer und die Heimat. M 4.75

– *Mitte des Lebens.* Geistliche Gedichte. M 5.–

– *Gedichte.* M 6.–

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.) M 4.50

Scott, Gabriel: Fant. Roman. In Verbindung mit dem Dichter besorgte Übertragung aus dem Norwegischen von Edzard Schaper. M 5.50

Sieber, Carl: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Mit 5 Bildtafeln und einem Faksimile. M 5.–

Sillanpää, Frans Eemil: Eines Mannes Weg. Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. M 5.–

– *Silja, die Magd.* Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. M 6.–

Steindorff, Georg: Die Kunst der Ägypter. Bauten – Plastik – Kunstgewerbe. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. M 12.50

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Ausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) M 55.–

Als Einzelausgaben erschienen:

– *Das Leben eines Sonderlings.* Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen, Dokumente. Übertragen von Arthur Schurig. M 8.50

– *Von der Liebe.* Übertragen von Arthur Schurig. M 7.–

– *Armance.* Übertragen von Arthur Schurig. M 5.–

– *Rot und Schwarz.* Roman. Übertragen von Arthur Schurig. M 8.–

– *Lucien Leuwen.* Roman. Übertragen von Otto Freiherrn von Taube. M 8.50

– *Zwölf Novellen.* Übertragen von Arthur Schurig. M 7.–
Inhalt: Erinnerungen eines italienischen Edelmannes – Vanina Vanini – Die Truhe – Der Liebestrank – Der Fluch – Die Fürstin Campobasso – Die Familie Cenci – Vittoria Accoramboni – Die Herzogin von Palliano – Die Äbtissin von Castro – Eine Klostertragödie – Schwester Scolastica.

– *Gedanken, Meinungen, Geschichten aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute.* Übertragen von Arthur Schurig. M 8.–

Stifter, Adalbert: Werke in drei Bänden (Volks-Stifter). Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. M 12.–
Die Ausgabe umfaßt die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

– *Erzählungen.* (900 Seiten.) M 4.50

– *Der Nachsommer.* Ungekürzte Ausgabe. (782 Seiten.) M 3.75

Stifter, Adalbert: Witiko. Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. Ungekürzt. (930 S.) M 4.50.

– *Aus dem alten Wien.* Mit 28 Bildtafeln. M 6.50

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. M 30.–

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75

– *Die Löwenprankes.* Roman. In Halbleinen M 4.50

– *Das Opferfest.* Roman. M 6.–

Tausend und eine Nacht. Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) M 50.–; in Leder M 90.– Die Bände sind auch einzeln in Leinen je M 9.– erhältlich.

– *Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht.* In einem Bande. M 4.50

Terry, Charles Sanford: Johann Sebastian Bach. Mit einem Geleitwort von Professor D Dr. Karl Straube, Kantor zu St. Thomae. Neue Ausgabe. Mit einem Bildnis Bachs in Lichtdruck und 32 Bildtafeln. M 6.50

Tietze, Hans: Albrecht Altdorfer. Mit 127 Abbildungen. M 10.–

Timmermans, Felix: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 6.–

– *Die Delphine.* Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 5.–

– *Franziskus.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 6.–

– *Das Jesuskind in Flandern.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anton Kippenberg. M 3.75

– *Pallieter.* Übertragen von Anna Valeton-Hoos. Mit Zeichnungen des Dichters. M 3.75

– *Der Pfarrer vom blühenden Weinberg.* Roman. Übertragen von Peter Mertens. M 5.–

– *Timmermans erzählt.* Mit Zeichnungen des Dichters. M 3.75

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) M 12.–

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Die Kunst Japans. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. M 20.–

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. M 6.50

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. M 5.50

– *Schweres Blut.* Roman. M 5.50

– *Das Jahr des Herrn.* Roman. M 5.50

– *Mütter.* Roman. M 5.–

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. M 4.50

Walschap, Gerard: Heirat. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Felix Augustin. M 4.50

Wilde, Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Bildtafeln sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. In Halbleinen M 4.50

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Kolb. Mit 10 Bildtafeln. M 6.50

Inhalt

Bildverzeichnis

Umschlag und Kalendarium zeichnete Walter Tiemann
Gedruckt von der Offizin Poeschel & Trepte in Leipzig